9.3.281

Lebensbeschreibung Heinrichs, des großen, Königs von Frankreich,

verfertigt
von
Harduin von Perefixe,
Erzbischoffe von Paris, und Kanzler der königlichen Orden.

Uebersetzet
von
M. Johann Christoph Kind.

9
3
281

Altenburg, bey Paul Emanuel Richter. 1753.

Vorrede.

Man würde unrecht thun, und eine gar zu groſse Unbeleſenheit in den häufigen Tagbüchern und Monatſchriften verrathen, wenn man ſich beſchweren wollte, als wenn bey uns ſehr wenige, oder gar keine Lebensbeſchreibungen herauskämen.

Es iſt wahr, es treten, ſeit Europa den Frieden wider genieſst, nicht ſo viel Leben ans Licht, als während dem letztern Kriege, da man uns bald

diesen, bald jenen Afterhelden beschriebe, und es scheinen die an kriegerischen Begebenheiten magern Zeitungen gleichsam die Quellen zu verstopfen, aus denen vorher mancher lichtscheue Schriftsteller schöpfte, und die Thaten und Begebenheiten mancher Kriegsleute mit einer so fertigen, als feilstehenden Feder, und nach Vorschrift des Verlegers ein Denkmal stiftete. Beynahe ein jeder Partheygänger, der etwan ein Land durchstreift, und durch Sengen und Brennen, durch Rauben und Plündern verwüstet hatte, wurde entweder gleich nach seinem Tode, oder wohl gar noch lebend, und ehe sich noch der Feldzug endigte, mit seinen Heldenthaten beschrieben. Der Veränderung wegen, und um die Neubegierde der gemeinen Leser zu unterhalten, hat bisweilen ein in Ungnade ge-

gefallener Staatsmann herhalten, und sich von seinem Geschichtschreiber weit mehr, als von seinen Feinden und dem Glücke mißhandeln lassen müssen. Einige große Herren, besonders diejenigen, welche sich im Kriege hervorgethan haben, sind kaum gestorben, als man ihre Kriegsthaten noch eher, als die auf sie verfertigte Leichengedichte in den Buchläden gefunden hat, und nur diejenigen, welche ihr Land zum Vergnügen ihrer Unterthanen in Ruhe und Frieden regiert haben, sind bisweilen von der Beschimpfung solcher Herolde verschont geblieben. Solche und dergleichen Lebensbeschreibungen nun hat uns der bisherige Friede geraubt. Unterdessen ist man zum guten Glücke auf eine andere Art von Lebensbeschreibungen gefallen, die aber von keinem so allgemei-

nen Umfange, und folglich ihren Erfindern nicht so einträglich ist, und hat uns zeither verschiedene Sammlungen von Lebensgeschichten ietzt lebender Gelehrten geliefert, aus denen man erfährt, was eben dieser, oder jener Gelehrte für Aeltern und Lehrmeister gehabt, was er für Schulen besucht, was er für Aemter nach und nach erlangt, und wie er etwa durch Schriften und Abhandlungen die Gränzen der Gelehrsamkeit erweitert hat, oder künftighin, seinen Verheißungen nach, erweitern wird. Die erstern sind keiner Beurtheilung würdig, sondern müssen mit Verachtung gestraft werden; den letztern hingegen wünsche ich nach ihrem Tode einen Adami, Freher, Witten, oder andere solche Biographen zu Nachsammlern.

Wenn

Wem die ächten Regeln einer vollkommenen Geschichte und Lebensbeschreibung bekannt, und die Muster der Alten und etlicher wenigen Neuern nicht fremd sind, der wird bey allem Ueberflusse an Lebensbeschreibungen dennoch gestehen müssen, daß wir sehr wenig gute aufweisen können, es mag nun entweder die Ungeschicklichkeit der Verfasser, oder die Parteylichkeit, oder die Schmeicheley, oder die Umstände der Zeiten, oder sonst etwas Schuld daran seyn. Es ist schwer, eine Geschichte zu schreiben, und ich weis nicht, ob es nicht noch schwerer ist, eine wahre und unpartenische Lebensbeschreibung zu verfertigen, indem es nicht genug ist, das Aeußerliche, als Geburt, Heirath, Tod, Stand, Ansehen, Würden, Thaten, und andere solche Dinge zu beschreiben, welche in die Sinne fallen, einen Menschen nur

von außen känntlich machen, und für Maler, Kupferstecher, Bildhauer und andere solche Künstler gehören. Wer die Lebensgeschichten verdienter Männer mit Beyfalle beschreiben will, muß dieses, gleichsam als ein Nebenwerk, nur kürzlich berühren, und sein Augenmerk vornehmlich auf die Abschilderung der Seele richten. Er muß ihr wahres Bild entwerfen, die Fähigkeiten des Verstandes, den Willen mit allen Leidenschaften, den Trieb zur Tugend und zum Laster, und seinen Gegenstand also vorstellen, wie er in der Einsamkeit, öffentlich, im gemeinen Umgange, und in der Beobachtung der Pflichten eines nützlichen Weltbürgers, wie er im Befehlen, im Gehorchen, im Glücke und im Unglücke beschaffen, was er für ein Vater, für ein Ehegatte, für ein Hausherr, für ein Regent, für ein Unterthan,

für

für ein Freund und Feind gewesen ist. Ueberhaupt er muß die Seele, die Regiererinn des Leibes, nach ihrer wahren Beschaffenheit abbilden, und ihre Güte nicht allezeit aus öffentlichen und in die Augen fallenden Thaten, sondern öfters aus einem Blicke, Worte und Scherze, welche bisweilen Herzensverräther sind, schlüssen, und durch die genaueste Abbildung den Leser in den Stand setzen, die Einigkeit zwischen den äußerlichen Handlungen und innerlichen Triebfedern vollkommen einzusehen. Auf diese Weise kann der Leser vergnügt, und durch den Reiz der Tugend, welche in vortreflichen Beyspielen sichtbar und noch reizender wird, gebessert werden.

Weder Schmeicheley muß das Urbild durch übertriebene Lobserhe-

bungen, worunter auch solche Leben zugehören scheinen, die auf Münzen und prächtige Ueberschriften gebauet werden, noch Haß und Bitterkeit durch satyrische Züge verstellen, und entweder das Gute, oder das Böse vergrößern. Die Fehler sind nicht gänzlich zu übergehen, vielweniger zu Tugenden zu machen. Allein man muß in ihrer Bemerkung einen edelgesinnten Plutarche nachahmen, welcher das Leben eines nicht ganz untadelhaften Luculls, der sich etliche hundert Jahre vorher, um Chäronea, als um Plutarchs Vaterland, verdient gemacht hatte, aus Erkänntlichkeit beschrieben, und im Eingange wegen solcher Fehler, die von Menschen nicht getrennt werden können, folgende Regel giebt, die von seiner großen Menschenliebe zeugt. Wir wollen, heißt es, auf der 5. S.

des

des 5. Theils, das Leben und die Thaten dieſes Lucullus beſchreiben, weil wir glauben, daß ein Gemäld der Sitten und Gemüthseigenſchaften weit ſchöner iſt, als dasjenige, was nur den Körper und das Geſicht abbildet. Wir verſprechen, dieſes aufrichtig und ohne Schmeicheley zu thun. Denn wir werden ihm durch ein bloßes Andenken, das wir ſeinen Thaten ſtiften, unſere Erkänntlichkeit genugſam bezeigen, zumal da er ſelbſt keine falſche und erdichtete Erzählung ſeiner Thaten zur Belohnung ſeines wahren Zeugniſſes annehmen würde. Man verlangt aber von einem Maler, der ſchöne und wohlgebildete Perſonen abmalt, daß er weder einen kleinen Flecken ſeines Urbildes gänzlich vorbey laſſe, noch ihn allzu genau ausdrücke, als wodurch das Bild entweder häßlich,

oder unähnlich werden würde. Und weil es schwer, ja unmöglich ist, einen ganz untadelhaften, und ganz vollkommenen Mann zu finden, dessen Leben man beschreiben könne; so muß man auf eben diese Weise beym Guten und Löblichen die Wahrheit, als die Aehnlichkeit, auf das genaueste treffen, und hingegen die Vergehungen, und unvermeidlichen Fehler, die sich entweder wegen einer Leidenschaft, oder wegen der Umstände und Beschaffenheit des Staats in die Thaten eines Mannes eingeschlichen haben, mehr für Mängel der Tugend, als für Laster ansehen. Diese Mängel nun muß man nicht auf eine gar zu genaue und überflüssige Weise erzählen, sondern vielmehr vor der menschlichen Natur Scheu tragen, wenn sie kein von allen Mängeln reines Gut, und kein ganz voll-

vollkommenes Urbild hervorbringt. Eben dieser Vorschrift ist Plutarch in allen seinen Lebensbeschreibungen gefolgt. Er haßt die Schmeicheley, liebt die Wahrheit, als die Seele der Geschichte, ist der Tugend hold und hat mit der Unvollkommenheit der menschlichen Natur Mitleiden, wenn er der Fehler seiner Helden gedenken muß. Er verschweigt die Fehler nicht gänzlich, doch vergrößert er sie auch nicht auf eine tadelsüchtige Art. In den alten Zeiten hat es einige gegeben, (unsere monarchischen Zeiten pflegen immer einen solchen Frevel zu ahnden) welche sich in solchen Lebensbeschreibungen bey den Fehlern am allerlängsten aufgehalten, sich gleichsam darüber gekützelt, und sich beynahe nicht, als Geschichtschreiber, sondern als Lehrmeister zum Bösen aufgeführt haben. Timäus und Theopompus

gehö-

gehören darunter, denen ein Sveton an die Seite zu setzen ist, welcher die Fehler und häßlichsten Schandthaten der ersten zwölf römischen Kaiser gar zu vorwitzig erzählt, und dadurch die Leser bey aller seiner Reinigkeit in der Sprache schamroth macht. Bayle mag den Sveton und andere seiner Art vertheidigen, und ihre verführerische Offenherzigkeit rühmen, wie er will, so werden doch, meinem Erachten nach, Plutarchs Leben beständig den Vorzug behalten, und die allerschönsten, vielleicht aber auch die unnachahmlichsten Muster bleiben.

Einige wenige haben in den beyden letztern Jahrhunderten entweder nach Plutarchs Beyspiele viele, oder auch nur einzele Lebensbeschreibungen heraus gegeben, deren Werth ganz verschieden ist. Unter den besten

sten verdient gegenwärtige Lebensbeschreibung Heinrichs, des großen, Königs in Frankreich, eine Stelle. Der Held, dessen Leben hierinnen beschrieben ist, hat nach einer allgemeinen Uebereinstimmung den Namen eines Großen verdient, und sein Geschichtschreiber die Regeln einer guten Lebensbeschreibung gewußt, und genau beobachtet. Es wird daher dieses Leben seinen guten Werth niemals durch die wenigen Fehler, die man daran ausseţet, verliehren, unter denen dieser der vornehmste seyn soll, daß er in seine Erzählung der Begebenheiten gar zu viele Lehren und Betrachtungen aus der Sittenlehre und Staatskunst eingestreuet hätte. Ich läugne solches gar nicht, sondern glaube vielmehr, daß er seine Schätze gar zu reichlich ausgeschüttet hat, und es nicht leichtlich

würde

würde im Stande gewesen seyn, wie ein Plutarch viele Leben zu beschreiben. Allein die Absicht, einen königlichen Prinzen und Enkel seines Helden, nämlich Ludwig, den großen, den ihm der Cardinal Mazarin anvertrauet hatte, zu unterrichten, und zur Regierung großer Reiche beyzeiten geschickt zu machen, kann ihn wider solchen Vorwurf völlig rechtfertigen.

Zu meiner Uebersetzung habe ich mich der Ausgabe bedient, welche 1661. 12. in Amsterdam heraus gekommen ist. Die alte deutsche Uebersetzung hingegen, welche 1669. 12. in Leipzig heraus gekommen seyn soll, habe ich nirgends antreffen können. Leipzig in der Ostermesse 1753.

M. Johann Christoph Kind.

Geschichte des Königs Heinrichs, des Großen.

Sire,

Die Ehrfurcht und Liebe, die von allen redlichen Franzosen gegen das glückliche Andenken des Königs Heinrichs, des Großen, Dero Herrn Großvaters, beständig ist gehegt worden, stellen ihn ihrem Gedächtnisse so gegenwärtig vor, als wenn er noch regierte, und der Ruf erhält den Glanz seiner

herrlichen Thaten in den Herzen und Munde der Menschen so lebhaft und so unversehrt, als er zu den Zeiten seiner Triumphe war. Allein man kann zugleich sagen, wenn man E. M. betrachtet, daß er in E. M. Person wieder zu leben angefangen hat, und sich heutiges Tages unter einem weit majestätischern Gesichte, und durch solche Tugenden sehen läßt, die den Feinden Frankreichs eben so furchtbar, als seinen Völkern angenehm und reizend scheinen.

In der That, Sire, diese löbliche Ungeduld, die E. M. zu erkennen gegeben haben, als ich sie unsere Geschichte habe lesen lassen, zu dieser glorreichen Regierung zu kommen, und sieben bis acht Könige, die vor ihm regiert haben, deswegen zurück zu lassen, ist ein gewisses Zeichen, daß Sie sich ihn zum Muster zu nehmen verlangen, und entschlossen sind, seine Aufführung sich genau bekannt zu machen, um ihr bey der Verwaltung Dero Staats zu folgen. Eine glückliche Geburt und recht königliche Neigungen treiben E. M. dazu an; die Hofnung und

Wün-

Wünsche Dero Unterthanen leiten Sie dahin; die Noth Dero durch das Uebel eines der langwierigsten Kriege geplagten Königreichs verbinden Sie dazu, und der Himmel hat Sie durch so viele Gnade und durch so erhabene Eigenschaften dazu zubereitet, daß es E. M. schwer seyn würde, den schönen Beyspielen eines so großen Monarchen nicht zu folgen. Ich erkühne mich zugleich zu sagen, und ich kann es mit Wahrheit thun, daß es E. M. nicht unmöglich seyn wird, sie zu übertreffen, wenn Sie sich bestreben, alle diejenigen Vortheile wohl anzuwenden, mit denen Gott E. M. vor allen Prinzen Dero Alters ausgerüstet hat.

Gott hat E. M. eben wie dem Könige, Dero Herrn Großvater, eine großmüthige redliche und gutthätige Seele, einen erhabenen und zu den größten Dingen fähigen Geist, ein glückliches und gutes Gedächtniß, eine heldenmäßige und martialische Herzhaftigkeit, eine reine und gründliche Beurtheilungskraft, eine starke und dauerhafte Gesundheit gegeben; noch mehr, Gott hat E. M. einen Vorzug ge-

geben; welchen dieser große Prinz nicht hatte, nämlich, diese majestätische Stellung, dieses beynahe göttliche Ansehen und Betragen, diese Leibesgestalt und Schönheit, welche der Beherrschung des Erdkreises würdig sind, welche die Augen und Ehrfurcht der ganzen Welt an sich ziehen und mit welchen E. M. ohne die Gewalt der Waffen, ohne das Ansehen der Befehle, alle diejenigen gewinnen, von denen E. M. nur gesehen werden.

Ich übergehe den glücklichen Zustand mit Stillschweigen, in welchem sich dieser Staat seit Dero glücklichen Gelangung zur Krone befindet; wie E. M. eben so bald zum Sieger, als zum Könige sind ausgerufen worden; wie vermittelst der guten Anschläge Dero großen Ministre Dero Gränzen auf allen Seiten sind erweitert, Dero Feinde überall geschlagen, und die Zusammenrottungen gänzlich zerstreuet worden. Allein ich darf die besondere Gnade nicht vergessen, daß der Himmel E. M. durch die beständige Sorgfalt und Beyspiele Dero königlichen Mutter in der katholischen Religion und wahren

Got-

Gottesfurcht hat unterrichten lassen, welches unserm Heinriche ohne Zweifel in seiner Jugend mangelte.

Mit so schönen Gemüthskräften und mit so seltsamen Geschenken des Himmels können es E. M. dem Ruhme und Ansehen dieses großen Königs völlig gleich thun, E. M. belieben sich zu erinnern, daß Sie mir die Ehre gethan haben, mir mehr, als einmal zu sagen, wie Sie nach einer gleichen Vollkommenheit mit allen Kräften strebten, und keine andere, als diese große Ruhmbegierde hätten. Ganz Frankreich, welches ietzo seine Augen auf E. M. richtet, freuet sich zu sehen, daß Dero Begierden schon die Würkungen nachfolgen, und E. M. sich so thätig zu erweisen anfangen, als Sie eifrigst gewünscht haben, die Erzählung eines so schönen Lebens anzuhören.

E. M. wissen, daß man den Willen nur für eine Schwachheit hält, wenn er sich nicht thätig bezeigt, und er nicht sowohl löblich ist, als vielmehr denjenigen, der ihn hat eben so sehr verdammt als er dasjenige wohl einsieht, was er thun soll,

und nicht das Herz hat sich dahin zu bestreben, und es zu unternehmen.

Der Weg der Tugend ist anfänglich ein wenig rauh; er führt aber auch zu dem Tempel der Ehren, wohin man gewißlich nicht mit gemeinen Gedanken, und eiteln Reden, sondern mit Arbeit, Mühe, Eifer und Beständigkeit gelangt.

Ich habe mir etlichemale die Freyheit genommen, E. M. vorzustellen, daß die königliche Würde nicht sowohl ein Stand des Müßiggangs ist, als vielmehr beynahe ganz in der Thätigkeit besteht, und ein König seine Pflicht zu seinem Vergnügen machen, sein Vergnügen im Regieren suchen, und wissen muß, was regieren heißt, nämlich das Ruder seines Staats selbst in Händen haben, um es mit Muth, Weisheit und Gerechtigkeit zu führen.

Wer weis nicht, daß es keine Ehre bringt, einen Ehrennamen zu führen, dessen Pflichten man nicht nachkömmt? Wer weis nicht, daß es vergebens ist, sich vieles bekannt gemacht zu haben, wenn man nicht den Muth faßt, solches in Ausübung zu bringen; daß es unnütze ist, sich ein gro-

großes Muſter vorzuſtellen, wenn man ihm nicht in der That nachfolgt, und es endlich zu nichts hielft, alle Lehren der Staatskunſt zu wiſſen, wenn man ſie nicht ausübt? In Wahrheit, derjenige, der Augen hat, und ſie nicht aufthun will, derjenige, der Arme hat, und ſich nicht bemüht, ſie zu bewegen, befindet ſich in einem ſchlimmern Zuſtande, als derjenige, der in der That blind und lahm iſt.

Ich kann, Sire, die unausſprechliche Freude nicht verbergen, die ich einigemale empfunden habe, als ich aus E. M. Munde gehört habe, daß Sie lieber wünſchten, die Krone niemals getragen zu haben, als nicht ſelbſt zu regieren, und dieſen trägen Königen des erſten Hauſes gleich zu ſcheinen, die, wie alle unſere Geſchichtſchreiber ſagen, ihren Oberhofmeiſtern nur zu Götzen gedient, und weiter keinen Namen gehabt haben, als nur das Jahr in der Zeitrechnung zu bezeichnen.

Allein es iſt genug, um Frankreich zu erkennen zu geben, wie ſehr E. M. eine dergleichen Trägheit und Schlafſucht verdammen, wenn ich ſage, daß Sie Dero

Herrn Großvater, Heinriche, dem Großen, nachahmen wollen, welches der thätigste und arbeitsamste von allen unsern Königen gewesen ist, der sich der Regierung mit mehr Sorgfalt angenommen, und seinen Staat und sein Volk herzlich und mit mehr Zärtlichkeit geliebt hat. Heißt das nicht eben so viel, als sich erklären, daß E. M. einen festen Schluß gefaßt haben, die Hand selbst ans Werk zu legen, den innern und äußern Zustand Dero Reichs zu erkennen, in allen Rathsversammlungen den Vorsitz zu haben, ihnen die Bewegung und den Entschließungen das Gewicht zu geben, ein wachsames Auge auf die Einkünfte zu haben, um sich davon eine aufrichtige, genaue und getreue Rechnung ablegen zu lassen, die Gnadenbezeigungen und Belohnungen unter würdige Unterthanen auszutheilen, und endlich sein Ansehen völlig zu gebrauchen? Alles dieses hat der unvergleichliche Heinrich, dessen Regierung wir nunmehr betrachten wollen, nicht allein in Frankreich wegen der Rechte seines Geblüts, sondern auch in ganz Europa wegen der Hochachtung seiner Tugend gethan.

In der That, seit dem Ursprunge der französischen Monarchie giebt uns die Geschichte keine Regierung, die wegen großer Begebenheiten merkwürdiger, mit Wundern des göttlichen Beystandes mehr angefüllt, für den König rühmlicher und für die Völker glücklicher gewesen wäre, als die seinige, und eben deswegen hat ihm die ganze Welt nicht sowohl wegen der Größe seiner Siege, die allezeit mit den Siegen eines Alexanders und Pompejus können in Vergleichung gestellet werden, als vielmehr wegen der Größe seines Geistes, und seiner Herzhaftigkeit ohne Schmeicheley und Mißgunst den Namen des Großen beygelegt. Denn er pflegte sich weder vor den unversehenen Anfällen des Glücks, noch vor den Hinderungen seiner Feinde, noch vor den Ahndungen der Rache, noch vor den Kunstgriffen seiner Lieblinge und Räthe zu schmiegen. Er blieb stets in einerley Gemüthsverfassung, stets seiner mächtig, und mit einem Worte, stets König und Herr, ohne einen andern Obern, als Gott, die Gerechtigkeit und Vernunft über sich zu erkennen.

Wir wollen nunmehr die Geschichte seines Lebens entwerfen, und solche in drey Hauptheile eintheilen.

Der erste wird dasjenige enthalten, was sich von seiner Geburt an bis zu seiner Gelangung auf den französischen Thron zugetragen hat.

Der andere, was er von seiner Gelangung auf den französischen Thron bis zu den in Vervins geschlossenen Frieden gethan hat.

Der dritte wird seine Thaten von diesem Frieden an bis an den unglücklichen Tag seines Todes in sich faßen.

Ehe ich dieses thue, muß ich noch etwas weniges von seinem Geschlechte sagen.

Er war ein Sohn Antons von Bourbon, Herzogs von Vendome und Königs von Navarra, und der Johanna von Albret, als der Erbinn dieses Königreichs.

Anton stammte vom Robert, dem Grafen von Clermont, und fünften Sohne des H. Ludwigs, Königs in Frankreich, in gerader und männlicher Linie ab.

Dieser Robert verheirathete sich mit Beatrix, einer Tochter und Erbinn Johanns

hanns von Burgund, welcher wegen seiner Gemahlinn Agnes Baron von Bourbon war, und nahm eben deswegen den Namen von Bourbon, nicht aber auch das Wappen davon an, sondern behielt das französische Wappen bey.

Diese kluge Vorsichtigkeit hat seinen Nachkommen viel geholfen, sich in dem Range der Prinzen vom Geblüte zu behaupten, welchen die Herren von Courtenay, als die nicht so vorsichtig gewesen sind, verlohren haben. Peter, der sechste Sohn Ludwigs des Dicken, verheirathete sich mit Isabella, der Erbinn von Courtenay, und nahm Namen und Wappen davon an, welcher Fehler seinen Nachkommen sehr nachtheilig gewesen ist. Diese Nachkommen Roberts haben sich auch durch ihre Tugenden, Sparsamkeit und gute Haushaltung, mit welchen sie ihre Güter zu erhalten und zu vermehren gesucht haben, durch große Ehebündniße, für die sie sehr besorgt gewesen sind, indem sie niemals ihr edeles Geblüt mit gemeinen Geblüte haben vermischen wollen, vornehmlich durch ihre seltsame Gottesfurcht, und

beson-

besondere Gütigkeit gegen ihre Unterthanen behauptet, und sich sogar über die Prinzen der ältesten Nebenlinien erhoben. Eben deswegen stellten sich auch die Unterthanen, welche sahen, daß diese Nachkommen Roberts stets reich, mächtig, weise, und mit einem Worte würdig waren, über andere zu herrschen, gleichsam aus einer prophetischen Ueberzeugung im Geiste vor, daß dieses Haus einst die Krone erhalten würde, und dieses selbst schien sich auch auf seiner Seite Hofnung dazu gemacht zu haben, ob es gleich sehr weit davon entfernt war, indem es sich die Hofnung zu seinem Sinnbilde erwählt hatte.

Unter den jüngsten Seitenlinien, die von dem Hause Bourbon abstammen, ist die von Vendome die ansehnlichste und berühmteste gewesen. Sie führte diesen Namen, weil sie dieses große Land besaß, und solches 1364. durch die Heirath der Catharina von Vendome, einer Schwester und Erbinn des Bouchards, des letzten Grafen von Vendome, mit Johann von Bourbon, Grafen von der Mark, an sich gebracht hatte. Es war damals nur eine

Graf-

Grafschaft, und wurde hernach vom Könige Franz I. 1514. dem damahligen Besitzer Carln zum Besten zu einem Herzogthume gemacht, welcher Johanns Ururenkel, und Antons Vater war. Dieser Carl hatte sieben Söhne, Ludwig, Anton, Franz, Ludwig II. Carln, Johann, und Ludwig III. Ludwig I. und II. starben in ihrer Kindheit; Anton blieb der älteste; Franz, welcher Graf von Anghien war, und die Schlacht bey Cerisoles gewann, starb unverehligt; Carl war Cardinal unter dem Titel des H. Chrysogons und Erzbischoff von Rouen, welches eben derjenige ist, den man den alten Cardinal von Bourbon nennt; Johann blieb in der Schlacht bey St. Quentin, und Ludwig III. nannte sich einen Prinzen von Conde, und zeugte mit zwo Gemahlinnen Söhne. Mit der erstern zeugte er Heinrich, Prinzen von Conde, Franz, Prinzen von Conty, und Carln, welcher nach dem Tode des alten Cardinals von Bourbon, Cardinal und Erzbischoff von Rouen wurde, mit der andern zeugte er Carln, den Grafen von Soissons.

Anton, welcher Herzog von Vendome, König in Navarra und der Vater unsers

Hein-

Heinrichs war, stammte vom H. Ludwig in männlicher Linie im achten Grade ab.

Johanna von Albret, Antons Gemahlinn, war eine Tochter und Erbinn Heinrichs von Albret, Königs von Navarra, und der Margaretha von Valois, einer Schwester des Königs Franz I. und Wittbe des Herzogs von Alenzon. Heinrich von Albret war ein Sohn Johanns von Albret, welcher wegen seiner Gemahlinn Catharina von Foix, einer Schwester des ohne Kinder verstorbenen Königs Phöbus, König in Navarra wurde. Denn dieses Königreich war durch eine Heirath an das Haus Foix gekommen, wie es hernach an das Haus Albret, und darauf an das Haus Bourbon kam.

Ferdinand, König in Aragonien, hatte Obernavarra, das ist, den jenseit der pyrenäischen Gebirge, gelegenen und wichtigsten Theil dieses Königreichs, dem Könige Johann von Albret mit Gewalt abgenommen, welcher folglich nur Niedernavarra noch hatte, das diesseit der Gebirge und an der Seite von Frankreich liegt. Allein er besaß über dieses Bearn, Albret, Foix,

Ar-

Armagnac, Bigorre, und viele andere große Herrschaften, die theils von dem Hause Foix, theils von dem Hause Albret hergekommen waren.

Heinrich, sein Sohn, hatte nur eine Tochter, mit Namen Johanna, welche man nur die Geliebte der Könige nannte, weil sie der König Heinrich, ihr Vater, und der große König Franz I. ihr Vetter aufs zärtlichste und gleichsam um die Wette liebten. Der Kaiser Carl V. richtete auf sie sein Absehen, und bat sie von ihrem Vater seinem Prinzen, Philippus II. aus, mit dem Vorgeben, als wenn dieses ein Mittel wäre die Streitigkeiten wegen des Königreichs Navarra beyzulegen. Allein der König Franz I. fand es nicht für gut, einen so mächtigen Feind nach Frankreich zu führen. Er ließ sie nach Chastellerault kommen, und verlobte sie mit dem Herzoge von Cleve, der einige Zeit hernach wieder zurück trat, worauf man sie an den Anton von Bourbon, den Herzog von Vendome, vermählte. Das Beylager wurde 1547. und also in eben dem Jahre in welchem der König Franz I. starb, in Moulins gehalten.

Die

Die neuen Eheleute zeugten in den drey bis vier ersten Jahren zween Söhne mit einander, welche beyde durch ganz außerordentliche Zufälle in der Wiege starben. Der erstere, weil ihn seine gar zu frostige Hofmeisterinn so warm hielt, daß er vor Hitze erstickte, und der andere kam durch die Narrenpossen seiner Amme ums Leben, als welche nebst einem Edelmanne mit ihm spielte, indem sie das Kind einander zuwarfen, und dabey auf die Erde fallen ließen, wovon es aus Schwächlichkeit starb. Der Himmel nahm also diese beyden kleinen Prinzen aus der Welt, um unserm Heinriche Platz zu machen, welcher wohl verdiente das Recht der Erstgeburt zu haben, und der einzige Prinz zu seyn.

Nunmehr wollen wir uns zur Geschichte seines Lebens selbst wenden.

Erster

Erſter Theil
der
Lebensbeſchreibung
Heinrichs, des Großen.

Von ſeiner Geburt an, bis zu ſeiner Gelangung auf den franzöſiſchen Thron.

Man kann nicht genau ſagen, an welchem Orte Heinrich, der Große, iſt empfangen worden. Der gemeinen Meinung nach iſt es zu Fleſche in Anjou geſchehen, wo ſich Anton von Bourbon, ſein Vater, und die Prinzeßinn von Navarra, ſeine Mutter, vom Ende des Februars 1552. bis in die Mitte des May 1553. aufgehalten haben. 1553.
So viel iſt gewiß, dieſe hat ihre Schwanger-

1553. schaft das erstemal gemerkt, als sie sich in der Picardie in einem Lager bey ihrem Gemahle aufgehalten hat, der, als Gouverneur von dieser Provinz, von Flesche dahin gegangen war, um daselbst ein Kriegsheer wider Carl V. anzuführen. Es war in der That billig, daß derjenige, der zu einem außerordentlichen Prinzen bestimmt war, als ein rechter Sohn des Mars, die ersten Zeichen seines Lebens in einem Lager unter dem Geräusche der Trompeten und Canonen von sich gab.

Sein Großvater Heinrich von Albret, welcher damals noch lebte, rufte seine Prinzeßinn Tochter, so bald er von ihrer Schwangerschaft Nachricht erhalten hatte, zu sich zurück, und verlangte nicht nur, die Mühe für die Erhaltung dieses jungen Prinzen selbst über sich zu nehmen, sondern sagte auch aus einer geheimen Ahndung, daß dieser das Unrecht rächen sollte, das ihm die Spanier angethan hätten.

Diese beherzte Prinzeßinn nahm daher von ihrem Gemahle Abschied, reisete den 15. November von Compiegne ab, gieng durch ganz Frankreich bis ans pyrenäische Gebirg, und gelangte binnen achtzehn oder neunzehn Tagen den 4. December zu Pau in Bearn an, wo der König ihr Vater war, und kam den 13. eben dieses Monats mit einem Prinzen glücklich nieder.

Der König Heinrich von Albret hatte vorher sein Testament gemacht, und seine Prinzeßinn Toch-

Tochter trug ein großes Verlangen, solches zu se- 1552.
hen, weil man ihr erzählt hatte, als wenn es zu ihrem Schaden und zum Vortheile einer gewissen Dame, die der gute König geliebt hatte, wäre gemacht worden. Sie getrauete sich nicht, ihm etwas davon zusagen. Ihr Vater aber versprach ihr, als er ihr Verlangen von andern gehört hatte, ihr solches zu zeigen, und ihr in die Hände zu geben, so bald sie ihm dasjenige zeigen würde, was sie unter ihrem Herzen trüge, doch mit der Bedingung, daß sie ihm bey ihrer Niederkunft ein Lied singen sollte, damit sie ihm, wie er sagte, kein weinendes und mürrisches Kind gebähren möchte. Die Prinzeßinn versprach es ihm, und besaß auch, der großen Schmerzen ungeachtet, die sie auszustehen hatte, so viel Herzhaftigkeit, daß sie ihm ihr Wort hielt, und ein Lied in ihrer bearnischen Mundart sang, so bald sie ihn in ihr Zimmer kommen hörte.

Man bemerkte auch, daß der Prinz, wider die gemeine Ordnung der Natur, ohne Weinen und Schreyen zur Welt kam, und es war in der That billig, daß ein Prinz, der die Freude von ganz Frankreich seyn sollte, nicht unter Schreyen und Weinen gebohren wurde.

Der Großvater nahm seinen Enkel gleich nach der Geburt in seinen Schoos, trug ihn in sein Zimmer, und gab seiner Tochter sein Testament, welches in einem güldnen Kästchen lag, mit diesen Worten: Prinzeßinn, dieses ist dein,

1553. und dieser ist mein. Er rieb hierauf dem jungen Prinzen die kleinen Lippen mit Knoblauche, und ließ ihn von einer güldnen Schale einen Tropfen Wein saugen, damit er ein desto männlicher und stärker Temperament bekommen möchte.

Die Spanier hatten vorher über die Geburt der Mutter unsers Heinrichs gespottet und gesagt: **Ein Wunder, die Kuhe hat ein Schaf zur Welt gebracht**, und unter der Kuhe die Königinn Margaretha, ihre Mutter verstanden. Denn sie nannten diese Margaretha eine Kuhe, wie ihren Gemahl einen Kühhirten, und zielten damit auf die zwo Kühe im bearnischen Wappen. Der König Heinrich nahm seinen Enkel, von dessen zukünftigen Größe und Hoheit er sich völlig versichert hielt, öfters auf die Arme, erinnerte sich dieser frostigen Spötterey der Spanier, und sagte zu denenjenigen, die ihm zu dieser glüklichen Geburt Glück wünschten, voller Freude: **Sehet nun, mein Schaf hat einen Löwen gebohren.**

1554. Unser Heinrich wurde in dem folgenden 1554. Jahre, am Tage der heiligen drey Könige, getauft, und man ließ dazu besonders einen silbernen und vergüldeten Taufstein machen, über welchem er auf dem Schloße zu Pau getauft wurde. Seine Pathen waren der König von Frankreich Heinrich II. der König von Navarra Heinrich von Albret, deren Namen man ihm bey-

beylegte, und die französische Prinzeßinn Clau- 1554.
dia, die hernach Herzoginn von Lothringen wurde. Jacob von Foix, der damals Bischoff von Lescar war, und hernach Cardinal wurde, vertrat die Stelle des allerchristlichsten Königs, und die Frau von Andouins die Stelle der französischen Prinzeßinn Claudia. Er wurde vom Cardinal Armangnac getauft, der damals Bischoff von Rhodez und Vicelegat von Avignon war.

Anfänglich war er so schwer zustillen, daß er auch sieben Ammen bekam, von denen die letzte die Ehre ganz davon trug. Der König, sein Großvater gab ihm nach seiner Entwöhnung die Frau Susanna von Bourbon, die Gemahlinn des Herrn Johann von Albret und Freyherrinn von Mioßens, zur Hofmeisterinn, die ihn in Coaraße, einem in Bearn zwischen lauter Felsen und Bergen gelegenen Schloße, erzog.

Sein Großvater wollte nicht, daß man ihn so zärtlich erziehen sollte, als Kinder von diesem Stande gemeiniglich erzogen werden, indem er wohl wußte, daß in einem weibischen und zärtlichen Körper gemeiniglich nur eine weibische und schwache Seele wohne. Er verbot auch, ihn reich zu kleiden, ihm Puppenspiele zu geben, ihm zu schmeicheln, und ihn, als einen Prinzen zu halten, weil alle diese Dinge nur zur Eitelkeit verleiten, und Kindern eher Stolz und Hochmuth, als edle Gedanken beybringen. Er

befahl hingegen, daß man ihn, gleich andern Kindern, kleiden und erziehen, (*) und ihn so gar zum Laufen und zum Klettern über hohe Felsen gewöhnen sollte, damit man ihn dadurch abhärten, und seinem jungen Körper, so zu sagen, eine gewiße Härte geben möchte, um ihn stark und dauerhaft zu machen, welches ohne Zweifel für einen Prinzen nöthig war, der so viel auszustehen hatte, um sein Reich zu behaupten.

1555. Der König Heinrich von Albret starb den 25. May im 1555. Jahre zu Hagetmau in Bearn, und war ohngefähr 53. Jahre alt geworden. Er befahl in seinem Testamente, daß man seinen Körper nach Pampelona bringen, und daselbst bey seinen Vorfahren begraben, und unterdessen zu Lescar in Bearn in die Cathedralkirche setzen sollte.

Dieser Heinrich von Albret war herzhaft, verständig, leutselig, gegen alle Menschen höflig, und ein so freygebiger Prinz, daß sich auch Carl V. als er einsmals durch Navarra gieng, und von ihm sehr wohl bewirthet wurde, vernehmen ließ, wie er nirgends einen prächtigern Prinzen gesehen hätte.

Die Prinzeßinn Johanna, und Anton, der Herzog von Vendome, sein Eidam, folgten ihm in

(*) Man soll ihn gemeiniglich nur mit schlechtem Brode, Rindfleische, Käse und Knoblauche gespeiset und öfters barfuß und mit bloßem Haupte haben gehen lassen.

in der Regierung nach. Dieſe hielten ſich damals am franzöſiſchen Hofe auf, und hatten viele Mühe, ehe ſie ihren Abſchied erhalten, und nach Bearn gehen konnten, weil ihnen der König Heinrich II. auf Eingeben böſer Rathgeber das niedere Navarra, welches ſie noch hatten, abnehmen wollte, und ſagte, als wenn alles dasjenige, was diſſeit der pyrenäiſchen Gebirge läge, zu Frankreich gehöre. Sie wußten es aber klüglich dahin zubringen, daß ſich die Stände des Reichs dagegen ſetzten, und der König getraueke ſich nicht, auf dieſer Sache länger zu beſtehen, aus Furcht, die Verzweiflung möchte ſie nöthigen, ihre Zuflucht zu dem Könige von Spanien zu nehmen. Unterdeſſen blieb er doch auf ſie beſtändig ungehalten, und ſonderte von dem Gouvernement Guienne, welches er dem Anton gab, und welches Heinrich von Albret, deſſelben Schwiegervater, gehabt hatte, Langvedoc ab, das ſeit langer Zeit damit verknüpft geweſen war.

Sie kamen ohngefähr zwey Jahre drauf wieder an den franzöſiſchen Hof, und brachten ihren Prinzen mit dahin, der fünf Jahre alt, und der artigſte und wohlgebildeteſte Prinz von der Welt war, hielten ſich aber daſelbſt nur wenige Monate auf, und kehrten nach Bearn zurück. 1557. 1558.

Kurz darauf wurde der König Heinrich II. vom Montgommery mit einem Lanzenſtoß getödtet. Franz II. ſein älteſter Prinz, folgte ihm in 1559.

der Regierung nach, und die Herren von Gvise, als die Vettern seiner Gemahlinn, der Königinn Maria Stuart, bemächtigten sich der Regierung. Die Prinzen vom Geblüte konnten dieses nicht leiden, und Ludwig, Prinz von Conde, und Antons jüngster Bruder, rufte diesen König nach Hofe, um sich dawider zu setzen.

1560. Unter diesen Unruhen machten die Hugonotten wider die damalige Regierung die Zusammenverschwörung von Amboise, nach deren Entdeckung man die beyden Brüder, Anton und Ludwig anklagte, als wenn sie die Rädelsführer wären, und bey dem Reichstage zu Orleans gefangen nehmen ließ. Man machte auch dem andern einen so scharfen Proceß, daß er so gar, wie man glaubt, seinen Kopf würde verlohren haben, wenn nicht der Tod des Königs Franz II. dazwischen gekommen wäre.

Carl IX. der ihm nachfolgte, war noch nicht volljährig. Die Königinn Catharina, seine Mutter, ließ sich daher durch die Stände zur Regentinn machen, und der König von Navarra, als der erste Prinz vom Geblüte, wurde zum Statthalter des Reichs bestellt, um mit ihr den Staat zu regieren. Anton mußte deswegen in Frankreich bleiben, und ließ die Königinn Johanna, seine Gemahlinn, mit dem jungen Prinzen Heinrich dahin kommen. Allein er blieb nicht lange in dieser neuen Würde. Die Unruhen daureten immerfort, weil sich die Hugo-

gonotten der besten Städte des Reichs bemächtigten, und Anton gieng, nachdem er ihnen Bourges abgenommen hatte, vor Rouen, um es zu belagern, und wurde, als er einsmals die Laufgräben besah, und etwas auf die Seite gieng, von einer Muskete in den linken Arm getroffen, wovon er einige Tage drauf zu Andely an der Seine starb. Die Hugonotten würden 1562.
sich vermuthlich in Frankreich nicht wohlbefunden haben, wenn er länger gelebt hätte. Denn er hatte einen unversöhnlichen Haß wider sie, obgleich sein Bruder, der Prinz von Conde, ihr Oberhaupt war.

Die Königinn, seine Gemahlinn, und sein junger Prinz befanden sich damals am französischen Hofe. Die Mutter kehrte nach Bearn zurück, wo sie sich öffentlich zu Calvins Lehre bekannte, und ließ ihren Prinzen beym Könige unter der Aufsicht eines klugen Lehrmeisters, mit Namen la Baucherie, der sich bemühete, dem jungen Prinzen nicht sowohl durch die Regeln der Sprachlehre, als vielmehr gesprächsweise einen Begriff von den Wißenschaften beyzubringen. Er suchte ihm deswegen viele schöne Sprüche ins Gedächtniß zu prägen, als:

Beßer ists mit Ehren sterben, als mit List und Unrecht siegen.

Ferner:

Mit großer Macht beherrscht ein Fürst sein Volk und Land;
Und über ihn hat Gott Gewalt und Oberhand.

1566. Seine Mutter nahm ihn im 1566. Jahre vom französischen Hofe weg, und brachte ihn nach Pau, wo sie ihm, an statt des verstorbenen la Gaucherie, den Herrn Florenz Christian zum Hofmeister gab, der ein alter Diener des Hauses Vendome, ein Mann von einem angenehmen Umgange, in den schönen Wißenschaften sehr erfahren, dabey ein eifriger Hugonotte war, und den Prinzen, nach dem Befehle dieser Königinn, in dieser falschen Lehre erzog.

Franz, der Herzog von Guise, wurde in der ersten Religionsunruhe, und zwar 1563. bey der Belagerung von Orleans vom Poltrot meuchelmörderischer Weise umgebracht, und hinterließ unmündige Kinder. In der andern bekam der Connetable Montmorency in der Schlacht bey St. Denis eine Wunde, an der er drey Tage darnach, nämlich den Tag vor St. Martin 1567. in Paris starb.

1569. In der dritten, nämlich 1569. warf sich die Königinn Johanna zur Beschützerinn der Hugonotten auf, als welche zu dem Ende mit ihrem Prinzen nach Rochelle gekommen war, und ihn damals der Vertheidigung dieser neuen Religion widmete.

Er

Er wurde zum Oberhaupte dieser Parten, und 1569.
sein Vetter, der Prinz von Conde, mit dem Admiral von Coligny zu seinen Gehülfen gemacht, welche beyde so merkliche Fehler begiengen, so große Kriegshelden sie auch waren, daß sie der junge Prinz, der damals ohngefähr nur dreyzehn Jahre alt war, vermöge seiner Einsicht merkte. Denn er urtheilte bey dem großen Scharmützel bey Loudun sehr wohl, der Herzog von Anjou (*) würde sie gewißlich angegriffen haben, wenn seine Völker beysammen gewesen wären, und er müßte sich in schlechten Umständen befinden, weil er dieses nicht gethan hätte, weswegen man ihn eilends angreifen sollte. Allein man that dieses nicht, und gab allen seinen Völkern Zeit, zu ihm zu stoßen.

In der Schlacht bey Jarnac stellte er ihnen auch klüglich vor, daß sie keine Schlacht liefern könnten, weil das Heer der Prinzen zerstreut war, und hingegen der Herzog von Anjou seine ganze Macht beysammen hätte. Sie hatten sich aber schon zu weit eingelassen, und konnten sich nicht wieder zurück ziehen. Der Prinz von Conde blieb in dieser Schlacht, oder wurde vielmehr nach dem Gefechte, in welchem ihm der eine Fuß war entzwey geschossen worden, gleichsam meuchelmörderischer Weise umgebracht.

Hier-

(*) Dieser Herzog wurde hernach unter dem Namen Heinrich III. König.

1569. Hierauf blieb das ganze Ansehen, und Vertrauen der Hugonotten bey dem Admiral von Coligny, welcher in der That, die Religion ausgenommen, der größte, aber auch der allerunglückligste Mann derselben Zeit war.

Dieser Admiral brachte ein neues Heer zusammen, und wagte bey Montcontour in Poitou die andere Schlacht. Er hatte unsern jungen Prinzen von Navarra, und den jungen Prinzen von Conde, welcher auch Heinrich hieß, ins Lager bringen lassen, und sie dem Prinzen Ludwig von Nassau übergeben, welcher mit ihnen und mit vier tausend Mann zu Pferde auf einem nicht weit vom Schlachtfelde abgelegenen Hügel hielt.

Der junge Prinz brannte vor Begierde, sich ins Handgemenge einzulassen, man verstattete es ihm aber nicht, aus Furcht, man möchte seine Person der Gefahr aussetzen. Dieses war ohne Zweifel sehr weislich gethan, daß man seinen Eifer unterdrükte. Nichts desto weniger hätte man doch, als der Vortrupp des Admirals in den Vorderhaufen des Herzogs von Anjou eingebrochen war, nichts zu befürchten gehabt, wenn man ihm erlaubt hätte, auf das mittlere Treffen der Feinde loszugehen, das voller Bestürzung war. Man verwehrte es ihm aber beständig, und daher schrie er laut: **Wir verliehren unsern Vortheil, und folglich auch die Schlacht.** Dieses geschah auch, wie er es vorher gesehen hatte, und man urtheilte von der

Zeit

Zeit an, daß ein junger Prinz von sechzehn Jahren mehr Einsicht hätte, als alte und versuchte Soldaten. Er widmete sich auch demjenigen, was er that, ganz und gar, und war nicht allein mit seinem Körper, sondern auch mit seinem Geiste und Verstande zugegen.

Er zog darauf mit den Trümmern seines 1570.
Heers, die er gerettet hatte, fast durch ganz Frankreich, bot bey seinem Zurückzuge den Feinden die Spitze, und verstärkte sich in fünf, oder sechs Monaten bald da, bald dort mit hugonottischen Völkern, binnen welcher Zeit er so viel Ungemächlichkeiten auszustehen hatte, daß er sie nimmermehr würde haben ausstehen können, wenn er nicht auf die Art, wie ich erzählt habe, wäre erzogen worden.

Dieser junge Prinz führte, in beständiger Begleitung des Admirals seine Völker nach Guienne, und von dar nach Languedoc, wo er Nimes durch eine Kriegslist einnahm, einige kleine Plätze bezwang, und die Gegenden von Toulouse mit Feuer verheerte, daß die Funken davon bis in diese große Stadt flogen. Er zeigte sich darauf, weil sich das Kriegsfeuer auch in Vivarets entzündet hatte, mit seinem Heere auf der andern Seite der Rhone, erstieg die beyden Städte St. Julian und St. Just, und zwang St. Etienne in Forez, daß es ihm einen Vergleich anbieten mußte. Von dar rückte er an dem Ufer der Saone bis in das Herz von

Bur-

1570. Burgund hinab. Paris erzitterte das andremal vor der Annäherung eines Heers, welches um deſto furchtbarer war, weil es ſich durch den Verluſt zwoer Schlachten noch mehr verſtärkt zu haben ſchien, und kurz vorher über die Catholiſchen, die der Marſchall von Coſſe anführte, einigen Vortheil erfochten hatte.

Der königliche Rath, welcher ſich fürchtete, zum viertenmale alles aufs Spiel zu ſetzen, hielt für das rathſamſte, mit dieſer Parthey noch einmal zum Scheine Friede zu machen. Man fieng im Angeſichte der beyden Heere die Friedenshandlungen an, und brachte den Frieden den 11. Auguſt in der kleinen Stadt Arnay le Duc zu Stande.

Nach dieſem Friedensſchluſſe zog jeder nach Hauſe. Der Prinz von Navarra gieng nach Bearn, und der König Carl IX. vermählte ſich mit der Eliſabeth, einer Prinzeßinn des Kaiſers Maximilians II. und man ſchien weiter an nichts, als an Luſtbarkeiten und Freudensfeſte zu denken. Unterdeſſen entſchloß ſich der König, welcher nunmehr erfahren hatte, daß er mit Gewalt wider die Hugonotten nichts ausrichten würde, andere und leichtere, aber auch
1571. deſto böſere Mittel anzuwenden. Er fieng an, ihnen nicht allein zu ſchmeicheln, und ſich zu ſtellen, als wenn er ihnen gelinder begegnen, und ihnen die meiſten Foderungen zugeſtehen, wollte, ſondern ſie auch mit der Hofnung einzuſchlä-

schläfern, als wär er gesonnen, den König in 1571.
Spanien in den Niederlanden mit Kriege zu überziehen, welches sie eifrigst wünschten. Ja er versprach, um sie noch besser anzukirren, zum Pfande seiner Treue seine Schwester Margaretha mit unserm Heinriche zu vermählen, und lockte dadurch die vornehmsten Häupter dieser Partey nach Paris.

Die Mutter unsers Heinrichs, Johanna, welche vorher dahin gekommen war, um die Anstalten zum Beylager zu machen, starb daselbst einige Tage nach ihrer Ankunft, eine Prinzeßinn, deren Verstand und Herzhaftigkeit über ihr Geschlecht gieng, und deren recht männliche Seele den Schwachheiten und Fehlern des andern Frauenzimmers so wenig unterworfen, als sie in der That eine geschworne Feindinn der catholischen Religion war. Einige Geschichtschreiber sagen, sie wäre mit wohlriechenden Handschuhen vergiftet worden, weil man befürchtet hätte, da sie so viele Einsicht besaß, sie möchte das Vorhaben entdecken, welches man gefaßt hatte, alle Hugonotten umzubringen. Allein dieses ist falsch, wenn ich mich nicht betrüge. Es ist viel wahrscheinlicher, daß sie, wie einige andere sagen, an der Lungensucht gestorben ist, welches so gar diejenigen, die um ihr gewesen sind, sie zu bedienen, bezeugt haben.

Heinrich, ihr Prinz, der ihr nach Paris folgte, war in Poitou, als er die Nachricht, von ihrem

1572. rem Tode erfuhr, und nahm darauf den königlichen Titel an, indem man ihn bis dahin nur den Prinzen von Navarra geheißen hatte. Er begab sich nach Paris, wo die unglückliche Vermählung vollzogen wurde, und der Cardinal von Bourbon die beyden verlobten auf einem Gerüste einsegnete, welches man deswegen vor der Frauenkirche aufgerichtet hatte.

Sechs Tage darauf, und zwar am Tage des H. Bartholomäus wurden alle Hugonotten, die zu diesem Beylager gekommen waren, unter andern der Admiral, zwanzig andere Herren vom hohen Stande, zwölfhundert Edelleute, drey bis vier tausend Soldaten und Bürger, und darauf in allen Städten des Reichs, eben wie in Paris, beynahe hundert tausend Menschen ermordet. Eine abscheuliche That, die niemals ihres Gleichen gehabt hat, und die niemals, wenn Gott will, ihres Gleichen haben wird!

Wie schmerzlich mußte es diesem jungen Könige seyn, da er an seinem Beylager, an statt des Weins und Weihrauchs, so viel Blut ververgießen, und seine besten Freunde ermorden sahe, und ihr jämmerliches Geschrey hörte, welches bis ins Louvre, das er damals bezogen hatte, und bis in seine Ohren drang! In was für Furcht und Angst war er, man möchte sich sogar an seiner Person vergreifen! Und in der That hat man sich berathschlagt, ob man ihn und den Prinzen von Conde, wie die andern, ermorden müß-

mußte, und alle Mörder haben in ihren Tod ge- 1572.
willigt, bis man sich endlich gleichsam durch ein Wunderwerk entschlossen hat, ihrer zu schonen.

Carl IX. ließ sie vor sich bringen, zeigte ihnen einen Haufen todter Körper, und sagte mit entsetzlichen Drohungen, und ohne ihre Vorstellungen anhören zu wollen: **Erwählt entweder den Tod, oder die Messe.** Sie erwählten statt des erstern, das letztere, und schworen Calvins Lehre ab. Man ließ sie aber ganz genau bewachen, weil man wußte, daß es ihnen nicht von Herzen gienge, daß sie sich die zwey Jahre über, die Carl IX. noch lebte, ja auch eine lange Zeit nach seinem Tode, vom Hofe nicht entfernen konnten.

Unser Heinrich suchte binnen dieser Zeit sein Mißvergnügen, so groß es auch war, auf eine sehr geschickte Weise zu verheelen, und den Verdruß, der sein Gemüth beunruhigte unter einer beständigen Heiterkeit des Gesichtes, und unter einer beständigen Frölichkeit zu verbergen. Und dieses ist ohne Zweifel einer der allergefährlichsten Umstände seines Lebens gewesen. Er hatte mit einem rasenden Könige, mit des Königs beyden Brüdern; nämlich mit dem Herzoge von Anjou, der sich meisterlich zu verstellen wußte, und an den Morden Theil gehabt hatte, mit dem Herzoge von Alenzon, welcher boshaft und ein Zweyzüngler war, ferner mit der Königinn Catharina, welche gegen ihn einen unversöhn-

1572. lichen Haß hatte, weil ihr ihre Wahrsager geweißaget hatten, daß er einst zur Regierung kommen werde, und endlich mit dem Hause von Gviſe zu thun, das an Gewalt und Ansehen fast ohne Schranken war. Ihm war ohne Zweifel zu der Aufführung mit solchen Leuten eine wunderbare Klugheit nöthig, um die Eifersucht nicht zu erregen, und sich dennoch bey Hochachtung zu erhalten, um die Unterthänigkeit mit der Hoheit zu vereinigen, und seine Würde und sein Leben zubehaupten. Unterdessen machte er sich doch von allen diesen Gefährlichkeiten, und von allen diesen Klippen mit einer Vorsichtigkeit los, die ihres Gleichen nicht hat.

Er richtete mit dem Herzoge von Gviſe, der fast eben so alt war, als er, eine so vertrauliche Freundschaft auf, daß sie ihre heimlichen Streiche mit einander spielten. Mit dem Herzoge von Alenzon, der einen eigensinnigen Kopf hatte, konnte er sich nicht so recht vertragen. Er machte sich auch eben keinen großen Kummer, wenn er mit ihm nicht wohl dran war, weil der König und die königliche Mutter diesem Herzoge gar nicht geneigt waren. Nichts desto weniger wollte er doch den Spionen dieser Königinn nicht trauen, die ihn zu bereden suchten, sich mit ihm in einen Zweykampf einzulassen, indem er nicht nur überlegte, daß er mit dem Bruder seines Königs, dem er Ehrfurcht schuldig war,

zu

zu thun hätte, sondern auch mehr, als zu wohl, einsahe, daß dieses sein Unglück seyn, und sie gewißlich einen so schönen Vorwand zu seiner Unterdrückung brauchen würde.

Er entgieng also den Fallstricken, die sie ihm legte, aber nicht allen. Denn er ließ sich mit gewissen Hofjungfern ankirren, deren sich diese Königinn mit Fleiß soll bedient haben, um die Prinzen und vornehmen Herren damit zu berücken, und alle ihre Anschläge auszukundschaften.

Gleichwie aber die Laster denenjenigen, die sich ihnen in ihrer ersten Jugend ergeben, gemeiniglich bis ins Grab folgen; also ist auch von derselben Zeit an die Neigung zum Frauenzimmer eine von den größten Schwachheiten und Neigungen unsers Heinrichs, und vielleicht auch die Ursache seines letzten Unglücks gewesen. Denn Gott straft diejenigen über lang, oder kurz, die sich einer so strafbaren Leidenschaft blindlings überlassen.

Außer diesem Fehler gewöhnte er sich an die- 1572.
sem Hofe weiter keinen an, und man muß es einer ganz besondern Gnade Gottes zuschreiben, daß er an demselben nicht ganz und gar ist verführt worden. Denn niemals hat es einen lasterhaftern und verderbtern Hofe gegeben. Die Gottlosigkeit, Atheisterey, Zauberey, ja die abscheulichsten Unflätereyen, die schändlichste Weichlichkeit, Untreue, Vergiftungen und der Meuchel-

mord regierten an demselben im äußersten Grade. Alle diese Abscheulichkeiten bestärkten ihn, an statt ihn damit anzustecken, in dem natürlichen Abscheu, den er wider sie hatte, und er ließ sich niemals in den Sinn kommen, mit ihnen Gesellschaft zu halten, ob er gleich mit ihnen umgehen mußte, sondern blieb ihnen beständig feind.

1573. Nach des Bartholomäus Tage suchte man die Hugonotten vollends auszutilgen. Der Herzog von Anjou belagerte in dieser Absicht Rochelle, und nahm unsern Heinrich mit dahin, auf den man aber ein so wachsames Auge hatte, daß er sich weder zur Rechten, noch zur Linken wenden konnte. Man kann urtheilen, wie schmerzlich es ihm gewesen seyn müsse, da man ihn zu einem Werkzeuge gebraucht, und gezwungen hat, seine übrigen Diener und Freunde, die sich in diese Stadt geflüchtet hatten, belagern und verderben zu helfen. Diese Stadt aber wurde, nach einer langen Belagerung, durch die Ankunft der Abgesandten aus Pohlen befreyet, welche den Herzog von Anjou nach Pohlen abholten, dessen Stände ihn zu ihrem Könige erwählt hatten. Unser Heinrich kehrte nach aufgehobener Belagerung nach Paris zurück, oder wurde vielmehr dahin zurück gebracht, und der Herzog von Anjou verließ Frankreich sehr ungerne, um von seinem neuen Reiche Besitz zu nehmen.

Einige

Einige Monate drauf wurde Carl IX. sehr 1574.
tödtlich krank, indem er an allen Theilen seines Leibes Blut von sich gab, daß man auch glaubte, als wenn ihm wäre Gift beygebracht worden. Dieses mag geschehen seyn, oder nicht, so kann man sagen (wenn es erlaubt ist, Könige zu richten, die keinen andern Richter, als Gott haben sollen) daß es eine göttliche Strafe für seine Gotteslästerungen gewesen ist.

Seine Krankheit gab zu einer ligve Gelegenheit, die der Herzog von Alenzon, die beyden Marschälle von Montmorency und von Cosse, und einige Catholicken mit den Hugonotten errichteten, um der königlichen Mutter die Regierung aus den Händen zu spielen, und die Herzoge von Guise vom Hofe zu jagen, wo sie sehr mächtig waren. Unser Heinrich trat mit in dieselbe, nicht etwan, als wenn er mit diesen Herren hätte einen Bund machen wollen, sondern um nur Gelegenheit zu bekommen, sicher in sein Erbland zurück zu kehren.

Die königliche Mutter aber, welche diese heimlichen Anschläge entdeckte, ließ ihn und den Herzog von Alenzon gefangen nehmen, und durch einige Mannschaft bewachen. Der Prinz von Conde entkam glücklich nach Deutschland. Sie ließ auch die beyden Marschälle von Montmorency und von Cosse gefangen nehmen, und verlangte, um zu zeigen, wie sie nicht ohne wichtige Ursache den Prinzen also begegne, daß sie

1574. über viele abscheuliche Dinge, die aber alle falsch waren, sollten abgehört werden. Man strafte nur den Mole, Coconas und Tourtray am Leben, welche beyde vom hohen Adel waren, und sich in diese Händel gemengt hatten. Vielleicht war diese Bestrafung nöthig, um die Gemüther des Adels und des Volks zu besänftigen, welche zu murren anfiengen, daß man einem Prinzen von Frankreich, und dem ersten Prinzen vom Geblüt auf diese Weise begegnete.

Der Canzler wollte auch in der That den König von Navarra über diese Dinge abhören. Allein dieser wollte nicht antworten, und seiner Hoheit diesen Schimpf nicht anthun, ob er gleich ein Gefangener war, und in ihn mit starken Drohungen gestürmt würde. Nichts desto weniger hielt er doch an die königliche Mutter, um ihr einige Gnüge zu thun, eine lange Anrede, in welcher er viele Dinge berührte, welche den damaligen Zustand betrafen, ohne iemanden etwas zur Last zu legen, wie der Herzog von Alenzon gethan hatte.

Der König Carl IX. welcher seine beyden Brüder und seine Mutter vielleicht nicht ohne Grund haßte, ließ bey Annäherung seines Todes unsern Heinrich, bey dem er allein Ehre und Treue gefunden hatte, zu sich holen, und empfahl ihm seine Gemahlinn und seine Prinzeßinn auf das beweglichste. Catharina von Medicis, die erfahren hatte, daß unser Heinrich zum Kö-

nige

nige kommen sollte, suchte ihm, aus Furcht, 1574.
der König möchte ihm die Regierung übergeben, ein Schrecken einzujagen, damit er es nicht wagen möchte, sie anzunehmen. Sie befahl, als er zum Könige, welcher sich damals in Vincennes aufhielt, gehen wollte, daß man ihn unter einem Gewölbe mitten durch die Leibwache führen mußte, welche sich in zwo Reihen und also gestellet hatte, als wollte sie ihn gleich niedermetzeln. Er zitterte vor Furcht, und sprang zween bis drey Schritte zurück, bis ihn der Hauptmann von der Leibwache Nancaile Chatre ermunterte und eidlich betheurete, daß er nichts zu befürchten hätte. Er nußte also, ob er gleich dem Worte des Hauptmanns nicht völlig traute, mitten durch lauter Carabiner und Hellebarden gehen.

Catharina von Medicis bemächtigte sich nach dem Tode Carls IX. theils mit Gewalt, theils mit Güte der Regierung, und wartete mit Verlangen auf die Zurückkunft ihres lieben Prinzen, des Herzogs von Anjou, welchen man Heinrich III. nannte.

Ja sie ließ, so bald er aus Pohlen zurück kam, die beyden Prinzen vor ihn bringen, um mit ihnen zu machen, was er wollte, und der König schenkte ihnen nach einigen Drohungen und Verweisen ihre Freyheit wieder.

Diese beyden Prinzen überlegten darauf die beständige Gefahr, in welcher sie sich zween gan-

1574. ger Jahre durch befunden hatten, und faßten den Schluß, sich bey der ersten Gelegenheit von dieser Furcht zu befreyen. Der Prinz von Conde, welcher zeither in Deutschland geblieben war, hatte für die Hugonotten, die nach dem Tode Carls IX. wieder zu den Waffen gegriffen hatten, einige Völker angeworben, und Damville, der andere Sohn des verstorbenen Connetabels, und Bruder des Marschalls von Montmorency, welcher in der Bastille saß, schlug sich zu dieser Partey, und brauchte nicht so wohl die Religion, indem er ein Catholicke war, als vielmehr die öffentliche Freyheit, und die Verbesserung des Staats zum Vorwande. Man pflegte aber solchen Catholicken, die sich mit den Hugonotten verbanden, den Namen der Staatsklugen beyzulegen.

Unser Heinrich konnte sich nicht so bald vom Hofe entfernen, als er wollte, weil man auf ihn genau Achtung gab, und so gar seine eigenen Bedienten seine Verräther waren. Er mußte über dieses befürchten, man würde ihn heimlich umbringen lassen, wenn man ihn auf der Flucht ertappen würde. Ja er fiel selbst, als er alle Gelegenheiten suchte, dieses sicher thun zu können, in neue Fallstricke, da er sich in die Frau von Sauves verliebte, welche eines Staatsecretairs Gemahlinn, und damals das schönste Frauenzimmer am Hofe war.

Einige

Einige Zeit darauf würde es die königliche 1574.
Mutter, die ihn mit so vielem Fleiße am Hofe zurück gehalten hatte, selbst gerne gesehen haben, wenn er sich davon entfernt hätte. Denn der König, ihr lieber Prinz, fieng nunmehr an, hinter ihre Schliche zu kommen, welches ihr gar nicht lieb war, weil sie gerne alles regieren wollte. Sie befürchtete, der König möchte selbst das Ruder in die Hände nehmen, und ihr Ansehen vermindern, und glaubte daher, daß sie ihm mit Parteyen und bürgerlichen Kriegen, zu denen sie, also zu reden, allein den Schlüssel hatte, etwas zu thun geben müßte, um sich ihm unentbehrlich zu machen. Dieses war die Ursache, daß sie, so lange sie lebte, nichts anders that, als am Hofe und auswärtig unter der Hand allerhand Zwistigkeiten zu stiften, und beyde Parteyen einander auf den Hals zu hetzen, bis sie endlich, nachdem sie den Staat verwüstet, und alle Gesetze nebst allen guten Ordnungen über den Haufen geworfen hatte, selbst in diesem Feuer umkam, welches so lange Zeit von ihr war unterhalten worden.

Mitten unter diesen Begebenheiten entdeckte 1575.
man, als der König nach Reims gehen, und sich daselbst krönen lassen wollte, eine Zusammenverschwörung, welche der Herzog von Alenzon auf Anstiften der Freunde des verstorbenen Admirals, und des Herrn von Mole, der sein Liebling gewesen war, wider den König selbst

1575. gemacht hatte. Einige glaubten, als wenn dieses ein angestellter Handel der königlichen Mutter selbst gewesen wäre, die den König, ihren Prinzen, in Furcht und Schrecken zu jagen gesucht hätte. Die Ursache, warum einige dieses glaubten, war, weil sie den König nöthigte, daß er dieses Verbrechen auf eine sehr leichtsinnige Weise verzeihen mußte, und kein einziger von den Beschuldigten, und Anstiftern deswegen gestraft wurde. Dem sey wie ihm wolle, Heinrich III. bezeigte bey dieser Gelegenheit ein ganz besonderes Vertrauen gegen unsern König von Navarra, der ihm, als Hauptmann von der Leibwache, mit seinen Freunden unterwegs zur Bedeckung diente, und niemals von seinem Wagen kam, welches um desto großmüthiger war, weil er keine andere Ursache hatte, den König zu lieben, als seine Pflicht und Verbindlichkeit, da er desselben Anverwandter und Vasall war.

Heinrich III. ließ sich in Reims den 15. Februar von dem Cardinal von Gvise krönen, und vermählte sich den Tag drauf mit Louisen aus Lothringen, einer Tochter des Grafen von Vaudemont, welches dem gvisischen Hause noch einen größern Glanz gab, dessen Haupt der Herzog Heinrich war, welcher damals alles galt, und hernach in Blois umgebracht wurde. Diesen Herzog, der überall einer der bravesten Prinzen von der Welt war, schmeichelte sich, mit Hülfe der Königinn Louise, seiner Anverwandtinn, den

König

König zu regieren; und hatte mit dem Könige 1575.
von Navarra eine vertraute Freundschaft aufgerichtet, und nannte ihn seinen Herrn, so wie ihn dieser König seinen Gevatter nannte.

Die Königinn Margaretha, welche, die Wahrheit zu sagen, nicht ohne Liebeshändel und Galanterien leben konnte, trug zur Unterhaltung dieses guten Verständnisses ihr mögliches bey, und sie gab sich alle Mühe, den Herzog von Alenzon, in welchen sie sterblich verliebt war, darein zuziehen.

Gleichwie aber die Eintracht der Prinzen den Untergang der Lieblinge, und dererjenigen, von denen jene regiert werden, zu befördern pflegt; also wußte die königliche Mutter diesen Streich auf eine sehr listige Weise zu zernichten, da sie theils dem Könige eine Eifersucht gegen seine Gemahlinn einblies, theils den Herzog von Alenzon durch das Andenken des ermordeten Admirals wider den Herzog von Gvise aufbrachte, theils den König von Navarra durch die Ränke einiger Frauenspersonen, und vornehmlich durch die Ränke der Frau von Sauves beständig wider einander hetzte, als welche vornehmlich diejenige Rolle spielte, die ihr Catharina von Medicis gab, und die Besuche und Bedienungen des Herzogs von Alenzon annahm, um zwischen ihnen Uneinigkeit zu stiften.

Die königliche Mutter unterhielt auch den unversöhnlichen Haß, der zwischen dem Könige

und

1575. und seinem Bruder herrschte; wobey sich etwas zutrug, das von der unvergleichlichen Herzhaftigkeit und Großmuth unsers Heinrichs ein so herrliches Zeugniß ablegt, als keine andere That, die er in seinem ganzen Leben verrichtet hat.

Der König, der einen Schaden am Ohre bekam, und gefährlich krank wurde, glaubte, als wenn ihm eben, wie dem Könige Franz II. (*) Gift wäre beygebracht worden, und hatte deswegen seinen Bruder im Verdachte. Er ließ in dieser Meynung den König von Navarra zu sich holen, befahl ihm, daß er nach seinem Tode seinen Bruder aus dem Wege räumen sollte, und bemühete sich, so viel er nur konnte, ihn zu bereden, daß dieser Bösewicht ihn, mit allen den Seinigen würde umbringen lassen, wenn er ihm nicht zuvor käme. Die Lieblinge des Königs, welche mit ihrem Herrn einerley Meynung hatten, opferten auch schon dem Herzog von Alenzon, als sie ihn bey sich vorbey gehen sahen, durch mörderische Blicke ihrer Rache auf. Unser Heinrich bemühete sich, die Wuth des Königs zu besänftigen, und führte ihm die erschrecklichen Folgen dieses Befehls zu Gemüthe. Allein der König gab keiner Vorstellung Gehör, und entrüstete sich so sehr, daß er dieses augenblicklichs von ihm wollte vollstreckt wissen, weil er

(*) Franz II. starb an einem Geschwüre, das er an dem einen Ohre bekam, und sollte solches durch Gift bekommen haben.

er befürchtete, der König von Navarra möchte, 1575.
wenn er gestorben wäre, seinem Befehle nicht nachkommen.

Unserm Heinriche hätte die Krone zugehört; sobald nur die beyden Brüder, nämlich der König und der Herzog von Alenzon wären aus der Welt gewesen. Der eine konnte nach aller Wahrscheinlichkeit nicht lange mehr leben, und unser Heinrich konnte den andern umbringen, da er die Lieblinge und Bedienten des Königs die Guisen und ihre Freunde, und fast alle auf seiner Seite hatte. Denn der Prinz von Alenzon sahe übel aus, hatte ein niederträchtiges, boshaftes und grausames Herz, und wurde bey allen diesen schönen Eigenschaften von der ganzen Welt gehaßt, und nur allein von einem tapfern Bußi von Ambroise unterstützet. Wie wenig Prinzen würden sich eine so schöne Gelegenheit haben aus den Händen gehen lassen! Soll ich es kühnlich sagen? Wie viele Prinzen giebt es, die eine solche Gelegenheit suchen würden? Unser Held aber, (also muß man ihn bey dieser That nennen) hatte an der wütenden Rache Heinrichs III. einen Abscheu, an statt sich solche zu Nutze zu machen. "Ist wohl eine schönere Ruhm„begierde, als diejenige, die man zu mäßigen „weis, wenn sie nicht gerecht ist, und bey „welcher man mehr sein Gewissen und sei„ne Ehre zu bewahren, als sich durch nieder„trächtige Mittel eine Krone zu erwerben sucht?

„Kro-

„Kronen, die man durch so böse Mittel erlangt „hat, sind auf dem Haupte dererjenigen, wel„che sie tragen, keine rühmlichen Zeichen, son„dern vielmehr solche schändliche Merkmale, „die man Bösewichten und Dieben an die „Stirne brennt.„

Der Himmel billigte ohne Zweifel die groß-müthigen Gesinnungen unsers Heinrichs, und bestimmte ihm den Scepter der Lilien, weil er ihn nicht aus Ungedult vor der Zeit haben wollte, dahingegen die Brüder des valösischen Hauses, die sich ihn einander selbst aus den Händen reissen wollten, alle auf eine unglückliche Weise starben, und denjenigen zum Nachfolger bekamen, der sich geweigert hatte, es durch ein Verbrechen zu werden.

1576. Heinrich III. wurde wieder gesund, und erkannte wohl, daß er seinen Bruder wegen einer Vergiftung ohne Grund im Verdacht gehabt hätte, ob er ihn gleich deswegen nicht mehr liebte, als vorher. Er ließ alle Tage geschehen, daß ihm seine Lieblinge tausendfachen Schimpf anthaten, und seiner in allen Gesellschaften spotteten. Er wollte so gar desselben Liebling und einzige Stütze, nämlich den Bußy von Amboise, in der Nacht an den Thoren des Louvre umbringen lassen, und man glaubt, man hätte daselbst Befehl gehabt, den Herzog von Alenzon selbst niederzumetzeln, wenn er ihm auf das Geschrey, man ermordet den Bußy, welches einige dazu bestell-

bestellte Leute machen sollten, zu Hülfe kommen würde. Der Herzog kehrte endlich das Rauche heraus, entfloh vom Hofe, stellte sich ins Feld, versammlete die Mißvergnügten, brachte Volk zusammen, und stieß damit zu dem Kriegsheere der Hugonotten, die der Prinz von Conde, und Casimir, der jüngste Bruder des Pfalzgrafen am Rhein, anführten, welcher letztere in diesen einheimischen Religionskriegen zweymal bis dreymal große Verstärkungen von teutscher Reiterey nach Frankreich brachte. 1576.

Er lag unserm Heinriche stark an, ihm zu folgen, und sagte so gar, als wenn er ihm dieses versprochen hätte. Allein man hatte von dem Könige von Navarra alle diejenigen entfernt, die ihm bey seiner Flucht hätten beförderlich seyn können, und andere an ihre Stelle gesetzet, die man deswegen besoldete. Ueber dieses versprach man, ihn zum Generallieutenant über das königliche Kriegsheer zu machen, welches eine starke Lockspeise war, ihn zurück zu halten. Die Liebe zu der schönen Frau von Sauves war eine noch stärkere Lockspeise. Nichts desto weniger entschloß er sich endlich dazu, theils wegen der natürlichen Triebe seiner Herzhaftigkeit; theils wegen der Furcht, der Herzog von Alenzon und der Prinz von Conde möchten unter den Hugonotten, unter denen er gebohren war, und auf die er sich am meisten verlassen sollte, die erste Stelle bekommen, theils wegen der Vorstellungen

1576. gen einiger von seinen alten Dienern und der neuen Ränke der Königinn Catharina, welche den König recht mit Fleiß wider ihn aufbrachte, um ihn zu nöthigen, sich aus dem Staube zu machen.

Er stellte sich daher, um sicher davon zu kommen, als wenn er nach Senlis auf die Jagd gehen wollte, und flüchtete nach Alenzon, wo er sich ganz stille verhielt, weil man bald darauf mit ihnen allen einen Frieden einging. Man gab dem Herzoge von Alenzon eine große Appanage, vieles Geld und viele Plätze, und räumte den Hugonotten die meisten und vortheilhaftesten Bedingungen, und dem Prinzen von Conde das Gouvernement von Picardie und die Stadt Peronne zu seiner Zuflucht ein. Allein unser Heinrich bekam dabey weiter nichts, als eine leere Hofnung, der daher endlich diese Hofnung fahren ließ, den Entschluß faßte, sich wieder zu den Hugonotten schlug, welche die einzige Stütze waren, die er haben konnte, sich von der catholischen Kirche absonderte, und sich aufs neue zu seiner ersten Religion bekannte. Vermuthlich hat er dieses gethan, weil er sie für die beste gehalten hat. Auf diese Weise würde man ihm seinen Fehler verzeihen, und an ihm weiter nichts, als den Mangel einer bessern Einsicht tadeln können. Unterdessen darf man nicht vergessen, hierbey anzumerken, daß sein Abfall nicht nur der größte Vorwurf den ihm seine

Fein-

Feinde, ich will ſagen, die Ligviſten gemacht haben, ſondern auch die größte Hinderung geweſen iſt, die er in Rom gefunden, als er ſich wider bekehrt, und beym Pabſte Vergebung geſucht hat. 1576.

Die Einwohner in Rochelle nahmen ihn, doch nicht ohne große Behutſamkeit und nicht eher ein, als bis er einige Leute von ſich gejagt hatte, welche weder Catholicken, noch Hugonotten, ſondern Atheiſten und böſe Buben waren. Man giebt vor, als wenn ihm dieſe Leute wider ſeinen Willen gefolgt wären, und er ſich zwar ihrer in der That in einigen verwirrten Händeln bedient, doch ſie allezeit verabſcheuet, und ſelbſt die Einwohner in Rochelle durch geheime Bewegungsgründe vermocht hätte, von ihm die Verbannung dieſer Leute zu verlangen.

Nach einigen Monaten, die er ſich in Rochelle aufgehalten hatte, gieng er nach Guienne, um von ſeinem Gouvernement Beſitz zu nehmen, wo er mit Verdruſſe ſehen mußte, daß die Stadt Bourdeaux die Thore vor ihm verſchloß, und zwar unter dem Vorwande, als wenn ſich die Einwohner befürchteten, er möchte ſich davon Meiſter machen, und daſelbſt die catholiſche Religion abſchaffen. So empfindlich auch dieſer Schimpf unſerm jungen und herzhaften Prinzen war; ſo wußte er ſich doch ſehr klüglich zu verſtellen, weil er damals dieſen Schimpf nicht

1576. rächen konnte, und ihn hernach, als er es thun konnte, auf eine großmüthige Weise vergaß.

Und um eben diese Zeit kam gleichsam die Ligve zur Welt, diese mächtige Partey, welche Frankreich zwanzig Jahre durch geängstigt, die spanische Herrschaft daselbst einzuführen, und unter dem schönsten Vorwande, den man nur haben kann, nämlich, unter dem Vorwande der Vertheidigung unserer väterlichen Religion, die Ordnung der Reichsfolge in dem königlichen Hause über den Haufen zu werfen, gesucht hat.

Man hatte schon unter der Regierung Carls IX. in Guienne und Langvedoc verschiedene solche Ligven und Bündnisse gemacht, um die Kirche wider die Hugonotten zu beschützen, und ich lasse andere urtheilen, ob ihre Häupter mehr Eifer, oder mehr Ehrgeiz besessen haben. Allein man war nicht weit damit gekommen, und hatte sie nicht sorgfältig unterhalten, daß sie also wider zerfallen waren. Die Großen im Reiche hatten unterdessen wohl dabey bemerken können, daß es ein schönes Mittel seyn würde, wenn einst dergleichen Bündnisse wider sollten aufgerichtet werden, denjenigen in die Höhe zu bringen, der sich dazu zum Oberhaupte würde aufwerfen können.

Der Prinz Heinrich von Gvise, der ein königlich Herz hatte, hegte nach aller Wahrscheinlichkeit diese Gedancken, oder wurde zum wenig-

nigsten, wenn er sie nicht anfänglich hegte, von 1576.
den Lieblingen Heinrichs III. die ihn verfolgten, gleichsam gezwungen, dergleichen zu hegen, und sich, um sich wider sie zu vertheidigen, auf diese Partey zu stützen. Es gab in seinem Hause acht, bis zehn Prinzen, die alle sehr brav waren. Die vornehmsten waren der Herzog von Mayenne, und der Cardinal von Gvise, seine beyden Brüder, der Herzog von Aumale, und der Marqvis von Elbeuf, seine Vettern.

Der Uebergang des Herzogs von Alenzon, zu den Hugonotten, dessen wir gedacht haben, und der vortheilhafte Friede, den man ihnen darauf zugestanden hatte, heckte die Ligve aus, die bey ihrer Geburt sehr klein war. Diejenigen, die weiter nichts wünschten, um sich mächtig zu machen, als daß sich im Staate eine neue Partey hervor thun möchte, ergriffen diese Gelegenheit, um durch ihre Ausgeschickten die große Gefahr, in welcher die catholische Religion schwebte, vorstellen, und die überwiegende Macht der Feinde kund machen zu lassen, als welche nicht allein die zween erste Prinzen vom Geblüt, sondern auch den Bruder des Königs, der ihr guter Freund war, auf ihrer Seite hatten. Was würde daraus werden, sagten sie, wenn er mit so bösen Gesinnungen zur Krone käme? Man muß sich daher beyzeiten darüber berathschlagen, und sich wider die Gefahr rüsten, welche der heiligen Kirche drohet. Man sagte

1576. anfänglich diese und dergleichen Dinge einander ins Ohr, bis man sie endlich, als man die Gemüther dazu vorbereitet hatte, öffentlich kund machte.

Hierzu kam, daß sich die Bürger in Peronne, einer freyen Stadt, die nicht gewohnt war, einen mächtigen Gouverneur zu haben, weigerten, den Prinzen von Conde einzulassen, weil er ein Hugonotte wäre. Er führte darüber beym Könige Beschwerde, und drang auf die Vollstreckung des Friedenschlusses.

Die Picarder empörten sich wider ihn, und richteten zuerst, wie sie sagten, eine Ligve oder Vereinigung zur Vertheidigung des catholischen, apostolischen und römischen Glaubens auf. Der Prinz von Conde konnte niemals Recht finden, und sahe sich genöthigt, sich nach Guienne zu begeben. Jacob Herr von Humieres warf sich zum Haupte dieser Ligve in der Picardie auf, und Aplincourt, ein junger Edelmann, ließ sich die Einwohner in Peronne schwören, deren Beyspiele hernach die Städte Amiens, Corbie, Saint-Quentin und viele andere nachfolgten. Ludwig von Trimouille errichtete auch eine in Poitou. Die königliche Mutter hegte heimlich dieses Unternehmen, um in den Uneinigkeiten und Zwistigkeiten ihr Ansehn zu behaupten. Man brachte den ersten Entwurf und Artickel dieser Ligve nach Paris, wo es einige eifrige Leute gab, welche sie in den Häusern herum trugen, und

sich

sich bemüheten, die allerhitzigsten Köpfe hinein 1576.
zu ziehen. Allein Christoph von Thou, der erste Präsident, verhinderte damals den Fortgang dieser Zusammenverschwörung.

Diejenigen, von denen der Entwurf war gemacht worden, hatten sich mit einander berathschlaget, daß man den Krieg wider die Hugonotten fortsetzen müßte, um der Ligve zu ihrer Vergrößerung Gelegenheit zu geben, und die Gemüther beständig im Eifer zu erhalten. Sie wiegelten zu dem Ende viele Personen auf, die den Hugonotten einige Plätze abnahmen, und unserm Heinrich, und dem Prinzen von Conde allerhand Spott anthaten. Ja was noch mehr ist, sie erregten so viele Parteyen, so viele Klagen von allen Seiten, und so viele Leute, welche auf eine Zusammenkunft der Stände drangen, daß ihnen der König dieses zugestehen mußte. Man kam daher in Blois zusammen, und fieng im December 1566. die Berathschlagungen an. Selbst die Hugonotten sahen diese Versammlung der Stände sehr gerne, weil sie sich einbildeten, daß der Bürgerstand, der gemeiniglich dabey der stärkste ist, und sich am meisten vor dem Kriege zufürchten hat, auf die Bestätigung des Friedens dringen würde. Allein die Ränke dererjenigen, welche den Krieg wünschten, waren so mächtig, daß man beschloß, den Krieg wider die Hugonotten mit allen Kräften fortzusetzen.

Nichts desto weniger hielt man doch für rathsam, vorher einige Personen von der Reichsversammlung an unsern Heinrich und an den Prinzen von Conde abzuschicken, und sie vermahnen zu lassen, daß sie in den Schoos der catholischen Kirche zurückkehren möchten. Allein dieses half nichts, und der König ward daher genöthigt, sich zum Haupte der Ligve zu erklären, und also aus einem unumschränkten Herrn, das Haupt einer Partey, und ein Feind von einem Theile seiner
1577. Unterthanen zu werden. Er brachte drey bis vier Heere auf die Beine von denen die Hugonotten in Dauphine, in Langvedoc, in Guienne und in Poitou bekriegt, und bald in die Enge getrieben wurden. Es würde mit ihnen gethan gewesen seyn, wenn man ihnen in der Bestürzung, in die sie waren gesetzet worden, scharf zugesetzt hätte. Allein die königliche Mutter, welche den Krieg nur wünschte, um beständig etwas zu thun zu haben, und um ihn zu Ende zu bringen, beredete den König, ihren Sohn, durch gewisse ausgesonnene Gründe, ihnen einen Frieden zu verwilligen.

1578. Nach dem Friedenschlusse that des Königs Mutter eine Reise nach Guienne, mit dem Vorgeben, als wenn sie den Frieden in allen Stücken aufs genaueste vollstrecken, und ihre Prinzeßinn Margaretha dem Könige von Navarra, ihrem Gemahle, zu führen wollte. Ihre wahre Absicht aber war, unter den Hugonotten den Saa-

Saamen der Uneinigkeit auszustreuen, damit 1578.
sie unter ihnen, wie unter den Catholicken, alles zu gebieten haben möchte. Heinrich hielt sich damals mit seinem kleinen Hofe in Nerac auf, vorher hatte er sich in Agen aufgehalten, wo er wegen seiner Leutseligkeit und Gerechtigkeit vom Volke sehr geliebt wurde. Es trug sich aber zu, daß einige junge Leute von seinem Gefolge bey einem Balle die Lichter auslöschten, um einige muthwillige Dinge vorzunehmen, welches die Einwohner so sehr erbitterte, daß sie ihre Stadt dem Marschalle von Biron übergaben, den der König zum Gouverneur nach Guienne geschickt hatte.

Kurze Zeit darauf büßte er auch durch eine andere Thorheit einiger jungen Leute die Stadt Reole ein. Er hatte sie einem alten hugonottischen Hauptmanne anvertraut, der Ußac hieß, und ein recht häßliches Gesicht hatte. Dieser Häßlichkeit ungeachtet verliebte er sich doch in ein Hoffräulein der königlichen Mutter, als welche eine große Menge der größten Buhldirnen in ihrem Gefolge hatte, um alles in Flammen zusetzen. Der Vicomte von Turenne, der hernach Herzog von Bouillon wurde, und damals ein und zwanzig, oder zwey und zwanzig Jahre alt war, suchte mit einigen andern seines Alters diesen Ußac aufzuziehen, und unser Heinrich nahm, anstatt ihnen, wie er gesollt hätte, Stillschweigen zu gebieten, Theil daran, und half, da er

1578. sehr viel Witz besaß, auf diesen verliebten Alten einige Pfeile abschießen.

Es giebt keine Leidenschaft, die ein Herz so empfindlich rührt, als diese. Ußac konnte so gar die Spöttereyen seines Herrn nicht leiden, begab sich hinweg, und lieferte zum Nachtheile seiner Ehre und Religion Reole dem Duras in die Hände. Dieser Herr hatte unsern Heinrich, dessen Gunst er vorher genossen hatte, aus Mißvergnügen verlassen, weil er gegen ihn weniger Liebe, als gegen den Roqvelaure, der einer der redlichsten und angenehmsten Männer seiner Zeit war, hatte blicken lassen.

Dieser doppelte Verlust von Agen und Reole gaben ihm, und sollen allen Prinzen zwo sehr nöthige Lehren geben.

„Die erste ist, ein Prinz muß seine Hofleute „in guter Zucht und Ordnung halten, weil „man ihm ihre Unordnungen zuschreibt, und „glaubt, wenn sie dergleichen begehen, daß er sie „selbst begehet, indem er verbunden ist, denen„selben zu steuren.

„ Die andere ist, er muß sich vor allen Din„gen des Spottens enthalten. Denn kein Laster „erweckt uns mehr Feinde, und keine sind ge„fährlicher als eben diese, weil sie ihre Rache „verbergen. Ein Wort, welches nur ein leich„ter Stich seyn würde, wenn es einer unsers „gleichen sagt, ist ein Dolchstich, so bald es aus „dem Munde eines Prinzen geht, und läßt in

dem

„dem Herzen eine tödtliche Rachgier zurück. 1578.
„Man muß auch den Großen in der Welt mit
„der Meynung nicht schmeicheln, als wenn ih-
„re Unterthanen, und diejenigen, die unter ihnen
„stehen, alles von ihnen leiden müßten. Denn
„eine Wunde wird desto größer, wenn es auf
„die Ehre ankömmt, je größer die Person ist,
„die uns verwundet, wie etwan der Druck eines
„Körpers desto stärker ist, je schwerer er ist, und
„je höher er herab fällt.

Die königliche Mutter hatte, wie wir gesagt haben, die Königinn Margaretha ihrem Gemahle zugeführt, womit weder der eine, noch die andere von den beyden Eheleuten eben sehr zufrieden war. Margaretha, welche die große Pracht am französischen Hofe liebte, wo sie, wenn ich also reden darf, in lauter Liebeshändeln schwamm, sahe ihren Aufenthalt in Guienne für eine Verbannung an, und Heinrich, der ihr Naturel und ihre Aufführung wußte, hätte gerne gesehen, wenn sie noch so weit von ihm entfernt gewesen wäre. Nichts desto weniger entschloß er sich doch, als er sahe, daß dieses Uebel unheilbar war, sie zu leiden, und ihr eine völlige Freyheit zu lassen. Er sahe sie mehr für des Königs Schwester, als für seine Gemahlinn an. Ja er behauptete auch, als wären bey seiner Vermählung einige Ungültigkeiten vorgegangen, wartete aber mit Gedult, sie zu seiner Zeit und an seinem Orte kund zu

1578. machen. Er schickte sich unterdessen in die Zeit, und in seine Umstände, und suchte sich ihre Liebshändel und ihr Ansehen zu Nutze zu machen. Er zog auch daraus bey einer Unterredung, die er nebst den Abgeordneten der Hugonotten mit der königlichen Mutter in Nerac anstellte, keinen geringen Vortheil. Denn da die königliche Mutter ihn und die Abgeordneten durch den Reitz ihrer schönen Hoffräulein, welche sie zu dem Ende mit sich genommen hatte, und durch die Beredsamkeit des Pibracs einzunehmen und zu bezaubern hofte; so brauchte Margaretha eben dergleichen Kunstgriffe wider sie, und gewann die Edelleute, die ihre Mutter um sich hatte, durch ihre bezaubernden Hofjungfern. Sie brauchte selbst ihre Reitzungen auf eine künstliche Weise, und fesselte damit den Verstand und Willen des armen Pibracs, daß er alles auf ihren Antrieb, und den Absichten der königlichen Mutter zuwider that, als welche sich gar nicht einbildete, daß ein so weiser Mann einer solchen Thorheit fähig seyn könnte, und dabey in vielen Stücken betrogen, und unvermerkt dahin gebracht wurde, den Hugonotten weit mehr einzuräumen, als sie beschlossen hatte.

Kaum waren nach dem Friedenschlusse acht Monate verflossen, als die königliche Mutter, der Bruder des Königs und die Gviſen schon wider anfiengen, des Friedens überdrüßig zu werden. Des Königs Mutter wollte nicht, daß

der

der König lange Zeit ihre Unterhandlungen und Vermittelungen entbehren sollte; der Bruder des Königs glaubte, er würde sich, wenn er wider ein Kriegsfeuer anbliese, dem König furchtbar machen, und es bey ihm dahin bringen können, daß er ihm ein ansehnliches Heer anvertrauen müßte, mit welchem er nach den Niederlanden gehen wollte, die sich wider die Spanier empört hatten, und ihn zu ihrem Oberherrn haben wollten; und die Gviſen befürchteten, es möchte der Eifer der Ligve bey einer gar zu langen Ruhe erkalten.

In diesen Absichten nöthigten sie den König, 1579.
diejenigen Plätze zurück zu fordern, die man den Hugonotten zu ihrer Sicherheit eingeräumt hatte. Der Herzog von Alenzon und die königliche Mutter liessen unter der Hand unserm Heinriche sagen, daß er sich, an statt diese Plätze zurück zu geben, dawider setzen sollte, indem er gerechte Sache hätte, und sich nicht anders, als mit den Waffen, behaupten könnte. Margaretha, die seine Schwäche wußte, und auch den Krieg wünschte, ließ ihn durch ihr Frauenzimmer, dem sie dieses einblies, mit allerhand Gründen zum Kriege aufmuntern, und munterte auch alle und jede Kriegsleute, die nur zu ihr kamen, mit eben diesen Mitteln dazu auf. Ja sie selbst gab sich deswegen dem Vicomte von Turenne Preis, daß sich dieser Prinz, vielleicht ohne alles Recht und gewiß zur ungelegensten Zeit zu einem Friedens-

1579. densbruche verleiten ließ, und die Hugonotten zu einem neuen bürgerlichen Kriege beredete. Und eben dieses, was ich iezo erzählt habe, war Ursache, daß man diesen Krieg den Krieg der Verliebten nannte.

Dieses war für die Hugonotten einer der allerunglücklichsten Kriege. Sie verlohren viele feste Plätze, und wurden so geschwächt, daß sie sich niemals wider würden erholt haben, wenn man sie aufs äußerste getrieben hätte. Allein des Königs Bruder, welcher die ganze Macht beyder Parteyen in die Niederlande zu ziehen wünschte, warf sich zum Friedensstifter auf, und wirkte ihnen den Frieden durch ein Edict aus, welches bey der Unterredung in Fleix zu Stande gebracht wurde.

1580. Dieser Friede fügte dem Staate fast eben so viel Schaden zu, als ihm die vorigen Kriege alle zugefügt hatten. Die beyden Höfe der beyden Könige, und die beyden Könige selbst ergaben sich, doch mit einigem Unterschiede, allen Wollüsten. Unser Heinrich ließ sich nicht so sehr in den Lustbarkeiten einschläfern, daß er nicht manchesmal an seine Sachen hätte denken sollen, da er immer ermuntert, und so wohl durch die Vorstellungen seiner Räthe und Religionsverwandten, als durch die Verweise seiner alten hugonottischen Hauptleute, die ziemlich frey mit ihm redeten, auf eine lebhafte Art angespornt wurde. Allein Heinrich III. versank gänzlich in dem

dem weibischen Wesen, und in dem Müßig- 1580.
gange. Er schien gar kein Herz, und gar keine Bewegung mehr zu haben, und seine Unterthanen merkten nicht anders, daß er noch in der Welt wäre, als durch die neuen Auflagen, mit denen er sie beständig beschwerte, und von denen das Geld nur seinen Lieblingen zur Beute ward.

Er hatte beständig drey, oder vier Lieblinge auf einmal, und fieng damals an, alle seine Gunst auf den Joyeuse, und auf die beyden Brüder Bernhard und Johann Ludewig Nogaret zu werfen, von denen der älteste fünf, oder sechs Jahre darnach starb, und der jüngste zum Herzoge von Espernon gemacht wurde. Dieser ist einer der merkwürdigsten und wunderbarsten Unterthanen gewesen, den der Hof jemals in eine so große Gunst hat kommen sehen, und der gewiß eben so viel Glück, als erhabene Eigenschaften hatte. Unterdessen erweckten die übermäßigen Geschenke, die der König allen diesen Lieblingen machte, bey dem Volke nichts, als lauter Klagen und Murren, weil es darüber in das äußerste Elend gerieth. Ihre ungeheure Größe that den Prinzen wehe, als welche sich für verachtet hielten, daß sich also diese Favoriten bey der ganzen Welt verhaßt machten, und der Haß, den man wider sie hegte, auf den König selbst zurück fiel. Ja die Gewalt, die der König auf ihr Angeben wider seine Parlemen-

ter

1580. ter brauchen mußte, damit seine Edicte wegen der Standserhöhungen und Auflagen möchten bestätigt werden, vermehrte diesen Haß noch mehr. Denn er zog sich eben so viele Vermaledeyungen zu, wenn sein Ansehen seinen uneingeschränkten Willen gültig machte, als er sich Verachtung zuzog, wenn sich die Parlementer, wie es oft geschahe, seinen Befehlen mit Gewalt widersetzten.

Das Volk, welches sich bald die Freyheit nimmt, von seinem Fürsten Böses zu reden, so bald es nur die Hochachtung und Ehrfurcht gegen ihn verlohren hat, redete von ihm, und seinen Favoriten die unanständigsten Dinge. Die Gviſen, denen des Königs Lieblinge, oder Mignons, wie man sie hieß, bey jeder Gelegenheit allen Verdruß thaten, gaben sich alle mögliche Mühe, ihnen ihre Ehrenstellen und Statthalterschaften aus den Händen zu reissen, und sie an sich zu bringen, und unterliessen nicht, ins Feuer zu blasen, und das Volk, und vornehmlich der großen Städte, vor denen sich die Favoriten zu allen Zeiten gefürchtet haben, und die den Favoriten allezeit gehäßig gewesen sind, in ihrer Verbitterung noch mehr zu bestärken. Dieses nun waren zu dem Wachsthume der Ligve, und dem Untergange Heinrichs III. die
1584. vornehmsten Anstalten. Es ist unsere Sache nicht, alle listige Streiche, die in den folgenden fünf und sechs Jahren am Hofe vorgegangen

gen sind, und den Krieg in den Niederlanden 1584.
zu erzählen, aus welchem des Königs Bruder nichts, als Schande davon trug. (*) Wir müssen nur dieses einzige sagen, daß er im Jahre 1584. in Chateau-Thierry unverheirathet gestorben ist, und Heinrich III. noch keine Kinder gehabt, und man sehr wohl gewußt hat, daß er wegen eines unheilbaren Schader, den er sich in Venedig bey seiner Rückreise aus Pohlen zugezogen hatte, niemals Kinder zeugen würde. Dieses war Ursache, daß die Gvisen und die königliche Mutter, so bald nur der Bruder des Königs von den Aerzten für todt gehalten wurde, und zwar jeder Theil für sich, Anstalten zu machen anfieng, sich des Throns zu versichern, gleichsam als wenn er schon ledig gewesen wäre. Denn weder der eine, noch der andere Theil machte auf unsern Heinrich die geringste Rechnung, weil er mit dem Könige nur im siebenden Grade verwandt war, in welchem bey ordentlichen Erbschaften gar keine Verwandtschaft mehr statt hat, und sich über dieses nicht zu derjenigen Religion bekannte, zu der sich die Könige von Frankreich seit des Clodovåus Zeiten bekannt hatten, und er folglich nicht fähig war, die Krone zu tragen, und den Namen des Allerchristlichen zu führen. Hierzu kam, daß er zweyhundert Meilen

(*) Er begegnete den Niederländern übel, und wurde von ihnen wieder verjagt, nachdem ihm sein Anschlag wider Antwerpen fehlgeschlagen war.

1584. len von Paris entfernt, und gleichsam in einem Winkel von Guienne verwiesen war, wo sie ihn leichtlich zu umringen, und über den Haufen zu werfen hoften.

Die königliche Mutter hatte sich in den Kopf gesetzet, die Kinder ihrer, an den Herzog von Lothringen vermählten Tochter, die sie für Prinzen vom Geblüte wollte gehalten wissen, auf den Thron zu bringen, gleichsam, als wenn die französische Krone auf das weibliche Geschlecht kommen könnte. Dieses that sie nicht nur aus Liebe, die sie zu ihnen trug, sondern auch aus einem heimlichen Hasse, welchen sie wider unsern Heinrich hegte, weil sie sah, daß ihm der Himmel, wider ihre Wünsche, den Weg zum Throne bahnte.

Im übrigen betrog sich dieses schlaue Weib mit aller ihrer Klugheit, und glaubte, als wenn der Herzog von Gvise ihrem Vorhaben beförderlich wäre. Es ist sehr wahrscheinlich, und die Folge hat es genug bezeugt, daß er selbst darauf bedacht gewesen ist, sich der Krone zu versichern, als er gesehen hat, daß ihn die königlichen Favoriten verfolgten, und ihm der König selbst aus Liebe zu ihnen, sehr übel begegnete. Denn üble Begegnungen richten nichts anders aus, als daß sie so edle und erhabene Gemüther, als das Gemüth dieses Prinzen war, in die äußerste Verzweiflung stürzen. Allein er erkannte wohl, wie er selbst zu einer so wichtigen

Sache

Sache nicht gelangen könnte, und es ihm sehr 1584.
schwer fallen würde, die Liebe, mit welcher die Franzosen ordentlicher Weise für die Prinzen vom Geblüte eingenommen sind, von ihnen abzulenken, und faßte daher den Schluß, den alten Cardinal von Bourbon, den Vetter unsers Heinrichs, auf seine Seite zu bringen. Er versprach ihm, wenn Heinrich III. sterben würde, alle seine und seiner Freunde Kräfte anzuwenden, um ihn zum Könige zu machen, und dieser ehrliche, und durch eine eitle Hofnung geblendete Alte ließ geschehen, daß ihn der Herzog bey seinem Ehrgeize zum Spiele brauchte, und durch dieses Mittel eine große Anzahl Catholicken gewann, die alle ihr Absehen auf das bourbonische Haus richteten.

Die Frage kam darauf an, ob ein Vetter dem Sohne seines ältesten Bruders in der Erbfolge vorgehen sollte? Diese Sache hatte, die Wahrheit zu sagen, ihre Schwierigkeit, weil nach dem Herkommen in Paris die Hauptstadt des Königreichs, und nach dem Herkommen in einigen andern Städten in der Seitenlinie das Recht der Repräsentation, oder Vorstellung nicht statt hat. Ueber diesen Rechtspunct wurde damals von den Rechtsgelehrten auf verschiedene Weise gestritten, und es kamen davon viele Schriften heraus, deren einige zum Vortheile des Vetters, andere zum Vortheile seines Brudersohns abgefaßt waren. Allein dieses wa-

1584. ren nur Federkriege, und der Degen mußte diesen Streit entscheiden. Vielen großen Staatsklugen kam es vor, als wenn der Herzog von Gvise sehr wider seinen eigenen Nutzen und Anschlag handelte, da er zu erkennen gab, daß die Krone dem Cardinal von Bourbon zugehöre, indem er eben damit zugestund, daß dieselbe nach dem Tode dieses Cardinals, der nicht lange mehr leben konnte, unserm Heinriche, als des Cardinals Brudernsohne, zugehören würde. Vielleicht aber machte er sich Rechnung, diesen, ehe jenes geschähe, aus dem Wege räumen zu können.

Heinrich III. errieth die Absicht des Herzogs von Gvise sehr wohl, oder bekam vielmehr davon durch seine Lieblinge Nachricht, die dabey ihren gewissen Untergang vor Augen sahen. Und eben deswegen hätte Heinrich III. wohl gewünscht, den König von Navarra wider in den Schoos der catholischen Kirche zurück bringen zu können, um den Ligvisten den scheinbaren Vorwand zu nehmen, dessen sie sich zur Erhaltung der Ligve bedienten, er schickte deswegen den Herzog von Espernon an ihn ab, welcher sich bemühete, ihn mit Gründen, die er von desselben Nutzen und aus der Staatskunst hernahm, wider zu bekehren. Unser Heinrich hörte sie an, bezeugte aber gegen ihn, diese Bewegungsgründe wären nicht triftig genug, ihn

auf

auf andere Gedanken zu bringen, und schickte 1584.
ihn mit vieler Höflichkeit wider zurück.

Die Hugonotten waren so eitel, daß sie die Unterredung dieses Prinzen mit dem Espernon kund machten, und eine Nachricht davon drucken ließen, um zu beweisen, daß er in seiner Religion unbeweglich wäre, und vielleicht auch, um ihn noch mehr darinn zu bestärken. Der Herzog von Guise unterließ auf seiner Seite nicht, sich dieses zu Nutze zu machen, und führte den Catholicken zu Gemüthe, wie halsstarrig dieser Prinz wäre, und was sie zu hoffen hätten, wenn er mit solchen Gesinnungen auf den Thron kommen würde.

Er brachte es also dahin, um ihm den Weg zum Throne zu versperren, daß die so genannten Eiferer die Ligve öffentlich erneureten, und solche ungescheut in Paris ausbreiteten, wo einige neue Ordensleute und Mönche diesen Eifer ihren Beichtkindern in der Beichte eingaben. Man erwählte bey der ersten öffentlichen Versammlung das Collegium von Fortet zum Sammelplatze, welches man die Wiege der Ligve nannte. Viele Bürger, Juristen, ja auch einige Pfarrer in Paris traten hinein. Man schickte sie nach Rom, und überreichte sie dem Pabste Gregorius XIII. zur Bestätigung, welcher sie aber niemals bestätigen wollte, und sie mißbilligte, so lange er lebte.

1584. So bald die Ligve nur ein wenig zu Kräften gekommen war, und sich verstärkt hatte; so gaben ihre Stifter zu erkennen, daß ihre Absicht nicht allein auf die Erhaltung der künftigen Sicherheit der Religion gienge, sondern sie sich auch von derselben Stunde an selbst des Throns zu versichern, und nicht nur dem Könige von Navarra, als dem Nachfolger, sondern auch dem Heinrich III. der damals regierte, zu Leibe zu gehen suchten. Sie hatten einige neue Gottesgelehrten in ihrem Solde, die sich zu behaupten getraueten, man könne einen Fürsten absetzen, der seiner Pflicht nicht genau nachkomme. „Nur „eine wohl eingerichtete Herrschaft, sagten sie, „ist von Gott; hingegen eine unordentliche ist „keine Herrschaft, sondern eine Straßenrauberey. „Es ist auch eben so ungereimt zu sagen, daß der„jenige ein König sey, der nicht zu regieren weis, „und keinen Verstand hat, als zu glauben, daß „ein Blinder andere führen, und eine unbeweg„liche Säule lebendigen Menschen die Bewegung „geben könne.“

Der Herzog von Gvise hatte sich unterdessen nach Champagne in sein Gouvernement begeben, und stellte sich mißvergnügt an, nur in der Absicht, um dem Herzoge von Lothringen Hofnung zu machen, als wenn er seinem Prinzen zur Krone verhelfen wollte, zu welcher dieser wegen seiner Mutter, die eine Prinzeßinn Heinrichs II. war, einiges Recht zu haben meynte. Man stell=

stellte deswegen zu Joinville eine Zusammen- 1584.
kunft an, wo sich auch einige Unterhändler des Königs von Spanien einfanden, welche den Vergleich unterzeichneten, und, wie man sagte, dem Herzoge von Gvise große Summen Geldes in Wechselbriefen gaben.

Hierauf brachte dieser Herzog von allen Seiten Truppen zusammen, und seine Freunde nahmen nicht nur den Hugonotten, sondern auch den Catholicken so viel Plätze weg, als sie nur konnten. Der König hätte diese neuangeworbene Truppen leichtlich zerstreuen können, wenn er zu Felde gezogen wäre. Allein die königliche Mutter die, gleich eigennützigen Aerzten, den Schaden vergrößerte, um daraus Vortheil zu ziehen, hielt ihn durch allerhand Ränke in seinem Cabinette zurück, und beredete ihn, den Herzog bald wider unter den Gehorsam zu bringen, wenn er ihr nur die Sache überließe. Sie stellte zu dem Ende mit dem Herzoge in Vitry eine Zusammenkunft an, und gab ihm also Zeit seinen Anhang zu verstärken. Er brach die Unterredung ab, so bald er sich in einem solchen Stande befand, das er sich vor nichts zu fürchten hatte, und stellte sich, als wenn er gerade auf Paris losgehen wolte.

Der König gerieth darüber in Bestürzung, und bat seine Mutter, einen Vergleich zu schliessen, er möchte kosten, was er wollte, und sie brachte auch den Vergleich von Nemours zu

Stande, durch welchen der König dem Herzoge von Gvise, und den andern Prinzen aus seinem Hause viele Statthalterschaften, große Summen Geldes, und über dieses ein blutiges Edict wider die Hugonotten zugestund. Dieses enthielt, daß sich keiner bey Lebensstrafe und Einziehung aller seiner Güter zu einer andern, als zu der catholischen Religion, bekennen, und sich alle Priester und Prediger binnen einem Monate, und alle Hugonotten binnen einer Frist von sechs Monaten entweder aus dem Reiche begeben, oder ihre falsche Religion abschwören sollten. Man nannte dieses Edict das Edict vom Monate Julius, und die Ligve zwang noch dazu den König, daß er es selbst dem Parlamente übergeben, und von ihm bestätigen lassen mußte.

1585. Kurze Zeit darauf bekam man von Rom Nachricht, daß endlich Sixtus V. der dem Gregorius XIII. nachgefolgt war, die Ligve bestätigt, und über dieses wider den König von Navarra, und den Prinzen von Conde mit erschrecklichen Bannflüchen losgedonnert, sie darinn für Ketzer, abgefallene Häupter, Vertheidiger und Beschützer der Ketzerey und für solche erklärt hätte, welche in die in den Gesetzen und Kirchenordnungen bestimmten Strafen gefallen, mit ihren Nachkommen aller Länder und Würden, und aller Erbfolge in einem Fürstenthume, welches es auch seyn wolle, und vornehmlich zum französischen Throne, beraubt, und deren Unterthanen

thanen des Eides der Treue los, und also nicht 1585.
mehr verbunden wären, ihnen zu gehorchen.

Damals hatte unser Heinrich alle Kräfte seiner Herzhaftigkeit und Tugend von nöthen, so harte Anfälle auszuhalten. Er war einigermaßen in den Wollüsten eingeschläfert; das Geräusch dieser großen Stöße ermunterte ihn wider; er rafte alle seine Sinne zusammen, nahm alle seine Tugend zu Rathe, und fieng an sie mit mehrerm Eifer zu zeigen, als er sonst gethan hatte. Er gesund auch in den folgenden Zeiten, wie er es seinen Feinden vielen Dank wüßte, daß sie ihn auf diese Weise angetrieben hätten, weil er sich in dem Winkel von Guienne würde vergraben haben, wenn sie ihn in seiner Ruhe und Trägheit gelassen, und nicht gezwungen hätten, an seine Sachen zu denken, daß er also bey Heinrichs III. Tode nicht würde im Stande gewesen seyn, die Krone zu behaupten.

Er that damals zwey Dinge von großer Wichtigkeit, die erste war, daß er den du Pleßis Mornay, einen Edelmann, der viel Gelehrsamkeit besaß, und dem man nichts vorwerfen konnte, als daß er ein Hugonotte war, das Manifest der Ligve mit einer Schutzschrift, und mit einer Erklärung beantworten ließ. In dieser letztern bat er den König seinen Herrn mit aller Unterthänigkeit, weil die Häupter der Ligve allerhand Verleumdungen wider seine Ehre ausstreueten, es nicht übel aufzunehmen, wenn er mit

1585. Beybehaltung der Ehrfurcht, die er dem Könige schuldig sey, öffentlich erkläre, daß sie solches auf eine falsche und boshafte Weise gelogen hätten. Ja was noch mehr ist, er erbot sich, um das Blut des Adels zu schonen, und die Verwüstung des armen Volks, die unzählige Unordnungen, welche die Frechheit im Kriege verursacht, ja die Lästerungen, Gewaltthätigkeiten und Einäscherungen abzuwenden, gegen den Herzog von Gvise, daß sie ihren Streit mit einander selbst, einer mit einem, zween mit zween, zehn mit zehn, oder mit so vielen, als ihm belieben würde, entweder in Frankreich und an einem Orte, den S. M. bestimmen könnte, oder außerhalb Frankreichs an einem Orte, den er selbst erwählen möchte, ausmachen, und sich dabey solcher Waffen bedienen wollten, die unter edlen Rittern gebräuchlich wären.

Diese Erklärung machte in den Gemüthern einen großen Eindruck. Jedermann sagte, man thäte Unrecht, wenn man wider denjenigen Gewalt gebrauchen wolle, der sich einem so vernunftigen Vorschlage unterwürfe, und der größte Theil des Adels billigte dieses großmüthige Verfahren, und sagte öffentlich, daß der Herzog von Gvise eine so große Ehre nicht ausschlagen könnte.

Diesem Herzoge fehlte es zwar nicht an Muthe, diesen Zweykampf anzunehmen; doch erwog er, daß es in Frankreich gleichsam ein Vater-

termord wäre, wenn man wider einen Prinzen vom Geblüte den Degen zöge, und er auch dadurch die Sache der Religion und des Staats zu seiner eigenen Sache machen würde. Er antwortete also sehr weislich, daß er gegen die Prinzen vom Geblüte viel Ehrfurcht hege, die Person des Königs von Navarra sehr hoch schätze, und mit ihm keinen Streit habe, sondern sich nur der catholischen Religion, die in Gefahr schwebe, und der Sicherheit des Staats annehme, welche schlechterdings von einer einzigen Religion abhange. 1585.

Das andere war folgendes. Er schickte, als er das Geräusch des Donners gehört hatte, mit welchem der Pabst auf ihn geschossen hatte, an den König, und ließ darüber Klage führen, und ihm vorstellen, wie dieses freche Unterfangen mehr den König angehe, als ihn, und dieser erwegen solle, daß der Pabst, wenn er die Reichsfolge zu entscheiden sich unterstehe, und sich die Macht herausnehme, einen Prinz vom Geblüte zur Krone für unfähig zu erklären, hernach auch weiter gehen, und ihn selbst absetzen könne, wie vor Zeiten der Pabst Zacharias den Childerich III. sollte abgesetzet haben.

Auf diese Vorstellungen verbot der König diese Bullen in Franckreich kund zu machen. Allein unser Heinrich war damit nicht zufrieden. Er hatte viele Freunde in Rom, und fand unter ihnen einige, die so kühn waren, daß sie seine

1585. und des Prinzen von Conde Gegenantwort an den öffentlichen Overgassen der Stadt anschlagen ließen. Die beyden Prinzen appellirten darinnen von dem Ausspruche des Sixtus an den Gerichtshof der Pairs in Frankreich, straften einen jeden, der sie der Ketzerey beschuldigte, der Lügen, und erboten sich, auf einer allgemeinen Kirchenversammlung das Gegentheil zu erweisen, und betheureten endlich, daß sie sich an dem Pabste, und an allen seinen Nachfolgern wegen des Unrechts rächen würden, das er ihrem Könige, dem königlichen Hause, und allen Parlementern angethan hätte.

Es war ganz wahrscheinlich, daß diese Gegenschrift den Sixtus V. aufs äußerste erbittern mußte. Er ließ auch anfänglich darüber eine rasende Bewegung blicken. Nichts desto weniger bewunderte er doch, als sich sein Zorn etwas gelegt hatte, die große Herzhaftigkeit dieses Königs, welcher in einer so großen Entfernung ein Unrecht zu rächen, und die Zeichen seiner Rache bis an die Thore des päbstischen Palastes zu bringen gewust hatte. Ja er bekam gegen ihn eine so große Hochachtung (so wahr ist es, daß sich die Tugend so gar bey Feinden Hochachtung erwirbt) daß man ihn öfters sagen hörte, wie es unter allen denenjenigen, die in der Christenheit regierten, niemanden gäbe, als diesen Prinzen und die Elisabeth, Königinn von Engelland, denen er seine großen Dingen, die er

im

im Kopfe hätte, hätte entdecken wollen, wenn sie 1585.
nicht Ketzer gewesen wären. Es konnte ihn also das anhaltende Bitten der Ligve nicht bewegen, die Kosten zu diesem Kriege herzugeben, welches machte, daß die meisten Unternehmungen der Ligve in ihrer Geburt erstickt wurden, weil sie sich einigermaßen auf eine ihr von ihm versprochene Million Rechnung gemacht hatte.

Gleichwie sich aber die Häupter der Ligve bemüheten, so viel Herren und Städte auf ihre Seite zu bringen, als sie nur konnten; also vereinigte auch Heinrich auf seiner Seite alle seine Freunde, sie mochten sich zu der einen, oder andern Religion bekennen. Unter denenselben befanden sich der Marschall von Damville-Montmorency, der Gouverneur in Langvedoc, der Herzog von Montpensier, ein Prinz vom Geblüte, und Gouverneur in Poitou, nebst seinem Sohne, dem Prinzen von Dombes, der Prinz von Conde der einen Theil von Poitou, Xaintonge und Angoumois inne hatte, der Graf von Soißons nebst seinem Bruder, dem Prinzen von Conty. Von diesen fünf Prinzen vom Geblüte waren die drey letztern seine leiblichen Vettern, und die beyden erstern um einen Grad weniger mit ihm verwandt. Alle bekannten sich zu der catholischen Religion, den einzigen Prinzen von Conde ausgenommen. Ferner hatte er noch viele andere auf seine Seite gebracht, als den Lesdiguieres, der sich, als ein schlechter Edelmann, durch seine Tapferkeit

so

1585. so sehr in die Höhe geschwungen hatte, daß er Herr vom Delphinat war, und der Herzog von Savoyen vor ihm zitterte; den Claudius von Trimouille, welcher in Poitou und in Betragne große Ländereyen besaß, und hernach ein Hugonotte ward, um die Ehre zu haben, seine Tochter an den Prinzen von Conde zu vermählen; den Heinrich von Tour, Vicomte von Turenne, der sich entweder aus Höflichkeit, oder aus einer waren Ueberzeugung zu der neuen Religion bekannt hatte; den Chastillon, den Sohn des Admirals von Coligny; den la Boulaye, einen vornehmen Herrn aus Poitevin; den Renat, das Haupt des Hauses von Rohan; den Franz, Grafen von Rochefoucaud; dem George von Clermont von Amboise; den Herrn von Aubeterre; den Jacob von Caumont-la-Force; den Herrn von Pons; den Saint Gelais-Lansac, und viele andere Herren und Edelleute, von hohem Range, von denen sich die meisten zu der neuen Religion bekannten. Er schickte auch zu eben der Zeit an die Königinn von Engelland Elisabeth, und an die protestantischen Prinzen in Deutschland so geschickte Unterhändler ab, daß sie sich alle zusammen durch ein starkes Bündniß vereinigten, um einander zu beschützen. Nach dieser Vereinigung geschah es, daß die Sachen ganz anders liefen, als es die Ligve gedacht hatte, und unser Heinrich sah sich so sehr verstärkt, daß er sich nicht mehr befürchtete,

über

über den Haufen geworfen zu werden, ohne Mittel zu haben, sich zu vertheidigen.

Ich will hier keineswegs stückweise erzählen, was 1585. und 1586. von beyden Theilen geschehen 1586.
ist, weil ich darinn eben nichts besonders bemerke.

Der König Heinrich wurde dieses Kriegs sehr satt, als welcher auf seine Unkosten und zu seinem Nachtheile geführt wurde, indem man über seine Erbschaft stritt, da er noch lebte, und gesund war, und man ihn schon unter die Todten rechnete. Er liebte weder die eine, noch die andere Partey, sondern liebte seine Favoriten so sehr, wie außerordentlich war diese Blindheit! daß er gerne sein Reich unter sie würde getheilt haben, wenn es in seinem Vermögen gestanden hätte. Die Ligve glaubte auf ihrer Seite Macht genug zu haben, solches davon zu tragen; und unser Heinrich machte sich Rechnung, die Anschläge beyder Theile zu Schanden zu machen. Die Königinn, welche ihre Absicht auf die Kinder ihrer mit dem Herzoge von Lothringen vermählten Prinzeßinn richtete, versprach dem Könige, einige Mittel ausfündig zu machen, und dieses ganze Ungewitter zu stillen. Sie wirkte zu dem Ende unserm Heinriche einen Waffenstillstand aus, binnen welchem zwischen ihm und ihr in dem Schlosse St. Brix, nahe bey Coignac, wohin sie sich im Monate December beyde begaben, eine Unterredung vermittelt wurde.

Man

1586. Man hatte viele Noth, für den einen so wohl, als für die andere, doch vornehmlich für die königliche Mutter Versicherung zu finden, indem sie ungemein mißtrauisch war. Unser Heinrich that dabey etwas, das von einer ausnehmenden Großmuth zeugt, und wo mit es sich also verhielt. Man war einen Waffenstillstand eingegangen, um bey dieser Unterredung sicher zu seyn, also, daß derjenige von beyden Theilen, welcher ihn brechen würde, die Schuld haben, und man berechtigt seyn sollte, alle diejenigen gefangen zu nehmen, die daran Theil hätten. Einige von dem Gefolge unsers Heinrichs stellten sich damals, als wenn sie Verräther wären, und kirrten etliche nach Beute gar zu begierige Hauptleute der Catholicken an, und ließen sich mit ihnen in ein heimliches Verständniß ein, vermöge dessen sie ihnen Fontmay in die Hände liefern wollten. Auf diese Weise würden sich die Catholicken des Meineids schuldig gemacht und unserm Heinriche das Recht gegeben haben, die königliche Mutter gefangen nehmen zu lassen. Allein dieser edelmüthige Prinz wurde, so bald er von dieser Betrügerey Nachricht empfing, auf die Urheber sehr unwillig, und gebot ihnen davon abzustehen. Hieß dieses nicht in der That die ächten Gesinnungen der Ehre im Grunde des Herzen, und nicht nur von außen haben?

Gleichwie er aber bey dieser Gelegenheit seine Großmuth zeigte; also ließ er auch bey der gan-

ganzen Unterredung die Stärke und Herzhaftig- 1586.
keit seines Geistes blicken. Die königliche Mutter, fragte ihn, was er wollte, und er gab ihr zur Antwort, und sah dabey auf die Hofjungfern, die sie mit sich gebracht hatte: **Madame, von allen diesen will ich nichts**, gleichsam als wenn er ihr dadurch hätte sagen wollen, daß er sich nicht mehr durch dergleichen Lockspeisen würde ankirren lassen. Sie gab sich vor allen Dingen viele Mühe, zwischen ihm und den andern Häuptern seiner Partey Uneinigkeit zu stiften, oder ihn verdächtig zu machen, indem sie ihm alles anbot, was er nur für seine Person verlangen würde. Allein er kannte ihre List, und hielt steif und fest über diesen Punct, daß er nichts eingehen könnte, ohne es vorher mit seinen Freunden zu überlegen. Nach langen Unterredungen gab er ihr auf die Frage, ob denn alle ihre Mühe fruchtlos seyn sollte, da sie nichts so sehr wünsche, als die Ruhe, zur Antwort: Madame, ich bin nicht schuld dran, und ich verhindere sie nicht, in ihrem Bette zu schlafen. Sie selbst sind Schuld, und verhindern mich, in dem meinigen zu schlafen. Die Mühe, die sie sich geben, gefällt und giebt ihnen Nahrung; die Ruhe ist die größte Feindinn ihres Lebens.

Er gab dabey noch einige andere lebhafte und sinnreiche Antworten, unter denen man vornehmlich diejenigen bemerkte, mit welcher er den Herzog von Nevers, aus dem Hause Gonzaga,

den

1586. den die königliche Mutter bey sich hatte, abfertigte. Dieser Herzog wagte es, ihm einsmals zu sagen: Es würde ihm rühmlicher seyn, wenn er bey dem Könige wäre, als bey solchen Leuten, bey denen er in einem so schlechten Ansehen stünde, daß er, wenn er etwa in Rochelle einmal Geld brauchen sollte, nicht einmal so viel Gewalt hätte, den Einwohnern daselbst eine Steuer aufzulegen. Unser Heinrich antwortete ihm ganz stolz: „Mein Herr, ich thue in Rochelle alles, was „ich will, weil ich nichts will, als was ich soll.“

Diese Unterredung von St. Brix half also zu weiter nichts, als zu neuen Verbitterungen. Die Guisen, die alle Mittel versuchten, um sich an den Favoriten zu rächen, boten, so bald sich die königliche Mutter zurück begeben hatte, unserm Heinrich ihre Dienste an, und der Herzog von Mayenne ließ ihm melden, er gedächte ihre Streitigkeiten beyzulegen, wenn er ihm Gehör geben würde, und er wollte mit vier Reitern zu ihm kommen, wenn und wo es ihm gefiele, und ihm seine Gemahlinn und Kinder zu Geiseln geben. Diese Unterredung ist nicht erfolgt, und ich habe nicht finden können, durch was sie ist unterbrochen worden.

Den übrigen Theil des Winters brachte man an beyden Höfen mit lauter Bällen und Lustbarkeiten zu. Denn die Königinn Catharina hatte bey dem Elende und den Unruhen des Staats diese Fertigkeit, an allen Orten, und zu allen Zeiten

ten zu tanzen eingeführt. Man sagte, sie thäte solches um ihren Kindern, und den andern Großen am Hofe mit diesen eitlen Lustbarkeiten einen Zeitvertreib zu machen, indem das Gemüth durch nichts so sehr zerstreuet wird, und nichts fähiger ist, wenn ich also reden darf, die Kräfte der Seelen zu schwächen, als der bezaubernde Klang der Sayten, die beständige Bewegung des Körpers, und die Reizungen des Frauenzimmers. Nach dem Beyspiele des Hofs regierten die Bälle und Mascaraden im ganzen Königreiche, und selbst die Vermahnungen der Prediger konnten nicht wehren, daß man nicht bey den meisten hugonottischen Herren getanzet hätte, ob es gleich beständig einige unter ihnen gab, die es nicht leiden konnten.

Im Frühlinge nahmen die Kriegsunterneh- 1587.
mungen auf beyden Seiten wider ihren Anfang, die aber in Vergleichung mit demjenigen, was gegen das Ende des vorigen Feldzugs geschehen war, fast gar nichts zu bedeuten hatten. Die protestantischen Fürsten in Deutschland schickten den Hugonotten ein Heer zu Hülfe, welches aus fünf tausend Landsknechten, sechszehn tausend Schweizern und sechs tausend Mann zu Pferde bestund. Dieses Heer nahm seinen Zug durch Lothringen und Champagne, setzte hernach über die Seine, und gieng nach der Loire zu, gleichsam als wenn es hinüber gehen, oder an ihrem Ufer hinaufrücken wollte. Der König von Navarra hatte

1587. zu eben der Zeit seine Truppen um Rochelle herum versammlet, und bemühete sich seinen Hülfsvölkern bis an das Ufer der Loire entgegen zu gehen. Allein er wurde durch ein königliches Heer daran verhindert, an dessen Spitze sich der Herzog von Joyeuse befand, welcher Befehl hatte, ihm überall nachzusetzen. Der Herzog von Guise, welcher auch die Mannschaft seiner Partey zusammen gebracht hatte, ob sie gleich sehr schwach war, setzte entweder der deutschen Reiterey nach, oder fiel ihr in die Seiten, oder zog vor ihr voraus, und ward öfters ohne große Gefahr mit ihr handgemein. Denn diese schwere ausländische Reiterey konnte sich nicht ohne viele Mühe in Bewegung setzen, weil sie mit gar zu vielem Geräthe bepackt war, und wurde nicht nur von einem Oberhaupte, das nicht Ansehen und Klugheit genug hatte, sondern auch von solchen Hauptleuten angeführt, unter denen lauter Uneinigkeit und Mißhälligkeit herrschte.

Wegen dieser Gebrechen konnte dieses Heer niemals einen guten Schluß fassen. Man konnte damals an hundert Orten durch die Loire waden, weil schon der September angegangen war, und gleichwohl wollte sie nicht hinüber setzen, sondern zerstreuete sich in den Gegenden von Beausse, und wartete auf des Königs von Navarra Befehle, anstatt in Nivernois hinauf zu rücken, und Burgund zu erreichen. Die Absicht des Königs von Navarra war, längst der Dordogne hin-

hinauf zu rücken, sich von dannen nach Guien- 1587.
ne zu wenden, daselbst seine ganze Macht zu-
sammen zu ziehen, und durch diejenigen Provin-
zen die es mit ihm hielten, dem protestantischen
Heere nach Burgund entgegen zu gehen. Der
Herzog von Joyeuse setzte ihm hitzig nach und
bildete sich ein, als wenn der König flöhe, als
welcher sich in der That in keinen Streit einließ,
und weiter nichts suchte, als wie er zu den Deut-
schen stossen möchte.

Dieser neue Herzog wäre damals beynahe aus
des Königs Gnade gefallen, als welcher erfah-
ren hatte, daß er auf die Seite der Ligve wank-
te, nicht sowohl aus Liebe zu den Guisen, als viel-
mehr aus einer eiteln Einbildung, die ihm seine
Schmeichler in den Kopf gesetzet hatten, als
wenn er würdig wäre, das Oberhaupt von dieser
großen Partey zu werden. Ja er hielt den Un-
tergang der Hugonotten für so gewiß, daß er sich
von dem Pabste die Freyheit ausgebeten hatte,
die Erbländer unsers Heinrichs einzuziehen. Er
suchte sich daher bey seinem Ruhme, und bey sei-
ner Gunst zu behaupten, die beyde auf schwachen
Füßen stunden, und war dem Könige von Na-
varra beständig auf dem Nacken, bis er ihn bey
Coutras erreichte.

Das Kriegsheer des Herzogs von Joyeuse
war, also zu reden, ganz von Golde und funkelte
von Gold und Silber, von damascirten Degen, her-
umfliegenden Federbüschen, gestickten Scherpen,

1587. und sammtnen Röcken, mit denen jeder Herr nach der Gewohnheit derselben Zeit seine Compagnie ausgeputzt hatte. Das Kriegsheer des Königs von Navarra hingegen war ganz von Eisen, und hatte an statt des Schmucks nur graue Waffen, lederne Köller und dauerhafte Röcke. Das erstere war sechshundert Mann zu Pferde und tausend Fußknechte stärker, als das andere. Die Hälfte des Fußvolks führte gezogene Röhre, und fochte auch zu Pferde, und beynahe die ganze Reiterey war mit Spießen und meistentheils mit Schulpferden versehen: Es hatte den Namen und das Ansehen des Königs nebst der Versicherung, reichlich belohnt zu werden, vor sich. Allein es bestund halb aus neugeworbenen Völkern, beobachtete weder Kriegszucht, noch Ordnung, hatte einen Anführer, der in keinem Ansehen stund, dabey hundert Häupter, statt eines, und lauter junge Leute, die in den Lüften des Hofs waren erzogen worden, und Herz genug, aber keine Erfahrung hatten.

Das Heer des Königs von Navarra hingegen bestund ganz aus dem Kerne seiner Partey, aus den alten Ueberbleibseln der Schlachten bey Jarnac und Montcontour, aus Leuten, die bey dem Kriegshandwerke aufgewachsen, und durch beständige Drangsalen und Gefechte abgehärtet waren. Es hatte drey Prinzen vom Geblüte an seiner Spitze, von denen man dem ersten in allen Dingen gehorchte, der, als der vermuthliche Er-

Erbe des Reichs, werth gehalten wurde, und sowohl die Liebe der Soldaten, als die Hofnung aller redlichen Franzosen war. Ueber dieses war es mit der Nothwendigkeit zu siegen, oder zu sterben bewafnet, welche weit stärker ist, als Stahl und Eisen. 1587.

Der König von Navarra ließ, so bald alles zur Schlacht angeordnet war, alle Häupter zu sich kommen, und hielt von einer kleinen Anhöhe eine Anrede an sie, in welcher er sie mit wenigen Worten, die sich zu seinem Stande und zu den damahligen Umständen schickten, ermunterte, und den Himmel zum Zeugen nahm, daß er keineswegs wider seinen König stritte, sondern nur seine Religion, und Rechte vertheidigte. Hierauf wandte er sich zu den beyden Prinzen, nämlich zu dem Prinzen von Conde, und zu dem Grafen von Soißons, und sagte zu ihnen: **Euch werde ich nichts weiter sagen, als nur dieses, daß ihr aus dem bourbonischen Hause seyd, und ich will euch mit Gottes Hülfe zeigen, daß ich der älteste davon bin.**

Seine Tapferkeit leuchtete an diesem Tage ganz besonders hervor. Er hatte sich auf seinen Helm einen weißen Federbusch gestecket, weil er diese Farbe liebte, und sich damit zu erkennen geben wollte, daß er auch einigen, die sich vor ihn stellten, um ihn zu beschützen und seine Person zu bedecken, laut zu schrie: **Gehet auf die Seite, ich bitte euch, und verdeckt mich nicht, ich will mich zeigen.** „Eine dergleichen Ta-

1587. „pferkeit ist einem Eroberer allerdings nöthig, „und würde hingegen bey einem Könige, dessen „Thron befestigt wäre, ganz gewiß eine Ver„wegenheit, und ein großer Fehler seyn„. Er drang in die ersten Glieder der Feinde mit Gewalt ein, machte einige mit eigener Hand zu Gefangenen, und faßte einen Standartenjunker von einer Compagnie der Gensdarmes, mit Namen Chateau-Regnard, beym Kragen an, und sagte zu ihm: **Ergieb dich, Philister.**

Nach gewonnener Schlacht, kam einer, welcher gesehen hatte, daß die Flüchtigen Halte machten, zu ihm gelaufen, und sagte zu ihm: es rücke das Heer des Marschalls von Mantignon an. Unser Heinrich hörte diese Nachricht, als eine neue Gelegenheit, sich Ruhm und Ehre zu erwerben, ganz gelassen an, wandte sich voller Muth gegen seine Leute, und sagte: **Wohlan, Freunde, laßt uns anrücken, wir werden an einem Tage zwo Schlachten liefern, welches man noch niemals gesehen hat.**

Man mußte aber nicht allein seine Tapferkeit, sondern auch seine Gerechtigkeit, Mäßigung und Gnade bewundern, die er bey dieser Gelegenheit sehen ließ. Von seiner Gerechtigkeit erzählt man folgendes:

Er hatte eine Tochter eines Kriegsbedienten in Rochelle gemißbraucht, welches ihre Familie in Schimpf und Schande gebracht, und die Einwohner in Rochelle sehr geärgert hatte. Ein

Pre-

Prediger nahm sich daher die Freyheit, als sein Heer schon bereit war, auf die Feinde loszugehen, und man sein Gebet verrichten sollte, ihm vorzustellen, daß Gott seine Waffen nicht segnen könnte, wenn er ihn nicht vorher wegen dieser Beleidigung um Verzeihung bäte, und dieses Aergerniß durch eine öffentliche Buße wider gut machte, und einer Familie den Verlust der Ehre ersetzte, die er ihr geraubt hätte. Der gute König hörte diese Vorstellungen demüthig an, fiel auf seine Knie, flehete Gott wegen dieses Fehltritts um Vergebung an, und bat alle Anwesende, von seiner Buße ein Zeugniß abzulegen, und den Vater dieses Frauenzimmers zu versichern, daß er ihm den Verlust seiner Ehre auf alle mögliche Weise ersetzen würde, wenn ihn Gott leben ließe. Eine so christliche Demüthigung preßte allen Anwesenden Thränen aus, und es war keiner unter ihnen, welcher für einen Prinzen, der seinen Untergebenen so herzlich Recht widerfahren ließ, sein Leben nicht tausendmal hätte aufopfern wollen. 1587.

Er hatte sich also selbst überwunden, und Gott machte ihn zum Ueberwinder seiner Feinde, und wer weis, ob ihn Gott nicht erhöhet, da er sich vor Gott auf eine so christliche Weise gedemüthiget hat? Das feindliche Heer wurde ganz in Stücken zerhauen, und verlohr nebst fünftausend Mann, seinem Geschütze, Geräthe und seinen Fahnen, alle seine Anführer, nur

1587. zween oder drey ausgenommen, und unter andern auch den Herzog von Joyeuse, und den Saint Sauveur, seinen Bruder, welche man beyde auf der Wahlstadt liegen fand.

Den Abend drauf fand unser Sieger sein Quartier mit lauter Gefangenen und Verwundeten ganz angefüllt, welches ihn nöthigte, daß er sein Essen in die Wohnung des du Pleßis-Mornay tragen lassen mußte. Ja er mußte, weil der Körper des Herzogs von Joyeuse in dem Saale auf einen Tische lag, eine Treppe höher steigen, wo man die Kriegsgefangenen mit sechs und funfzig Fahnen, und mit zwey und zwanzig Standarten vor ihn brachte.

Dieses war für diesen Prinzen ein schöner und herrlicher Anblick, da er seinen Feind, der von dem Pabste die Freyheit, seine Erbländer einzuziehen, erlangt hatte, zu seinen Füßen liegen, da er seine Tafel mit so vielen vornehmen Kriegsgefangenen umringt, und sein Zimmer mit lauter Fahnen ausgeschmückt sahe. Allein es war, die Wahrheit zu sagen, für edelmüthige Seelen ein noch angenehmerer Anblick, daß man weder in seinem Gesichte, noch in seinen Reden, noch in seinem Thun ein einziges Zeichen bemerkte, aus welchem man hätte schließen können, daß seine Standhaftigkeit, und Gütigkeit im geringsten wäre verändert worden, da er doch so viele Gelegenheit hatte eitel und stolz zu werden, und er sich auf eine so rechtmäßige Weise wegen so abscheu-

scheulicher Mißhandlungen rächete, welches sol- 1587.
che Dinge sind, durch welche auch die sanftmüthigsten Seelen zur Unbesonnenheit und Grausamkeit verleitet worden. Er bewies sich vielmehr bey seinem Siege eben so höflich und eben so leutselig, so unerschrocken und furchtbar er sich im Streite bewiesen hatte. Er ließ fast alle Gefangene ohne Lösegeld los, gab vielen ihr Geräthe wider, trug für die Verwundeten Sorge, gab die Körper des Herzogs von Joyeuse, und des Saint Sauveurs, dem Vicomte von Turenne, der ihn, als ihr Anverwandter, darum gebeten hatte, und schickte den Morgen drauf seinen Requetenmeister an den König ab, und ließ ihn um Friede bitten. Aus allen Dingen schloß man damals, daß eine so unvergleichliche Tapferkeit über alle Feinde die Oberhand behalten, und denjenigen nichts würde über den Haufen werfen können, den ein so großes Glück nicht einmal wankend gemacht hätte.

Nichts desto weniger tadelte man ihn, daß er anstatt seinen Sieg eifrig zu verfolgen, sein siegendes Heer zu keiner wichtigen Unternehmung gebraucht, und es eben dadurch selbst geschwächt hätte. Man glaubte, und hatte Grund dazu, daß er die Sache nicht gar zu weit hätte treiben wollen, aus Furcht er möchte den König gar zu sehr erzürnen, da er mit ihm in einigen guten Vernehmen zu stehen wünschte, und allezeit hoffte, sich mit ihm wider aussöhnen, und an den

1587. Hof zurück kommen zu können, wo er nothwendig gegenwärtig seyn mußte, um im Stande zu seyn, die Krone zu behaupten, wenn Heinrich III. sterben sollte. Er begab sich, er mag es nun entweder aus dieser, oder aus andern Ursachen gethan haben, nach Guienne, gieng von dar, unter dem Vorwande einiger Geschäfte, nach Bearn zurück, und nahm nicht mehr, als fünfhundert Reiter und den Grafen von Soißons mit sich, den er mit der Hofnung, als wenn er ihm seine Schwester zur Gemahlinn geben wollte, bey sich behielt. Der Prinz von Conde gieng nach Rochelle, und Turenne nach Perigord.

Das deutsche Heer bekam unterdessen an verschiedenen Orten, und vornehmlich bey Auneau en Beauße, wo der Herzog von Gvise drey tausend Mann davon entweder niedermetzelte, oder gefangen bekam, und hernach zu Pont de Gien viele Stöße, wo der Herzog von Espernon zwölf hundert Landsknechte und fast ihr ganzes Geschütz in seine Hände bekam. Dieses machte, daß es dem ihm vom Könige angebotenen Vergleiche gerne Gehör gab, und sich darauf durch Burgund und durch die Grafschaft Mümpelgard zurück zog, wohin ihm der Herzog von Gvise beständig nachsetzte.

1588. Unter diesen Begebenheiten nahm das 1588. Jahr seinen Anfang, welches von allen Sterndeutern in ihren Weissagungen das wunderbare Jahr genannt wurde, weil sie in demselben eine

so

so große Menge außerordentlicher Begebenhei- 1588.
ten, und eine so große Unordnung in allen na-
türlichen Dingen voraus sahen, und versicherten,
daß man zum wenigsten, wenn nicht der jüng-
ste Tag kommen sollte, eine allgemeine Verän-
derung in der Welt sehen würde. Ihre Weißa-
gung wurde durch eine Menge entsetzlicher Zei-
chen bekräftigt, welche in ganz Europa geschä-
hen. In Frankreich erschütterte sich die Erde
längst der Loire hinab, wie auch in der Norman-
die: das Meer wurde sechs Wochen hinter-
einander von lauter Stürmen bewegt, welche
Himmel und Erde zu Grunde zu richten schie-
nen; man sah am Himmel verschiedene feurige
Luftzeichen, und Paris wurde den 24. Jenner
mit einem so fürchterlichen Nebel bedeckt, daß
man am vollen Mittage nicht anders, als mit
Hülfe der Fackeln, sehen konnte, wenn man
auch die besten Augen hatte. Alle diese Zeichen
schienen dasjenige, was bald darauf geschah, an-
zudeuten, nämlich den Tod des Prinzen von
Conde, die Barricaden, oder Strassenversper-
rungen in Paris, die Umstürzung dieses ganzen
Königreichs, die Hinrichtung der Herren von
Guisen, und endlich den grausamen Mord Hein-
richs III.

Der Prinz von Conde starb im März zu
Saint Jean Dangeli, wo er damals sein Hof-
lager hatte. Ob nun gleich zwischen ihm und
dem Könige von Navarra eine heimliche Eifer-
sucht

1588. sucht geherrscht, und sie unter ihren Anhängern fast zwo Parteyen gemacht hatten; so empfand doch der König über diesen Verlust den äußersten Schmerzen, daß er sich mit dem Grafen von Soißons in sein Cabinet einschloß, und man ihn darüber ein lautes Geschrey erheben, und sagen hörte, wie er seinen rechten Arm verlohren hätte. Er nahm aber, so bald sich der Schmerz etwas gelegt hatte, seine Geister wieder zusammen, setzte sein ganzes Vertrauen auf den göttlichen Schutz, und ließ sich beym Herausgehen aus seinem Cabinette, mit einem Herzen, das mit einer christlichen Zuversicht erfüllt war, vernehmen: **Gott ist meine Zuflucht und Stütze, bey ihm allein steht meine Hofnung, und ich werde nicht zu schanden werden.**

Dieses war auch in der That für ihn ein grosser Verlust. Nunmehr lag ihm die ganze Last auf dem Halse, und er wurde, dieser Stütze beraubt, den frevelhaften Nachstellungen der Ligve noch mehr ausgesetzet, die ihm nur einen gleichen Stoß beybringen durfte, um die Oberhand zu behalten. Er hatte daher billig Ursache, sich vor ihren Nachstellungen zu fürchten, obgleich der Herzog von Gvise ein so edles und großes Herz besaß, daß er, so lang er lebte, niemals geschehen ließ, wider ihn so abscheuliche Mittel zu gebrauchen.

Die

Die Kühnheit der Ligve wuchs durch den Tod 1588.
des Prinzen, noch mehr. Sie bezeigte eine auſſerordentliche Freude darüber, machte es überall kund, und gab es für eine Strafe der göttlichen Gerechtigkeit und des apoſtoliſchen Bannfluchs aus. Die Hugonotten hingegen befanden ſich in der äußerſten Beſtürzung, indem ſie erwogen, daß ſie ihr ſicherſtes Haupt verlohren hatten, weil der Prinz von ihrer Religion ſehr überzeugt war, und ſie von dem Könige von Navarra dergleichen Meynung nicht hegten. Die Beſtürzung und Unordnung war bey ihnen in der That ſo groß, daß man ſie vermuthlich bald würde über den Haufen geworffen haben, wenn man fortgefahren hätte, ihnen ſtark zuzuſetzen. Der König, welcher ſie aufs ärgſte haßte, und gerne darein würde gewilligt haben, wollte nur die Sachen alſo einrichten, damit nicht durch ihren Untergang die Vergrößerung des Herzogs von Gviſe und ſein eigener Untergang möchte befördert werden. Allein dieſer Herzog, dem des Königs Abſicht bekannt war, drang beſtändig in ihn, ihn mit Mannſchaft zu verſehen und in den Stand ſetzen, damit er die Hugonotten gänzlich vertilgen könnte, in deren Untergang er auch den König von Navarra zu ziehen hofte.

Der Herzog von Gviſe hatte vor dem Könige dieſen Vorzug, daß er ſich vornehmlich durch zwey Mittel die Liebe des Volks gewonnen hatte;

1588. te; das erstere war, daß er sich den neuen Auflagen widersetzte: das andere, daß er beständig den Favoriten die Wage hielt, und sich niemals vor ihnen beugte. Das Gegentheil davon hatte dem Könige die äußerste Verachtung zugezogen, und so gar viele seiner Diener von ihm abwendig gemacht, wovon ich folgendes Beyspiel anführen will.

Der König hatte in seinem Rathe zween große Männer, nämlich den Peter von Espinac, den Erzbischoff von Lyon, und den Staassecretair Villeroy. Der Herzog von Espernon, ein hochmüthiger und stolzer Herr, wollte diesen beyden Männern auf eine verächtliche Weise begegnen, welches sie also wider ihn verbitterte, daß sie sich zu der Partey des Herzogs von Guise schlugen, ungeachtet sie in ihren Herzen dem Besten des Königs und des Reichs beständig getreu blieben, wie man hernach vornehmlich an dem Villeroy gesehen hat.

Der König lebte unterdessen nach seiner Gewohnheit in der größten Schwelgerey und Ueppigkeit und in dem schändlichsten Müßiggange, und brachte seine Zeit damit zu, daß er entweder andere tanzen sahe, oder mit kleinen Hunden spielte, deren er von allen Arten viele hatte, oder Papegayen reden lehrte, oder Bilder zerschnitt, oder andere solche Dinge that, die sich mehr für Kinder, als für einen König schickten.

Der

Der Herzog hingegen verſäumte keine Zeit, 1588.
machte ſich mit Beybehaltung der alten, neue Freunde ſchmeichelte dem Volke, bezeigte gegen die Geiſtlichen einen großen Eifer, vertheidigte die Unterdrückten, und zeigte ſich überall als einen prächtigen und angeſehenen Prinzen, und dabey ohne Stolz und Hochmuth. Die Einwohner in Paris waren in der Hochachtung gegen ihn ganz ertrunken, und alle und jede, den größten Theil des Parlements, und der andern königlichen Bedienten ausgenommen, folgten ſeinen Trieben, und behielten gegen ihn ſtets die Neigung bey, die ſie nur dem Könige ſchuldig waren.

In Paris, wo eine unzählige Menge Menſchen die Ligve unterſchrieben hatte, erwählte man, als man bey den ſechzehn Qvartiern der Stadt die Viertelsmeiſter nicht gewinnen konnte, einige von den eifrigſten Ligviſten, welche ſolches in ihrem Namen thun ſollten, und eben daher kam es, daß man hernach in Paris die vornehmſten Anführer dieſer Partey die Sechzehner nannte. Dieſes iſt nicht alſo zuverſtehen, als wenn ihrer nur ſechzehn geweſen wären, denn es waren ihrer über zehn tauſend, ſondern weil dieſe in den ſechzehn Qvartieren, oder Vierteln der Stadt Paris zerſtreut waren.

Der König, welcher vornehmlich von dem Herzoge von Eſpernon aufgebracht wurde, faßte den Schluß, die eifrigſten von dieſen Sechzehnern abzuſtrafen, welche ſich bey allen Gelegen-

1588. legenheiten als die geschworensten Feinde dieses Lieblings erwiesen. Er hofte durch dieses Mittel die Ligve zu Boden zu werfen, und zugleich des Herzogs von Gvise Ruhm und Ansehen gänzlich zu zernichten. Er ließ deswegen in der Stille einige Mannschaft in Paris einrücken, welche sich auf seinen Befehl dieser Leute bemächtigen sollte.

Der Herzog von Gvise, welcher davon Nachricht bekam, eilte deswegen von Soißons, wo er sich damals aufhielt, nach Paris, und war entschlossen, lieber zu sterben, als seine Freunde umkommen zu lassen. Mit einem Worte: im Monate May wurden die Straßen bis an die Thore die Louvre versperrt, und die Mannschaft des Königs entweder in Stücken zerhauen, oder entwafnet. Die königliche Mutter warf sich ihrer Gewohnheit nach wider zur Schiedsrichterinn auf; der König hingegen flüchtete, aus Furcht, umringt zu werden, in der größten Bestürzung nach Chartres.

Die Ligve, welche auf diese Weise von Paris Meister ward, bemächtigte sich der Bastille, des Stadthauses, des Louvre, und des Ortes, der vorzeiten den Tempelherren zugehört hat, und setzte den Prävot, oder Aufseher der Kaufleute, und den Policeymeister ab. Zu eben der Zeit machte sie sich von Orleans, Bourges, Amiens, Abbeville, Montreuil, Rouen, Remis, Chaalons, und noch von zwanzig andern Städten in ver-

verschiedenen Provinzen Meister. Das Volk 1588.
schrie überall: Es lebe Guise, es lebe der Beschützer des Glaubens!

Hierüber gerieth der König nicht ohne Grund in große Bestürzung. Die Einwohner in Paris schickten einige Abgeordnete nach Chartres an ihn ab, ließen um Verzeihung bitten, und drangen zugleich auf die Ausrottung der Ketzerey. Jedermann vergrößerte ihm sein Schrecken, und kein Mensch sprach ihm einen Muth zu. In dieser Angst fand er kein sicherers Mittel, die ihm drohende Gefahr abzuwenden, als zu versuchen, wie er seine Unterthanen entwafnete. Er schickte zu dem Ende einen Reqvetenmeister an das Parlement ab, und ließ ihm seine letzte Meynung hinterbringen, die dahin gieng, daß er das Vergangene vergessen wollte, wenn jedermann seiner Pflicht nachkommen, und für die Verbesserung des Reichs fleißig sorgen würde, zu welchem Ende er für gut befände, gegen das Ende des Jahres die Stände zusammen kommen zu lassen, vor denen man ihm einen Nachfolger bestimmen könnte, der ein Catholick und vom königlichen Geblüte wäre. Er ließ zugleich die Versicherung geben, daß er über alle Schlüße der Stände unverbrüchlich halten würde, und verlangte endlich, daß sie frey und unparteyisch seyn, und alle Unterthanen von demselben Tage an die Waffen niederlegen sollten. Dem Herzoge von Guise kam es sauer an, seine Waffen

1588. niederzulegen, weil er befürchtete, er möchte, wenn er ohne Vertheidigung wäre, seinen Feinden, und vornehmlich dem Herzoge von Espernon Preis gegeben werden. Er wiegelte daher die Einwohner in Paris auf, daß sie durch einige ansehnliche Abgeordneten bey dem Könige auf die Fortsetzung des Kriegs wider die Hugonotten, und auf die Verbannung dieses Herzogs dringen ließen. Der König gestund ihm auch nach einigem Widerstande beydes zu. Denn er ließ durch das Parlement eine Verordnung bestätigen, die der Ligve sehr vortheilhaft, und hingegen für die Hugonotten sehr grausam war, und gab dem Herzoge von Espernon seinen Abschied, der sich darauf nach Angoumois in sein Gouvernement begab.

Hierauf kam der Herzog von Gvise, der sich auf das Wort der königlichen Mutter verließ, zu dem Könige nach Chartres, wo er die größten Versicherungen von seiner Treue gab, von dem Könige alle Ehre genoß, die er nur wünschen konnte, und von ihm so gar zum Großmeister über die französische Gendarmerie gemacht wurde.

Die Ligve bekam unterdessen in allen diesseit der Loire gelegenen Provinzen die Oberhand, und ließ in denselben nach ihrem Gefallen die Abgeordneten der Stände ernennen. Hierauf kamen die Stände im November in der Stadt Blois zusammen. Es ist hier der Ort nicht, alle Ränke zu erzählen, die bey dieser Versammlung vorge-

gegangen sind. Der König, welcher in der Meynung stund, als wenn man sich zusammen verschworen hätte, um ihn vom Throne zu stossen, ließ in dem Schlosse nicht nur den Herzog von Guise und den Cardinal, seinen Bruder, umbringen, sondern auch den Cardinal von Bourbon, den Erzbischoff von Lyon, den Prinzen von Joinville, der nach dem Tode seines Vaters den Namen eines Herzogs von Guise annahm, und den Herzog von Nemours, der mit dem ersten Herzoge eine Mutter hatte, gefangen nehmen. 1588.

Die königliche Mutter, auf deren Wort sich die Guisen verlassen hatten, wurde über die Vorwürfe, die man ihr deswegen machte, und über die Verachtung, die der König, ihr Sohn, gegen sie bezeigte, der nunmehr ihrer nicht mehr nöthig zu haben glaubte, so empfindlich, daß sie wenige Tage darnach vor Schmerzen und aus Verdrusse starb, und von keinem einzigen Menschen, auch nicht einmal von ihrem Sohne bedauret, sondern überhaupt von allen Parteyen gehaßt wurde.

Wenn jemals eine That zweydeutig und problematisch gewesen ist; so ist es in der That diese gewesen. Die Bedienten des Königs sagten: der König wäre durch die äußerste Kühnheit der Guisen dazu gezwungen worden, und sie würden ihm, wenn er ihnen nicht zuvor gekommen wäre, eine Platte geschoren, und ins Kloster ge-

1588. stecket haben. Allein der schlechte Ruf, in welchem er stund, und die allgemeine Hochachtung, die sich diese Prinzen erworben hatten, nebst den verhaßten Umständen dieses Mords machten ihn so gar in den Augen der Hugonotten abscheulich, welche diese That mit dem Blutbade des H. Bartholomäus verglichen.

Unser Heinrich hielt bey diesen kützlichen Umständen sehr weislich die Mittelstraße, beweinte ihren Tod, und lobte ihre Tapferkeit. Er sagte aber zugleich, der König müßte einige starke Bewegungsgründe zu diesem Verfahren gehabt haben, und es wäre im übrigen das Gericht Gottes groß, und desselben Gnade auf seiner Seiten ganz besonders, da ihn Gott an seinen Feinden gerochen, und er dabey weder sein Gewissen, noch seine Hände beflecket hätte. Er setzte hinzu, er für seine Person hätte öfters einigen Edelleuten, die sich gegen ihn erboten hätten, den Herzog von Gvise aus dem Wege zu räumen, beständig zu erkennen gegeben, daß er einen solchen Anschlag verabscheuete, und sie, wenn sie ferner daran gedächten, nicht mehr für seine Freunde, und nicht mehr für ehrliche Leute halten würde.

Seine Räthe, die sich wegen dieser wichtigen Nachricht versammleten, hielten für das rathsamste, daß er deswegen in seinen Unternehmungen keine Veränderung vornehmen dürfte, weil es der König, wenn er es gleich wollte, nicht wa-

gen

gen würde, ihm Friedensvorschläge zu thun, aus Furcht, andere möchten auf die Gedanken kommen, als wenn er die Gviſen umgebracht hätte, um ſich den Hugonotten günſtig zu erweiſen. Er ſetzte daher den Krieg fort, und eroberte einige Plätze.

Unterdeſſen bahnten ihm die darauf folgenden Begebenheiten den Weg zu den Herzen des Königreichs, und zu ſeiner Zurückkunft an Hof, welches der Ort war, den er am meiſten wünſchen mußte.

Heinrich III. hielt ſich nach der Hinrichtung 1589.
der Gviſen mit der Unterſuchung der Acten der in Blois verſammleten Stände eine lange Zeit auf, an ſtatt ſich eilends zu Pferde zu ſetzen, und ſich an den Oertern zu zeigen, wo ſeine Gegenwart höchſtnöthig war; die Ligve hingegen, die anfänglich über einen ſo großen Stoß ganz betäubt war, faßte ihre Kräfte wider zuſammen; die großen Städte, und hauptſächlich Paris, die von dieſer Unſinnigkeit ganz beſeſſen waren, hatten Zeit gewonnen, ſich von ihrer Beſtürzung wider zu erholen, und verwechſelten die Furcht mit dem Mitleiden, und das Mitleiden mit der Raſerey. Die Sechzehner in Paris erwählten den Herzog von Aumale zu ihrem Gouverneur; die Prieſter und Geiſtlichen ſtießen wider den König die entſetzlichſten Läſterungen aus; der Pöbel riß das königliche Wappen von allen Orten ab, und warf es in den

1589. Koth, und das Parlement, das sich dieser Raserey widersetzen wollte; wurde durch einen schlechten Anwald, der Bußi le Clerc hieß, und bey den Sechzehnern in einem großen Ansehen stund, in die Bastille gesetzt, und mußte, nun wider auf freyen Fuß zu kommen, der Ligve den Eid leisten. Viele Glieder desselben setzten, nachdem sie losgekommen waren, ihre Zusammenkünfte in Paris fort; die andern hingegen schlichen sich nach und nach davon, und begaben sich zu dem Könige, der das Parlement nach Tours verlegte, wo sie ihre Zusammenkünfte bis 1594. fortsetzten, da Paris wider zum Gehorsam gebracht wurde. Diese bezeigten ohne Zweifel mehr Treue gegen den König; jene aber, die in Paris geblieben waren, thaten ihm hernach die größten Dienste, wie wir an seinem Orte erzählen werden.

Diesen übergab die Wittbe des Herzogs von Gwise eine Bittschrift, in welcher sie ihnen von dem Tode ihres Gemahls Nachricht gab, und verlangte, daß man einige Abgeordnete niedersetzen möchte, die denenjenigen, auf die man diesen Mord bringen würde, den Proceß machen sollten. Sie bekam vom königlichen Anwalde einige günstige Urthel, und man gieng darinn sehr weit, daß man auch nicht einmal der Person Heinrich III. schonte. Ich kann aber nicht sagen, wie weit man die Sache getrieben hat. Denn man hat die Blätter aus den Acten des

Parle-

Parlements herausgerissen, als der König Hein- 1589.
rich, der Große, nach Paris zurück gekommen ist.

Man kann dergleichen Empörungen wider einen umschränkten Herrn nicht genug verabscheuen. Allein dergleichen Beyspiele sollen auch einen König lehren, daß, ob er wohl seine Macht von oben herab bekommen hat, dennoch der Gehorsam von dem Eigensinne der Völker abhange, und er sich also aufführen müsse, damit er sich ihren Haß nicht zuziehe. Denn wie sollten Menschen nicht die Verwegenheit haben, sich wider ihre Könige zu empören, da sie sich erfrechen, Gott selbst zu lästern?

Unterdessen bekam Heinrich III. Nachricht, daß ihn der Pabst Sixtus V. wegen der Hinrichtung des Cardinals von Gvise in den Bann gethan hatte. Dieses große Feuer entzündete sich in Frankreich von einem Ende bis zum andern in sehr kurzer Zeit. Der Herzog von Mayenne, der sich in Lyon aufhielt, um die Hugonotten im Delphinat mit Kriege zu überziehen, und von seinem Secretair Roißieu durch einen Courier eher, als von dem Könige, Nachricht davon bekam, verließ diese Stadt, gieng nach Burgund in sein Gouvernement machte sich von Dijon und von der Provinz Meister, begab sich von dar nach Champagne, welches ihn mit ofnen Armen annahm, von dar nach Orleans, welches sich schon empört hatte, und nach Char-

1589. tres, das sich bey seiner Annäherung auch empörte, und kam endlich in Paris an. Die Sechzehner und viele von seinen Freunden waren der Meynung, er sollte den königlichen Titel annehmen, welchen ihm der von der Ligve eingesetzte Rath beylegen wollte. Allein er weigerte sich, ihn anzunehmen, und war mit dem Titel eines Lieutenantgeneral des Staats und der Krone von Frankreich zufrieden, gleichsam als wenn der Thron ledig gewesen wäre. Man zerbrach die Siegel des Königs, und machte dafür andere. Auf der einen Seite stund das französische Wappen, auf der andern ein leerer Thron, und ringsherum die Aufschrift: **Carl Herzog von Mayenne, Lieutenant des Staats und Reichs von Frankreich.**

Ganz Frankreich ergriff bey dieser Gelegenheit eine Partey, und beynahe alle Städte und Provinzen des Königreichs schlugen sich zu dem Herzog von Mayenne. Der König stund in Furcht, in Blois überfallen zu werden, und flüchtete nach Tours. Er hatte nur ein einziges Mittel übrig, sich wider so große Gefahr, die über ihm schwebte, zu beschützen, und dieses war, daß er den König von Navarra zu Hülfe rufen konnte, welcher ein Heer von fünf bis sechs tausend Mann hatte, das aus lauter alten Soldaten bestund, die für ihn ihr Leben zu lassen bereit waren. Er getrauete sich aber nicht, dieses zu thun, aus Furcht, man möchte ihn

für

für einen Freund der Ketzer halten, und er sich 1589.
die üble Nachrede zuziehen, als wenn er die Edicte überträte, die er bey dem Reichstage in Blois wider die Hugonotten herausgegeben, und auf die feierlichste Weise beschworen hatte. Er wandte daher alle Mittel an, um den Zorn des Herzogs von Mayenne zu stillen, und schlug ihm die vortheilhaftesten Bedingungen vor. Allein die Ligvisten sagten, was kann der Herzog jemals für eine Versicherung haben, da seine Brüder, die eben auch Versicherung hatten, auf eine solche Weise sind ermordet worden. Er wollte also von keinen Vorschlägen zu einem Vergleiche etwas hören, und zwang dadurch Heinrich III. daß er sich an den König von Navarra wandte.

Dieser Prinz wollte vor allen Dingen einen freyen Weg über die Loire haben. Man räumte ihm daher die Stadt Saumur ein, worüber er den du Pleßis-Mornay zum Gouverneur setzte, der das Schloß befestigte, und es gleichsam zu einer Hauptfestung der Hugonotten machte. Er näherte sich darauf der Stadt Tours, wo ihn seine alten hugonottischen Hauptleute einige Zeit mißtrauisch machten, und ihm abwehrten, daß er nicht zu dem Könige gehen sollte, von dem sie, wie sie sagten, befürchteten, er möchte sich zu einer Zeit, da ihm eine Verrätherey so nöthig wäre, um sich aus dem Labyrinthe, in welches ihn die That in Blois gestürzet hätte, zu

1589. befreyen, die Verzeihung mit dem Leben des Königs von Navarra kaufen wollen.

Der Herzog von Espernon, der an den Hof zurück gekommen war, um seinem Herrn in seiner Noth mit Rath und That beyzustehen, und der Marschall von Aumont mochten in ihn dringen, und ihm ihr Wort geben, wie sie wollten, so wollten seine Freunde noch nicht darein willigen, daß er sich auf die Treue eines Prinzen verlassen sollte, der, so wie sie glaubten, weder Treue noch Glauben hielt. Ihre Furcht war in der That gerecht, und unser Heinrich stund gewißlich in eben der Furcht, als sie. Nichts desto weniger entschloß er sich endlich, nachdem er reiflich überlegt hatte, wie es darauf ankäme, daß er Frankreich erretten, seinem Könige dienen, und sich selbst den Weg zur Behauptung einer Krone, die ihm zugehörte, bahnen müßte, alles zu wagen, und sich dem heiligen Schutze des obersten Beschützers der Könige anzuvertrauen.

Die Stadt Tours liegt gleichsam auf einer Insel, und etwas über dem Orte, wo der kleine Fluß Cher, der drey bis vier Meilen längst der Loire hinab geht, in diesen großen Fluß fällt. Die Leute des Königs von Navarra wollten nicht, daß er sich zwischen diese zween Flüsse begeben, sondern die Zusammenkunft diesseit des Flusses Cher geschehen sollte. Er allein war anderer Meynung, und drang auch durch.

Nichts

Nichts desto weniger mußte er doch, um sie 1589.
zu befriedigen, an dem Ufer einen Rath halten, und seinen Hauptleuten verstatten, zuerst über den Fluß zu setzen, um gleichsam zu versuchen, ob man sicher hinüber kommen könnte. Er setzte nach ihnen hinüber, und kam Nachmittags um drey Uhr in Pleßis les Tours an. Er war, wie ein Kriegsmann, gekleidet, ganz beschmutzt, und mit einem alten Küriß bedeckt, und hatte ganz allein einen Mantel, da hingegen seine Leute alle in Wämsern, und bereit waren, sich zu bewafnen, um zu zeigen, daß er nicht käme seine Aufwartung zu machen, sondern gute Dienste zu leisten.

Er gieng dem Könige entgegen, welcher bey den Minoriten der Vesper beywohnte. Der Zusammenlauf des Volks war so groß, daß sie sich beyde lange Zeit in der Mailbahne befanden, ohne zu einander kommen zu können. Unser Heinrich warf sich drey Schritte vom Könige zu seinen Füßen, und wollte sie mit aller Gewalt küssen. Allein der König ließ es nicht geschehen, hob ihn wider auf, und umarmte ihn auf das allerzärtlichste. Sie umarmten darauf einander noch dreymal bis viermal, und der König nannte unsern Heinrich seinen lieben Bruder, und er den König seinen Herrn. Damals hörte man ein großes Freudengeschrey, es lebe der König! erschallen, welches man seit langer Zeit nicht gehöret hatte, gleichsam als wenn die Gegen-

1589. genwart unsers Heinrichs die Liebe des Volks wider hergestellet hätte, die gegen Heinrich III. ganz erloschen zu seyn schien.

Die beyden Könige unterredeten sich eine lange Zeit mit einander, worauf unser Heinrich wider über den Fluß gieng, und die Nacht in der Vorstadt St. Simphorien zu brachte, denn er hatte dieses seinen alten Hugonotten versprechen müssen, welche glaubten, als wenn man ihm überall Netze stellte. Allein er wurde von einem andern Bewegungsgrunde getrieben, und folgte diesem edlen Grundsatze, daß man seines Lebens nicht schonen müsse, wenn man etwas damit gewinnen könne, das einem herzhaften Manne kostbarer sey, als das Leben selbst. = =

Er gieng frühmorgens um sechs Uhr, ohne seinen Leuten etwas davon zu sagen, und in Begleitung eines einzigen Edelknabens wider über die Brücke, um dem Könige gleich mit dem Morgen aufzuwarten. Sie hielten darauf zwey bis drey Unterredungen, bey welchen unser Heinrich große Proben von seiner Geschicklichkeit, und seinem Verstande ablegte. Ihre Entschließung gieng endlich dahin, daß man ein mächtiges Kriegsheer auf die Beine bringen, und damit auf Paris losgehen wollte, welches das vornehmste Haupt dieser Schlange war, und den andern allen die Bewegung gab. Man hielt dieses für etwas leichtes, weil der König den Sancy in die Schweiz geschickt hatte, und von dar-

daraus eine große Verstärkung erwartete, und 1589.
glaubte über dieses, man dürfte nur den Entschluß, Paris zu belagern, kund machen, so würde sich eine große Menge Soldaten und Freybeuter durch die Hofnung zu einer reichen Beute dahin ziehen lassen.

Die beyden Könige blieben noch zween Tage beysammen, worauf sich der von Navarra nach Chinon begab, um den übrigen Theil seiner Völker weiter anrücken zu lassen, der sich noch weigerte, zu den Catholicken zu stossen.

Binnen seiner Abwesenheit kam der Herzog von Mayenne, der sich ins freye Feld gewagt hatte, wider Tours angerückt, und that auf die Vorstadt einen Angriff, in der Meynung, die Stadt und den König mit Hülfe einiger Anhänger, die er darinn hatte, plötzlich zu überfallen. Der Streit ward dabey sehr blutig, und es fehlte wenig, daß der Herzog seinen Endzweck nicht erreichte, welcher nach dem ersten Angriffe seine Hofnung verlohren gab, und sich ganz langsam wider zurück zog. Es hatte sich aber des Königs Heer kaum ansehnlich verstärkt, als er und der König von Navarra zusammen vor Orleans rückten. Sie nahmen darauf alle kleine Plätze ringsherum ein, und zogen sich von dar nach Beauce hinab, und wandten sich plötzlich gegen Paris zu. Alle um Paris gelegene Plätze, als Poißy, Estampes und Meulan, wurden entweder mit dem Degen in der Faust erobert, oder er-

1589. ergaben sich in der Güte und durch einen Ver-
„gleich, zu dessen Versicherung sie nur des Königs
„von Navarra Wort verlangten, dem sie mehr
„traueten als allen schriftlichen Versicherungen
„Heinrichs III. weil sich jener eifrig befließ, sein
„Wort zu halten, wenn er auch einigen Scha-
„den davon hätte.

Man betrachte den verschiedenen Zustand ein wenig, in welchen sich diese beyden Könige durch ihre verschiedene Aufführung gesetzet haben. „Der eine wurde von seinen Unterthanen ver-
„lassen, und fand mit seinen größten Schwüren
„bey ihnen keinen Glauben, weil er öfters wider
„Treu und Glauben gehandelt hatte; der andere
„hingegen wurde so gar von seinen größten Fein-
„den zum Bürgen verlangt, weil er sein gegebe-
„nes Wort allezeit aufs genaueste gehalten hat-
„te. Dieser legte bey allen Gelegenheiten Pro-
„ben von seiner Herzhaftigkeit, Erfahrung im
„Kriegshandwerke, und vornehmlich von sei-
„ner Klugheit, und seinen edlen Neigun-
„gen ab, andern gutes zu thun, und sich die
„ganze Welt zu verbinden. Man sah ihn zu al-
„len Zeiten an den gefährlichsten Oertern die
„Arbeiter antreiben, die Soldaten ermuntern,
„sie bey den Ausfällen unterstützen, die Ver-
„wundeten trösten, und unter sie einiges Geld
„austheilen. Er bemerkte alles, fragte nach al-
„len, und wollte mit seinen Feldmarschällen alle
„Läger seines Heers einrichten. Er gab auf die

„La-

„Läger genau Achtung, welche man für das 1589.
„Heer Heinrichs III. abstach, wo er öfters
„Fehler bemerkte, ohne etwas davon zu sagen,
„aus Furcht, er möchte diejenigen, von denen
„sie waren eingerichtet worden, vor den Kopf
„stossen, wenn er ihre Unwissenheit entdeckte.
„Wenn er sich für verbunden achtete, ihnen
„ihre Fehler zu sagen, so that er es mit so vieler
„Behutsamkeit, daß sie ihm dafür vielen Dank
„wußten. Er war gegen diejenigen, die etwas
„löbliches verrichtet hatten, mit Lobserhebun-
„gen, und gegen diejenigen, die sich ihm nä-
„herten, mit Liebkosungen und Freundlichkeit
„nicht gar zu sparsam. Er unterredete sich mit
„ihnen, wenn er Zeit dazu hatte, oder mach-
„te sie sich zum wenigsten mit einem einzigen
„freundlichen Worte verbindlich, daß sie allezeit
„sehr vergnügt von ihm weggiengen. Er be-
„fürchtete sich nicht, als wenn er sich mit ihnen
„gemein und vertraulich machte, weil er über-
„zeugt war, daß man gegen ihn desto mehr
„Hochachtung und Liebe haben würde, je ge-
„nauer man ihn kennen lernte. Endlich war
„die Aufführung dieses Prinzen also beschaf-
„fen, daß es kein einziges Herz gab, das er
„nicht gewonnen hätte, und daß er keinen
„Freund hatte, der nicht gerne für ihn hätte
„ein Märtyrer werden wollen.„

Paris wurde nunmehr belagert, und der König hatte sein Hauptqvartier in St. Clou,

und

1589. und unser Heinrich in Meudon, welcher letztere mit seinen Völkern die Gegend von Vanvres bis an die Brücke bey Charenton besetzt hielt. Sancy war mit der Verstärkung aus der Schweiz schon angekommen, und man stund schon im Begriffe, zu einem allgemeinen Sturme Anstalt zu machen, um sich der Vorstädte zu versichern, die disseit der Seine liegen. Der Herzog von Mayenne, welcher sich mit seinen Völkern in der Stadt befand, und die Truppen erwartete, mit denen ihn der Herzog von Nemours verstärken sollte, war in großen Aengsten, und glaubte, einen so verzweifelten Angriff, zu dem man die Anstalten machte, nicht aushalten zu können, als sich ein junger Jacobinermönch aus Paris, der Jacob Clement hieß, mit einer eben so teuflischen und abscheulichen, als verzweifelten Entschließung, dem Könige Heinrich III. näherte, und ihm mit einem Messer einen Stich in den Unterleib gab, von welchem der König den Morgen drauf starb. Man würde vielleicht viele Dinge haben erfahren können, die man niemals erfahren hat, wenn dieser rasende Mönch nicht gleich auf der Stelle von der königlichen Leibwache wäre niedergestochen worden. Unser Heinrich bekam von dieser traurigen Begebenheit, und von der Gefahr, worinnen sich der König befand, bey spätem Abende Nachricht, nahm zu seiner Begleitung nicht mehr,

als

als fünf und zwanzig bis dreyßig Edelleute mit sich, und begab sich zum Könige. Er kam daselbst kurz vor des Königs Tode an, ließ sich zu seinen Knien nieder, um ihm die Hände zu küssen, und wurde von ihm zuletzt umarmt. Der König hieß ihn öfters seinen redlichen Bruder, und seinen rechtmäßigen Nachfolger, empfahl ihm das Reich, und ermahnte die anwesenden Herren, daß sie ihn dafür erkennen, und sich nicht veruneinigen sollten. Endlich gab er, nachdem er ihn beschworen hatte, die catholische Religion wider anzunehmen, seinen Geist auf, und ließ sein ganzes Heer in einer unaussprechlichen Furcht und Bestürzung, und hingegen alle Anführer und Hauptleute in einer Unentschlüßigkeit und Bewegung, die eben so verschieden waren, als ihre Gesinnungen, Neigungen und eigennützigen Absichten. 1589.

* *

Anderer Theil der Lebensbeschreibung Heinrichs, des Großen.

Von seiner Gelangung auf den französischen Thron bis zu dem 1598. in Vervins geschlossenen Frieden.

1589. Der Tod des Königs Heinrichs III. gab den Sachen eine ganz andere Gestalt. Paris, die Ligve, und der Herzog von Mayenne fielen auf einmal von einer großen Traurigkeit in eine rasende Freude, und die Diener des verstorbenen Königs, von einer nahen Hofnung, ihn gerochen zu sehen, in die äußerste Bestürzung.

Es schien, da dieser König, welcher den Völkern ein Vorwurf des Hasses gewesen war, nicht mehr lebte, daß sich dieser Haß legen, und folglich der Eifer der Ligve nachlassen sollte. Allein nicht nur alle diejenigen, welche diese Partey ausmachten, sondern auch noch viele andere, welche es für ein Verbrechen gehalten hätten, sich wider Heinrich III. der ihr rechtmäßiger

ger König und catholisch war, zusammen zu 1589.
rotten, glaubten Gewissens halber verbunden zu seyn, sich unserm Heinriche zum wenigsten so lange zuwider setzen, bis er in den Schoos der wahren Kirche zurückkehre, und hielten diese Bedingung bey einem Nachfolger Carls, des Großen, und Ludewigs, des Heiligen, für schlechterdings nothwendig. Wenn also gleich die Ligve diejenige Hitze verlohr, die ihr der Haß eingab; so bekam sie hingegen durch den Eifer für die Religion eine noch weit scheinbarere, und hatte über dieses einen sehr glänzenden Vorwand, die Waffen nicht eher niederzulegen, bis sich Heinrich zu dem Glauben seiner Voralltern bekennen würde.

Es war schwer zu entscheiden, ob die Zeit, zu welcher dieser Mord geschah, für unsern Heinrich vortheilhaft, oder nicht vortheilhaft war. Denn auf der einen Seite schien ihn die göttliche Vorsehung von den äußersten Gränzen des Reichs, wohin er gleichsam war verwiesen worden, dahin gebracht, und gleichsam bey der Hand auf den schönsten Schauplatz von Frankreich, nämlich von Paris geführt zu haben, damit er daselbst seine Gütigkeit und Tugend zeigen, und im Stande seyn könnte, eine Erbschaft zu übernehmen, zu welcher man ihn nicht würde geruffen haben, wenn er nicht gegenwärtig gewesen wäre. Wenn man hingegen auf der andern Seite die Menge seiner mächtigen

1589. Feinde, die alle, ihn zu überfallen, bereit waren, seinen Mangel an Gelde und Volke, die Hinderniß seiner Religion, und tausend andere Schwierigkeiten betrachtete; so konnte man nicht gewiß urtheilen, ob ihm die Krone zu Theile worden, um ihrer zu genießen, oder ob sie ihm vielmehr aufs Haupt gefallen wäre, um ihn zu Boden zu drücken. Ja man konnte sagen, daß ihn die damaligen Umstände, wenn sie ihn auch erhoben, doch nur auf einen wankenden und an der Spitze sehr steiler Felsen stehenden Thron erhoben.

Er pflog, so lange Heinrich mit dem Tode rang, in der Eil und in eben dem Hause mit denenjenigen öfters Rath, die er für seine getreuesten Diener hielt, und begab sich, so bald er von des Königs Tode Nachricht bekam, nach Meudon in sein Hauptquartier zurück, wo er die Trauer anlegte. Anfänglich folgte ihm eine ziemliche Anzahl des Adels nach, theils aus Neugierigkeit, theils aus Liebe. Die hugonottischen Edelleute, die eine kleine Zahl ausmachten, huldigten ihm alsobald mit der Mannschaft, die jede mit sich gebracht hatte. Einige von den Catholicken, als der Marschall von Aumont, Givry und Humieres schworen, ihm bis an ihr Ende zu dienen, und thaten dieses von gutem Herzen, ohne von ihm einige Bedingung zu verlangen. Allein der größte Theil der andern hingegen, der ihm entweder nicht gün-

günstig, oder über einige Dinge mißvergnügt 1589.
war, und damals Gelegenheit zu haben meynte, sich theuer zu verkaufen, gieng auf die Seite, und stellte an verschiedenen Orten viele kleine Zusammenkünfte an, wo er eine Menge fantastischer Anschläge faßte.

Ein jeder nahm sich vor, sich eine Stadt, oder eine Provinz unterwürfig zu machen, wie es etwa die Statthalter bey dem Verfalle des carolinischen Hauses gemacht hatten. Der Marschall von Biron wollte unter andern die Grafschaft Perigord haben, und Sancy redete, um ihn nicht vor den Kopf zu stoßen, mit dem Könige davon. Dieser Vorschlag war einer der allergefährlichsten, weil unser Heinrich befürchten mußte, er möchte den Marschall, wenn er es ihm abschlüge, wider sich aufbringen, und hingegen, wenn er es ihm zugestünde, allen andern Gelegenheit geben, eben dieses zu thun, und also das Königreich in viele Stücke theilen müssen. Nichts, als seine Klugheit und Einsicht, konnte ihm aus dieser gefahrlichen Sache helfen. Er trug dem Sancy auf, den Marschall seiner Liebe zu versichern, von welcher er zu allen Zeiten und bey allen Gelegenheiten mit Vergnügen alle Proben ablegen würde, die nur ein rechtschaffener Unterthan von seinem Herrn erwarten könnte, und führte dem Sancy zu eben der Zeit so viel wichtige Gründe zu Gemüthe, um deren willen er ihm sein Verlangen nicht zu-

1589. gestehen könnte, daß Sancy zuerst selbst davon wohl überzeugt, und ihm hernach nicht schwer wurde, eben dergleichen Ueberzeugung in Birons Gemüthe zu wirken. Sancy brachte den Biron so weit, daß er nicht nur von dieser Forderung abstund, sondern auch öffentlich betheuerte, wie er es niemals geschehen lassen würde, daß einem, er möchte auch seyn, wer er wolle, zu Gefallen ein Stück vom Reiche abgerissen würde.

Heinrich der Große, wußte also ohne Zweifel scharf zu urtheilen, und seine Gründe auf eine gute Weise vorzutragen, da er bey so wichtigen Gelegenheiten so geschickte Köpfe wider ihren eigenen Nutzen überreden konnte.

Der gewonnene Biron gieng darauf mit dem Sancy zu den Schweitzern, die Sancy dem verstorbenen Könige zugeführt hatte, um sie zu gewinnen, welche alle von den catholischen Cantons waren, und viele Schwierigkeiten machten, für einen hugonottischen Prinzen ohne neuen Befehl ihrer Obern zu streiten. Was die französischen Völker des verstorbenen Königs betraf, so kostete es noch mehr Mühe, sie zu gewinnen. Jeder von den Herren, die sich an ihrer Spitze befanden, oder die Anführer derselben in ihrer Gewalt hatten, hegte besondere Absichten, und einige wollten dieses, andere jenes entweder nach ihrem Eigennutze, oder nach ihrem Eigensinne haben.

Es

Es lebten damals sechs Prinzen aus dem 1589.
bourbonischen Hause, nämlich der alte Cardinal von Bourbon, der Cardinal von Vendome, der Graf von Soissons, der Prinz von Conti, der Herzog von Montpensier, und der Prinz von Dombes, sein Sohn, die unserm Heinriche, an statt seine größte Stütze zu seyn, sehr viele Unruhen verursachten, weil jeder von ihnen eine besondere Forderung machte, die nur dahin zielte, ihm allerhand Hindernisse in Weg zu legen.

Viele von den Herren, die sich bey dem Kriegsheere befanden, waren ihm abgeneigt, vornehmlich Heinrich, der Großprior von Frankreich und natürliche Sohn Carls IX. (der hernach Graf von Auvergne und Herzog von Angoulesme ward) der Herzog von Espernon und Termes-Bellegarde, der ihm vorher, aus Furcht, er möchte sie um ihres Herrn Gunst bringen, bey verschiedenen Gelegenheiten, zuwider gewesen waren.

Unter den Hofleuten waren ihm Franz von O, nebst dem Manou, seinem Bruder, Chateau-Vieux und viele andere nicht eben sehr geneigt, als welche wußten, daß er ihre schändlichen Ausschweifungen verabscheuete, und kein so schlechter Haushalter seyn, und seine Renten ihrer Schwelgerey aufopfern würde. Nichts desto weniger wollten sie sich für ihn erklären, weil sie keinen bessern finden konnten, doch unter solchen Bedingungen, die ihn im Zaume gehal-

1589. ten und ihn genöthigt hätten, einigermaßen unter ihnen zu stehen.

Sie stellten zu dem Ende bey dem Herrn von O, einem wollüstigen, verschwenderischen und folglich sehr ungewissenhaften Manne, der sich damals gewissenhaft stellte, um sich unentbehrlich zu machen, unter einigen Edelleuten eine Versammlung an, und beschlossen dabey unsern Heinrich nicht eher zu erkennen, als bis er catholisch geworden wäre.

Franz von O hatte die Kühnheit, in Begleitung einiger Edelleute den Schluß dieser Versammlung dem Könige zu überbringen, und hielt dabey eine ausgekünstelte Rede, um ihn zu bereden, daß er sich wider zu der catholischen Religion bekennen möchte. Allein der König, bey dem sich die größte Furcht gelegt hatte, gab den Abgeordneten eine Antwort, die mit Sanftmuth und Ernst, mit Lebhaftigkeit und Behutsamkeit also vermischt war, daß er sie muthig widerlegte, ohne ihnen unhöflich zu begegnen, und ihnen bezeugte daß er sie zu Freunden zu haben wünschte, doch sich eben nicht fürchtete, wenn er ihre Freundschaft verliehren sollte.

Einige Stunden drauf kam der Adel nach unterschiedenen kleinen Versammlungen bey Franz von Luxemburg, dem Herzoge von Piney, in großer Anzahl zusammen. Es wurden dabey viele Dinge in Vorschlag gebracht, bis der Herzog von Montpensier, und der Herzog von

Piney

Piney auf eine geſchickte Weiſe die Gemüther 1589.
vereinigten, und die widerſinnigſten Meynungen dahin verglichen, daß man unſern Heinrich unter folgenden Bedingungen für den König annehmen wollte, wenn er ſich 1.) binnen ſechs Monaten unterrichten ließe; denn man ſetzte voraus, daß ſeine Bekehrung auf den Unterricht erfolgen würde; 2.) wenn er keiner andern, als der catholiſchen Religion die freye Uebung verſtatten, 3.) den Hugonotten weder Aemter, noch Ehrenſtellen geben, und 4.) verſtatten wollte, daß die Verſammlung einige Abgeordnete an den Pabſt ſchicken dürfte, um ihm davon Nachricht zu geben und die Gründe vorzuſtellen, welche den Adel bewegten, in den Dienſten eines von der römiſchen Kirche abgeſonderten Prinzen zu bleiben. Der Herzog von Piney trug dieſen Schluß dem Könige vor, welcher ihnen für den Eifer und für die Liebe dankte, die ſie für die Erhaltung des Staats, und gegen ſeine Perſon bezeigten, und nicht nur verſprach, eher ſein Leben, als das Andenken ihrer guten Dienſte zu vergeſſen, ſondern ihnen auch alle ihre Forderungen gerne zugeſtund, die dritte ausgenommen, an deren Stelle er ſich verbindlich machte, in allen ſeinen Ländern die catholiſche Religion einzuführen, und daſelbſt den Geiſtlichen den Beſitz ihrer Güter wider einzuräumen. Er ließ darüber eine Erklärung abfaſſen, ließ ſie von den vornehmſten Herren und

1589. Edelleuten unterzeichnen, und schickte sie an denjenigen Theil des Parlements, welcher sich in Tours aufhielt, und sie bestätigen sollte.

Viele von diesen Parlementsgliedern unterzeichneten sie mit Widerwillen, und einige weigerten sich schlechterdings, dieses zu thun, unter denen sich der Herzog von Espernon und Ludwig von Hospital-Vitry befanden. Dieser letztere, welcher, wie er selbst sagte, von einem Gewissenszweifel beunruhigt wurde, warf sich in Paris, und überließ sich einige Zeit der Ligve, legte aber auch vorher sein Gouvernement von Dourdan nieder, welches ihm der verstorbene König gegeben hatte. Dieses war damals die Art der rechtschaffensten Männer in den bürgerlichen Kriegen, daß sie, wenn sie eine Partey verließen, es mochte eine seyn, welche sie wollte, auch die Plätze und Aemter, die sie von ihr erhalten hatten, übergaben, und denenjenigen widerum einräumten, von denen sie solche erhalten hatten.

Der Herzog von Espernon betheurete feierlich, er würde es weder mit den Spaniern, noch mit den Ligvisten jemals halten, hingegen verstatte ihm auch sein Gewissen nicht, beym Könige länger zu bleiben, und verlangte daher seinen Abschied, um sich in sein Gouvernement zurück zu begeben. Der König suchte ihn vergebens zurück zu halten, gab ihm endlich mit vielen Liebkosungen und Lobserhebungen seinen Abschied,

und

und ward im Herzen über diese Verlassung sehr unwillig, und soll wie man glaubt, so lange er gelebt hat, wider ihn einen heimlichen Groll gehegt haben. 1589.

Der Herzog von Mayenne wußte in Paris gar nicht, zu was er sich entschließen sollte. Er sahe, daß die Einwohner daselbst auch so gar diejenigen, die es mit dem verstorbenen Könige gehalten hatten, zwar entschlossen wären, für die Sicherheit der Religion zu sorgen, aber auch alle einen König haben wollten, einige wenige von den Sechzehnern ausgenommen, die sich in Kopf setzten, einen freyen Staat aufzurichten, und Frankreich nach dem Beyspiele der Schweiz in Cantons zu theilen. Allein diese waren nicht stark, nicht zahlreich, nicht reich und nicht geschickt genug, ihr Vorhaben auszuführen. Der größte Theil seiner Freunde rieth ihm, den königlichen Titel anzunehmen. Er fand aber, so oft er einen Versuch that, daß dieser Vorschlag weder dem Volke, noch dem Könige in Spanien gefiel, von welchem er seine vornehmste Hülfe, und die Mittel zu seinem Unterhalte bekommen mußte.

Man that ihm darauf zween andere Vorschläge. Der erste war, er sollte sich mit dem Könige in der Güte vergleichen, der ihm bey den damahligen Umständen gewißlich die vortheilhaftesten Bedingungen würde zugestanden haben; der andere, er sollte durch eine Erklärung den

Catho-

1589. Catholicken, die sich unter dem Heere des Königs befanden, kund thun, daß sich der ganze vorige Zorn nach dem Tode Heinrichs III. gelegt hätte, und ihm weiter nichts am Herzen läge, als die Religion. Er sollte sie, da diese Sache Gott selbst beträfe, und alle rechtschaffene Christen angienge, auffordern und ihnen auf das beweglichste vorstellen, den König von Navarra gemeinschaftlich zu bitten, daß er in den Schoos der Kirche zurückkehren möchte, in welchem Falle sie ihn für ihren König erkennen wollten, oder im Gegentheile, wenn er dieses zu thun sich weigerte, zu betheuren, daß sie an seiner Stelle einen andern Prinzen vom Geblüte annehmen würden. Dieses nun war der allerbeste Rath, und wurde auch vom Herrn Jeannin vorgeschlagen, welcher in dem Parlement von Burgund Präsident, und unter dessen Räthen einer der weisesten und herzhaftesten war, und bey allen Verrichtungen keine Umschweife und Ränke gebrauchte, sondern die größte Klugheit und Aufrichtigkeit bewies.

Der Herzog von Mayenne verwarf den einen Vorschlag, wie den andern, und ergriff den dritten, ließ den alten Cardinal von Bourbon, der damals auf Befehl unsers Heinrichs gefangen gehalten wurde, zum Könige ausrufen, und behielt sich die Stelle eines Generallieutenants der Krone vor. Er faßte darauf viele Erklärungen ab, schickte die eine an die Parlementer,

und

und die andere an die Provinzen und an den Adel ab, und vermahnte sie darinnen, daß sie alles wagen sollten, ihren König zu befreyen, und die Religion zu beschützen. 1589.

Der König suchte ihn zu eben der Zeit durch verschiedene Vorschläge zu gewinnen, und ließ ihn vermahnen, daß er sein Glück mehr in seiner Freundschaft, als in den Unruhen und dem Elende Frankreichs suchen sollte. Der Herzog aber antwortete darauf, er hätte sich einmal der gemeinen Sache überlassen und dem Könige Carl X. (also nannte man den alten Cardinal von Bourbon, der Carl hieß) geschworen, welchem nach der Meynung der Ligve, als dem nächsten Anverwandten des verstorbenen Königs, die Krone zugehöre. Unterdessen unterhielt der Herzog in des Königs Lager allerhand Meutereyen und heimliche Verständnisse, wo desselben Spione von Tage zu Tage viele, auch so gar von denenjenigen abwendig machten, von deren Treue der König am meisten versichert zu seyn glaubte. Es gab zwar noch edle Gemüther, die sich nicht durch Geld gewinnen ließen, doch war vor den Ränken des Frauenzimmers in Paris nichts sicher, welches mit List viele Edelleute und Kriegsbediente in die Stadt lockte, und nichts schonte, sie zu gewinnen.

Der König hielt also für rathsam, sich von Paris wegzuziehen, weil er nicht allein merkte, daß allezeit einige davon in diesen Stricken

zurück

1589. zurück blieben, und er zu befürchten hatte, es möchten diejenigen, die zurück kämen, auf Einblasen der Buhlerinnen, gefährliche Anschläge mit sich bringen; sondern erfuhr auch, daß der Herzog von Nemours im Anzuge wäre, um sich mit dem Herzoge von Mayenne zu vereinigen, und ihm auch der Herzog von Lothringen seine Truppen schicken sollte, und also zu befürchten war, sie möchten ihn zusammen überfallen, und ihm den Rückweg abschneiden.

Er schrieb vor seinem Aufbruche an die protestantischen Prinzen, um ihnen von seinem Thun Rechenschaft zu geben, und sie zu versichern, daß nichts vermögend wäre, seine Standhaftigkeit wankend zu machen, und ihn von Christo zu trennen. Er redete damals nach seiner Einsicht und nach seinem Gewissen, und hatte gar keine Lust, seine Religion zu ändern, welches aber die Priester seiner Kirche nicht glaubten, die ihn deswegen sehr genau bewachten, und ihm sehr überlästig wurden.

Dieses war in der That eine unaussprechliche Pein, die er drey bis vier Jahre durch ausstund, da er auf der einen Seite die Vermahnungen dieser Leute, und auf der andern die beständigen Vorstellungen der Catholicken anhören, und theils der erstern Mißtrauen stillen, theils der letztern anhaltende Hoffnung zu seiner Bekehrung unterhalten mußte. Wie viel Geschicklichkeit hatte er dazu nöthig? Wie viele Geduld?

Mit

Mit was für einer Behutsamkeit, mit was für 1589.
einer Klugheit mußte er mit so verschiedenen Gemüthern umgehen? Gewiß dieses konnte er nicht thun, ohne alle Kräfte seines Verstandes und Geistes dabey anzuwenden. Er sah also wohl ein, wie höchst nöthig es einem Prinzen sey, die Kräfte seiner Seelen bey Zeiten zu üben, sich in der Kunst zu reden, Unterhandlungen vorzunehmen und mit Nachdrucke zu sprechen, unterrichten zu lassen, um sich im Nothfalle seiner Naturgaben bedienen zu können. Er konnte sich auch damals in der That für glücklich schätzen, daß ihn diejenigen, welche die Sorge für seine Erziehung gehabt, in seiner Jugend unterrichtet hatten, wie er sich bey wichtigen Dingen verhalten, wie er mit andern umgehen, und die Liebe der ganzen Welt gewinnen sollte.

Die letzte Ehre, die er seinem Vorgänger zu erweisen wünschte, diente zu einem rühmlichen Vorwande seines Abzugs von Paris. Er ließ den Körper des verstorbenen Königs, um ihn an einen Ort zu bringen, wo er vor der Rache der Anhänger des Herzogs von Guise sicher wären, nach Compiegne bringen, ihn in der Abtey von St. Cornille beysetzen, und ihm, so viel es damals die Umstände der Zeit verstatteten, ein prächtiges Leichenbegängniß halten. Er konnte diesem Leichenbegängnisse wegen seiner Religion nicht selbst in eigener Person beywohnen, und überließ die Aufsicht darüber dem Bellegarde

und

1589. und Espernon, welcher letztere die königliche Leiche bis dahin begleitete, und sich darauf nach Angoumois begab.

Unser Heinrich hatte in Ansehung des Orts, wohin er sich nach Aufhebung der Belagerung von Paris hinwenden sollte, dreyerley Meynungen. Die erste war, ob er wider über die Loire setzen, und der Ligve die diesseitigen Provinzen, die er schwerlich behaupten konnte, überlassen sollte. Die andere, ob er längst der Marne hinauf gehen sollte, um sich der Brücken und Städte zu bemächtigen, und daselbst die Hülfsvölker zu erwarten, die ihm die Protestanten in der Schweitz und Deutschland schicken sollten. Und die dritte, ob es besser wäre in die Normandie hinabzurücken, um sich theils einiger Städte, deren Statthalter sich noch nicht zur Ligve geschlagen hatten, zu versichern, und die öffentlichen Einkünfte daselbst einzunehmen, theils sich daselbst mit den englischen Hülfsvölkern zu vereinigen, welche ihm die Königinn Elisabeth versprochen hatte, und er bald erwartete.

Er folgte endlich der letzten Meynung, und ließ den Adel, der ihm folgte, und der sich gerne auf seinen Gütern widerum etwas erholen wollte, nach Hause gehen. Er schickte unter der Anführung des Herzogs von Longueville einen Theil seiner Truppen in die Picardie, und einen andern mit dem Marschalle von Aumont nach Champagne, und rückte selbst mit 3000. fran-

französischen Fußknechten, mit zwey Regimentern Schweitzern und mit 1200. Mann zu Pferde, die er nur allein bey sich behielt, in die Normandie hinab. 1590.

Hier stieß der Herzog von Monkpensier, welcher über diese Provinz Statthalter war, mit 200. Edelleuten, und mit 1500. Mann zu Fuße zu ihm. Rolet, der Statthalter über Pont de l'Arche, ein großmüthiger und kluger Mann, überbrachte ihm die Schlüssel dieses Platzes, und verlangte zur Vergeltung nichts, als die Ehre, in seine Dienste zu treten. Emar von Chattes, Commenthur von Malta, that eben dieses mit der Stadt Dieppe, worauf sich der König der Stadt Rouen näherte, worinn er einige Freunde zu haben glaubte.

So groß auch die Gefahr war, in die ihn diese Unternehmung setzte; so viele Gelegenheit gab sie ihm, sich große Ehre zu erwerben, da er sich aus dieser Gefährlichkeit heraus zog. Es verhielt sich damit also.

Der Herzog von Mayenne kam mit seiner ganzen Macht der Stadt Rouen zu Hülfe, und gieng bey Vernon über den Fluß. Der König gerieth darüber in Bestürzung, und zog sich nach Dieppe zurück, und befahl dem Herzoge von Longueville, und dem Marschalle von Aumont, daß sie eilends mit ihren Truppen zu ihm stoßen sollten. Der Herzog nahm unterdessen alle kleine Plätze um Dieppe herum ein, um ihn zu

1590. umringen, und daselbst einzuschließen. Und in der That schloß er ihn so enge ein, daß er in dieser Bestürzung den größten Theil des königlichen kleinen Heers würde zerstreuet haben, wenn er nicht zur Unzeit nach Bins in Hennegau gegangen wäre, um sich mit dem Herzoge von Parma zu unterreden. Er hatte schon durch ganz Frankreich das Gerücht ausstreuen lassen, und an alle fremde Prinzen recht zuversichtlich geschrieben, daß er den König von Navarra, wie er ihn nannte, in einem kleinen Winkel eingesperrt hielt, wo er nicht anders herauskommen könnte; als wenn er sich an ihn ergäbe, oder ins Meer spränge. Die Gefahr kam so gar selbst des Königs getreuesten Dienern so groß vor, daß das Parlement, welches sich in Tours aufhielt, einen Reqvettenmeister an ihn abschickte, und ihm melden ließ, wie es kein einziges Mittel vor sich sähe, den Staat von seinem Untergange zu retten, als wenn es ihm und dem Cardinal von Bourbon, seinem Vetter, die Regierung gemeinschaftlich, und zwar dem einen die Verwaltung der Staatssachen, und dem andern die Aufsicht über das Kriegswesen übergäbe. Ja auch der größte Theil seiner Hauptleute war der Meynung, daß sein Heer daselbst in einem wohl verschänzten Lager stehen bleiben, und er je eher, je besser zu Schiffe gehen, und seinen Weg nach Engeland, oder nach Rochelle nehmen sollte, weil er Gefahr lief, wenn er sich

länger verweilte, eben so von der Meerseite, als 1590.
vom Lande eingesperrt zu werden. Was den Vorschlag des Parlements betrift, so antwortete ihm der König, wie er schon Befehl gegeben hätte, daß der Herzog von Mayenne mit allen seinen Ränken den Cardinal von Bourbon nicht befreyen könnte, wie man befürchtete; was hingegen das andere anbelangt, so redete der Marschall von Biron denenjenigen, nach deren Meynung unser Heinrich zu Schiffe gehen sollte, so scharf zu, daß sie davon abstunden.

Man lernte beym ersten Versuche, daß das Heer der Ligve, ob es gleich dreymal stärker war, als das königliche, nicht auf eine seiner Stärke gemäße Weise furchtbar war, und er sich desto weniger vor ihrer Macht zu fürchten hatte, je mehr Häupter dabey waren. Der König lagerte sich im Schlosse Arqves, welches auf einem Hügel lag, um den engen Weg durch den Thal besetzt zu halten, der nach Dieppe gieng. Der Herzog war entschlossen, sich von diesem Haven Meister zu machen. Er that an verschiedenen Tagen vier bis fünf vergebliche Angriffe, und wurde, als er die Vorstadt Polet zu bestürmen suchte, viermal bis fünfmal zurück geschlagen, wobey unser Heinrich allezeit Wunder that, und sich so sehr in die Gefahr wagte, daß er einmal bald von den Feinden wäre überfallen und umringt worden. Endlich zog sich der Herzog nach eilf Tagen und mit einem Verluste von tau-

1590. send bis zwölfhundert Mann in die Picardie zurück.

Er rückte aber, wie man glaubte, deswegen in diese Provinz, weil er befürchtete, es möchten sich die Picarder, welches ehrliche und aufrichtige, aber dabey einfältige Leute sind, durch die Künste der spanischen Unterhändler fangen und gewinnen lassen, sich unter den Schutz des Königs in Spanien zu begeben.

Man bemerkte auch, daß ihn an der Eroberung von Dieppe nichts anders verhinderte, und ihn zu einer Zeit, da ihm alles glücklich von statten gieng, zwey bis drey Tage aufhielt, ohne etwas unternehmen zu können, als die Eifersucht und Uneinigkeit, welche zwischen den Häuptern, die ihn begleiteten, und vornehmlich zwischen dem Marqvis von Pont-a-Mousson, dem Sohne des Herzogs von Lothringen, dem Herzoge von Nemours, und dem Ritter von Aumale herrschte. Denn diese theilten sich schon in das Reich, als hätten sie es schon mit den Waffen erobert, weil sie gewiß glaubten, daß ihnen der König ohnfehlbar in die Hände fallen, oder zum wenigsten die Flucht nehmen müsse, und wurden auf einander neidisch, und jeder von ihnen machte sich in seinem Kopfe allerhand Vorstellungen, um den besten Theil davon zu tragen.

Man bemerkte ferner, daß der Herzog von Mayenne in einem Gefechte vor Dieppe, in welchem er anfänglich die Oberhand behielt, einen

einen vollkommenen Sieg würde davon getra- 1590.
gen haben, wenn er nur um eine Viertelstun-
de geschwinder angerückt wäre. Allein er rück-
te zu langsam an, und ließ sich eine Gelegen-
heit aus den Händen gehen, die er hernach nie-
mals bekommen hat. Und dieses war Ursache,
daß der König sagte, der diesen Fehler wohl be-
merkte: **Ich bin versichert, daß ich ihn allezeit aus dem Felde schlagen werde, wenn er nicht auf eine andere Weise an-rückt.**

Ich habe diese besondern Umstände deswegen erzählt, weil man daraus die Fehler dieses gros-sen Heers der Ligve, und die wahren Ursachen ersehen kann, die ihren Fortgang gehindert, und sie gänzlich über den Haufen geworfen haben. Meinem Bedünken nach, sind es folgende drey Hauptfehler gewesen.

Der erste war das Mißtrauen, welches der Herzog von Mayenne in die Spanier setzte. Denn er hielt sie für seine heimlichen Feinde, ob er gleich ihrer nicht entbehren konnte, und sie selbst stunden ihm nicht aus Liebe, sondern nur in der Absicht bey, von den Trümmern Frank-reichs, etwas an sich zu reissen. Sie unterstütz-ten ihn nicht mit genugsamer Macht, weil sie sahen, daß er nicht ihren Absichten gemäß that, sondern mehr auf seinen, als auf ihren Vortheil bedacht war, und liessen ihn so sehr in die Enge

1590. treiben, daß sie ihn hernach nicht wider aufhelfen konnten, ob sie es gleich gerne thun wollten.

Der andere war die Eifersucht, welche unter den Häuptern herrschte, als welche niemals mit einander einig wurden. Sie waren mehr darauf bedacht, wie einer den andern hintergehen, und über den Haufen werfen könnte, als wie sie ihren gemeinen Feind überwältigen wollten, und hinderten durch ihre Zwietracht und Parteylichkeit einander so sehr, daß ihnen ihre größten Unternehmungen allezeit fehlschlugen, da im Gegentheil auf Seiten des Königs nur ein einziges Haupt war, nach welchem sich alles richtete, und nach dessen Befehle alles geschah.

Der dritte war die Trägheit des Herzogs von Mayenne, der in allen Dingen sehr langsam war. Seine Schmeichler belegten sie mit dem Namen einer anständigen Ernsthaftigkeit. Dieser Fehler rührte hauptsächlich von seinem Naturelle her, und wurde nicht allein durch seinen schweren und dicken Körper, der folglich viel Nahrung und Schlaf nöthig hatte, sondern auch durch den Frost, und durch die Verstarrung vermehrt, welche er in seinem Körper seit einer gewissen Krankheit beständig verspürte, die er sich in Paris, wenige Tage nach Heinrich III. Tode, zugezogen hatte, über welchen er sich, wie man sagt, auf eine unglückliche Weise eine Lust hat machen wollen.

Der

Der König Heinrich IV. war nicht also. 1590.
Denn ob er wohl das Wohlleben mehr als zu sehr liebte, und sich mit seinen Vertrauten gerne erlustigte, wenn er Zeit dazu hatte; so that er doch dieses nicht, wenn er etwas wichtiges vor sich hatte, es mochte nun den Krieg, oder etwas anders betreffen, sondern blieb nicht länger als eine Viertelstunde an der Tafel, und schlief kaum zwo, oder drey Stunden hinter einander. Es weißagte daher auch der Pabst Sixtus V. als er die Lebensart unsers Königs, und des Herzogs von Mayenne erfahren hatte, ganz zuversichtlich, daß der Bearner (also nannte er ihn, wie auch alle Ligvisten thaten) gewißlich die Oberhand behalten würde, weil er nicht länger im Bette bliebe, als der Herzog von Mayenne an der Tafel.

Die Kriegsleute und Bedienten des Königs, die sich nach dem Beyspiele ihrer Herren zu richten pflegen, waren hurtig, munter und wachsam. Sie vollstreckten seine Befehle, so bald er sie ihnen nur gesagt hatte, und gaben auf alles Achtung, und ihm von allem Nachricht. Die Bedienten des Herzogs hingegen waren langsam, gleichgültig, träg, und wollten, so wichtig auch die Gelegenheit war, ihre Gemächlichkeit und Lustbarkeiten nicht auf die Seite setzen.

Meinem Bedünken nach, ist es zum Verstande unserer Geschichte nöthig gewesen, daß ich

1590. diese wesentlichen und sehr lehrreichen Umstände angemerkt habe.

Am Ende des vorigen Theils habe ich erzählt, wer die vornehmsten Häupter der Ligve gewesen sind, und wie sie fast die besten Städte und reichsten Provinzen des Reichs alle inne gehabt haben. Es ist nicht nöthig, alle Rotten, Gefechte, Unternehmungen und Veränderungen stückweise zu erzählen, die sich in jeder Provinz binnen fünf bis sechs Jahren zugetragen haben. Wir werden nur das wichtigste heraus nehmen, und sehen, wie die göttliche Vorsehung und die unvergleichliche Tapferkeit unsers Helden Frankreich aus dem Labyrinthe seines Elendes heraus gerissen hat, daß der Staat und die Religion, welche einander durch einen unversöhnlichen Krieg aufreiben wollten, beyde auf eine wunderbare Weise sind errettet worden, und mit gleichem Glücke um Ruhm, als jemals, widerum zu blühen angefangen haben.

Ob sich gleich der Herzog von Mayenne von Dieppe weggezogen hatte; so bildeten sich doch die Leute noch gänzlich ein, daß ihm der König nicht würde entrinnen können. Dieses bildeten sich vornehmlich die Einwohner in Paris ein, denn die Herzoginn von Montpensier ließ ihnen durch abgerichtete Boten, die sie einen Tag um den andern dahin kommen ließ, von einer Zeit zur andern weismachen, daß sich der König entweder ergeben wollte, oder schon wäre gefangen

ge-

genommen worden, oder man ihn nach Paris 1590.
brächte, daß es auch Frauenzimmer gab, welches sich schon in der Straße St. Denis einige Fenster miethete, um ihn vorbey bringen zu sehen.

Es geriethen aber diejenigen, die man mit solchen falschen Nachrichten hintergangen hatte, in eine große Bestürzung, als sie erfuhren, daß der König mit einer Verstärkung von vier tausend Engländern, die er erhalten hatte, im Anzuge wäre, und gerade auf Paris loskäme. Er hatte in der Stadt mit einigen ein geheimes Verständniß, die ihn einlassen wollten, so bald er sich der Vorstädte bemächtigen könnte. Er griff daher die Vorstädte St. Germain, St. Michel, St. Jacob, St. Marceau, und St. Victor an, und eroberte sie beym ersten Angriffe. Allein er konnte nicht, wie er hofte, das Qvartier der Universität erobern, weil man nicht zu rechter Zeit mit dem Geschütze ankam. Er zog am Tage Allerheiligen früh um 8. Uhr in die Vorstadt St. Jacob ein, wo er wahrnahm, daß das Volk eben keinen Abscheu vor ihm hatte. Denn er sahe, daß es an statt darüber zu erschrecken, und über Hals und Kopf zu flüchten, an den Fenstern stehen blieb, um ihn zu sehen, und dabey schrie, es lebe der König! Er bediente sich auch des erfochtenen Vortheils mit vieler Mäßigung, verbot alle Arten von Gewaltthätigkeiten und Plünderungen,

1590. und ließ den Gottesdienst fortsetzen, daß also seine Leute mit den Bürgern demselben friedlich beywohnten, binnen welcher Zeit er auf den Glockenthurm von St. Germain stieg, und genau betrachtete, was in der Stadt vorgieng.

Gegen den Abend kam der Herzog von Nemours mit seiner Reiterey eilends angerückt, dem des Morgens drauf der Herzog von Mayenne mit dem Fußvolke folgte, welches machte, daß der König wider abzog, und nach Montlehery rückte. Allein er stellte, ehe er dieses that, im Angesichte dieser Stadt sein Heer in Schlachtordnung, und ließ es vier Stunden lang in Waffen bleiben, um den Einwohnern in Paris, zu zeigen, wie feig ihre Anführer wären.

Die Städte Estampes, Vendome, Mans und Alenzon konnten seiner Gegenwart und seinen Waffen nicht widerstehen, und ergäben sich an ihn. Ja er hätte auf die Art, wie er anrückte, und wie sich die Häupter der Ligve vertheidigten, in wenigern, als funfzehn Monaten, das ganze Königreich wider erobern können, wenn es ihm nicht am Gelde gemangelt hätte. Dieser Geldmangel hemmte den Lauf seiner glücklichen Waffen. Die Brandschatzungen, die er den mit Sturm eroberten Städten auflegte, das Geld, welches er borgte, und die Einkünfte von den Steuern reichten nicht die Hälfte zu, daß er seine Truppen hätte beysammen behalten können. Und eben dieses nöthigte ihn, daß er

den

den Krieg vier bis fünf Jahre auf eine außeror- 1590.
dentliche Weise führen mußte. Er ließ seine Truppen, wenn sie einige Monate gedient, und ihren Sold und ihre Beute aufgezehrt hatten, nach Hause gehen, damit sie sich theils wider erholen, theils ihr Land wider die Einfälle der Ligve beschützen könnten. Auf gleiche Weise gab er auch den Edelleuten, die unter ihm, als Freywillige, dienten, ihren Abschied, wenn sie das vom Hause mit sich gebrachte Geld aufgewandt hatten, damit sie zu Hause wider etwas Geld zusammen bringen, und sich zu einem neuen Zuge fertig machen könnten. Er lehrte sie mit seinem Beyspiele, nicht vieles auf ihre Kleider und Rüstungen zu wenden, und begegnete ihnen mit so vieler Freundlichkeit und Leutseligkeit, daß sie ihn in den gefährlichsten Umständen niemals verließen, sondern sich wider bey ihm einfanden, so bald sie nur konnten, und ihm also gleichsam das Jahr durch nur ein Vierteljahr dienten.

Unterdessen fiel er plötzlich in die Normandie ein, welche er fast ganz wider unter seine Botmäßigkeit brachte, und machte sich von den Städten Dompfront, Falaise, Lisieux, Bayeux, Honfleur, und zwar von dieser letzten durch eine blutige Belagerung Meister. Hierauf nahm er bey seinem Rückzuge noch die Stadt Meulan ein, die an der Seine und sieben Meilen von Paris liegt, und rückte vor Dreux, um es zu belagern.

Das

1590. Das Gerücht von seinen Eroberungen nöthigte den Herzog von Mayenne, daß er sich zur Erhaltung seines Ansehens aus Paris heraus ziehen, sein Heer versammlen, und wider seine Neigung von dem Herzoge von Parma, dem Statthalter in den Niederlanden, 1500. Speerreiter, und 500. Carabiner annehmen mußte, die von dem Grafen von Egmont angeführet wurden.

Der Herzog von Mayenne nahm darauf einige kleine Plätze wider ein, welche Paris und die ganze Gegend herum beunruhigten, gieng vermittelst der Brücken bey Mantes über die Seine, um der Stadt Dreux zu Hülfe zu kommen, und bildete sich ein, als wenn er dieses ohne viele Gefahr thun könnte. Der König hob auch, auf die Nachricht von seiner Annäherung, die Belagerung in der That auf, doch nur in der Absicht, damit er es zu einer Schlacht bringen möchte, und begab sich deswegen nach Nonancourt, wo der Weg über den Fluß Eure geht.

Er entschloß sich aber vornehmlich um zwoer Ursachen willen zu einer Schlacht, deren die erste sein Geldmangel war. Denn er konnte seine Truppen nicht lange beysammen behalten, und würde sie, wenn er mit ihnen in die Normandie gerückt wäre, die Einkünfte dieser Provinz, die ihm mehr einbrachte, als die andern alle, die er innen hatte, vergebens haben aufzeh-

zehren lassen. Die andere war, weil er sah, daß 1590.
alle seine Soldaten außerordentlich frölich waren, und vor Freuden sprangen, wenn man ihnen sagte, daß sie auf die Feinde losgehen sollten, und zugleich in ihrem Gesichte und mit ihrer Unerschrockenheit zu erkennen gaben, daß sie den Tag, an dem sie mit den Feinden streiten sollten, für einen Festtag halten würden.

Der Herzog von Mayenne hingegen hielt nicht für rathsam, sein Glück und seine Ehre dem ungewissen Ausgange einer Schlacht zu überlassen, da er die Tapferkeit der königlichen Truppen, die es den seinigen weit zuvor thaten, die große Erfahrung und die unvergleichliche Herzhaftigkeit dieses Prinzen, und ferner desselben Glück erwog, welches dem seinigen zu mächtig geworden war, daß er auch glaubte, er könnte über solches nicht anders siegen, als wenn er demselben aus dem Wege gienge. Allein die Vorwürfe der Einwohner in Paris, das anhaltende Zureden des Legaten, den der Pabst an ihn geschickt hatte, um das Beste der Ligve zu unterstützen, die Ränke der Spanier, welche sich von dieser Schlacht, der Sieg möchte sich nun auf eine Seite lenken, auf welche er wollte, große Vortheile versprachen, und endlich die Schande, daß er in sechs Monaten mehr, als vierzig Plätze verlohren hätte, ohne einem einzigen zu Hülfe zu kommen, nöthigten ihn gleichsam mit Gewalt, daß er der Stadt Dreux zu

Hül-

1590. Hülfe kommen mußte. Die falsche Nachricht, die er bekam, als wenn sich der König gegen die Stadt Verneuil in Perche zurück zöge, und die Pralereyen des Grafen von Egmont, welcher sich rühmte, allein mit seiner Mannschaft im Stande zu seyn, das königliche Heer über den Haufen zu werfen, nöthigte ihn, in der größten Geschwindigkeit bey Yvry über den Fluß Eure zu setzen.

Der König erstaunte, die Wahrheit zu sagen, eben so sehr, als der Herzog, der König, da er erfuhr, daß der Herzog so geschwind hinüber gegangen war, der Herzog hingegen, da er sah, daß der König gerade auf ihn los kam, von dem er glaubte, daß er sich nach Verneuil gezogen hätte. Allein sie konnten nunmehr einander nicht weiter ausweichen, wenn sie auch gewollt hätten, und mußten handgemein werden. Dieses geschah den 14. März nahe bey dem Flecken Yvry.

Man kann in den Geschichtbüchern die Beschreibung des Schlachtfeldes, die Stellung beyder Heere, die Angriffe, die auf beyden Seiten von der Reiterey und vom Fußvolke geschehen sind, und die Fehler, die von den Häuptern der Ligve sind begangen worden, der Länge nach beschrieben finden, und ich will also nichts weiter anführen, als was die Person unsers Prinzen betrift.

Man

Man bewunderte dabey seine seltsame Ein- 1590.
sicht, sein bewnndernswürdiges Natürell, und seine unermüdliche Behendigkeit im Kriegshandwerke. Man bewunderte ihn, daß er die Befehle auf eine so gesetzte Weise, und mit eben so weniger Verwirrung, als wenn er in seinem Cabinette gewesen wäre, austheilen, seine Völker auf die vollkommenste Weise stellen, die Absicht der Feinde merken, und in einer Viertelstunde die ganze Schlachtordnung verändern konnte; daß er im Streite überall zugegen war, alles bemerkte, und die Befehle eben so austheilte, als wenn er hundert Augen und eben so viel Hände gehabt hätte. Das Lärmen, die Verwirrung, der Staub und Rauch vermehrten ihm mehr seinen Verstand, und seine Erkänntniß, als daß sie ihn hätten irre machen sollen.

Er hob seine Augen gen Himmel auf, so bald sich die beyden Heere einander näherten, und auf einander losgehen wollten, rufte mit gefaltenen Händen Gott zum Zeugen seiner redlichen Absicht an, bat ihn um seinen Beystand, und flehete, Gott möchte die Aufrührer regieren, denjenigen zu erkennen, den ihnen die Ordnung der Reichsfolge zu ihrem rechtmäßigen Herrn gegeben hätte. HErr, sagte er, wenn es dir gefallen hat, es anders zu ordnen, oder wenn du siehst, daß ich einer von solchen Königen werden sollte, welche du in deinem Zorne giebst; so nimm mir mit der

Kro-

1590. Krone das Leben; laß dir gefallen, daß ich heute ein Opfer deines heiligen Willens sey; befreye Frankreich durch meinen Tod von den Drangsalen des Krieges, und laß mein Blut das letzte seyn, das in diesem Streite vergossen werde.

Er ließ sich hierauf alsobald seinen Helm geben, auf dessen Spitze ein Busch von drey weissen Federn stund, und redete, ehe er sich ihn vollends aufsetzte, seine Schwadronen also an: Wenn ihr heute für mich euer Leben wagt, so wage ich auch meines für euch; ich will entweder siegen, oder mit euch sterben. Ich bitte euch, behauptet euern Platz tapfer, und setzet euch, wenn euch die Hitze des Streits ihn zu verlassen nöthigt, geschwind wider zusammen, als worauf der Sieg ankömmt. Thut dieses zwischen den drey Bäumen, die ihr auf jener Höhe zur rechten Hand stehen sehet, (dieses waren drey Birnbäume) und wenn ihr euere Fahnen und Standarten verliehren werdet, so verliehrt meinen weissen Federbusch nicht aus dem Gesichte, den ihr beständig auf dem Wege der Ehre und des Siegs finden sollet.

Der Sieg war lange Zeit zweifelhaft, bis er sich endlich auf seine Seite lenkte. Ihm gebührte der gröſte Ruhm davon, und zwar deswegen, weil er an diesem furchtbaren Haufen des

des Grafen von Egmont mit Ungeſtüm ſetzte, 1590.
und mit dem Degen in der Hand gleichſam in dieſen Wald von Spießen ſo muthig eindrang, daß die Feinde ihre Spieße nicht brauchen konnten, und zum kurzen Gewehre greifen mußten, womit die Seinigen beſſer, als die Feinde, umgehen konnten, indem die Franzoſen viel geſchwinder und hurtiger ſind, als die Niederländer. Es währte nicht einmal eine Viertelſtunde, daß er in dieſen Haufen eindrang, ihn zerſtreuete, und zum Weichen brachte, welches zu dem völligen Siege das allermeiſte beytrug.

Von den 16000. Mann, die der Herzog hatte, kamen kaum vier tauſend mit dem Leben davon. Es blieben nebſt dem Grafen von Egmont mehr, als tauſend Mann zu Pferde, auf dem Platze, und man nahm 400. Perſonen vom Stande, mit dem ganzen Fußvolke gefangen, und metzelte die Landsknechte alle nieder.

Man erbeutete das ganze Kriegsgeräth und Geſchütz, alle Fahnen und Standarten, nämlich 20. Standarten mit der weiſſen Standarte des Herzogs, mit der Regimentsſtandarte ſeiner deutſchen Reiter, und mit der Hauptſtandarte des Grafen von Egmont, und 60. Fahnen von dem Fußvolke.

Der Herzog von Mayenne hielt ſich ſo tapfer, als es nur ſeine Pflicht erforderte, und bemühete ſich zum öftern, ſeine Truppen wider zuſammen, und zum Stehen zu bringen. Endlich

1590. lich aber zog er sich, aus Furcht, er möchte umringt werden, gegen die Brücke bey Nory zurück, und ließ, so bald er hinüber war, die Brücke abbrechen, damit ihm die Feinde nicht nachsetzen könnten, und floh nach Mantes, von dar nach St. Denis und endlich nach Paris. Der eine Theil der Flüchtigen folgte ihm auf eben dem Wege nach, der andere hingegen zog sich in die Ebene, und erreichte die Stadt Chartres.

Der König gerieth beym Nachsetzen unter eine walonische Schwadrone, und wagte seine Person so sehr, daß ihn die Seinigen eine lange Zeit für todt hielten. Der Marschall von Biron, welcher auf eine freymüthige Art zu reden pflegte, und der Schlacht nicht beygewohnt, sondern sich mit dem Nachtrupp in der Ferne gehalten hatte, um die Feinde zu verhindern, daß sie sich nicht widersetzen möchten, konnte sich nicht enthalten, zu ihm zu sagen: **Sire, es ist nicht recht, daß Sie heute das gethan haben, was Biron hätte thun sollen, und Biron das gethan hat, was Ew. M. hätten thun sollen.**

Diese Vorstellung wurde von allen denenjenigen, die sie hörten, gebilligt, und die vornehmsten Häupter nahmen sich die Freyheit, den König demüthigst zu bitten, er möchte sich nicht also der Gefahr aussetzen, und bedenken, daß ihn Gott nicht zu einem Dragoner, sondern zum

Köni-

Könige von Frankreich bestimmt hätte, und al- 1590.
le Arme seiner Unterthanen für ihn streiten müßten, welche alle lahm bleiben würden, wenn sie ihr Haupt, das ihnen die Bewegung gäbe, verliehren sollten.

Er trug unter allen Anführern den ersten Preis der Tapferkeit davon, und seine herrlichen Thaten wurden über dieses durch seine Gnade, Großmuth und Freundlichkeit noch mehr verherrlicht. Ja die Art, auf die er sich seines Siegs bediente, war ein gewisses Kennzeichen, daß er ihn mehr seiner Aufführung, als dem Glücke zu danken hatte.

Er wollte den Schweitzern lieber einen freyen Abzug verstatten, als sie, wie er konnte, niedermetzeln lassen, gab ihnen ihre Fahnen zurück, und ließ sie durch einige Verordnete wider in ihr Land zurück bringen, wodurch er die Liebe der fünf kleinen catholischen Cantons gewann.

Es lag ihm nichts mehr am Herzen, als seinen Unterthanen zu zeigen, wie er ihr Blut zu sparen wünschte, und sie an ihm mehr einen gnädigen und mitleidigen König, als einen grausamen und unbarmherzigen Feind hätten. Er ließ beym Nachsetzen seinen Soldaten zuschreyen: **Verschont die Franzosen, und metzelt die Ausländer nieder**, schenkte allen denenjenigen, die um Gnade baten, das Leben, und riß ihrer so viele, als er nur konnte, seinen erbitterten und blutgierigen Soldaten aus den Händen.

1590. Ferner begegnete er den Gefangenen, vornehmlich den Edelleuten nicht allein mit Leutseligkeit, sondern auch mit Höflichkeit, überhäufte seine ganze Ritterschaft, die für ihn gefochten hatte, mit Danke, Ehre, und Lobsprüchen, theilte mit ihr den Ruhm dieses Siegs, und gab ihnen die Liebkosungen zu Pfändern der Belohnungen, die sie von ihm hoffen sollten, so bald er nur in den Stand kommen würde, ihnen ihre Verdienste zu belohnen.

Ich kann eine That nicht vergessen, welche er aus einer bewundernswürdigen Redlichkeit verrichtet hat, und die von einer so grossen Wirkung gewesen ist, daß sie ihm die Herzen der Kriegsbedienten und Edelleute gewonnen. Der Oberste Thische, oder Theodoricus von Schomberg, welcher einige Folgen deutscher Reiter anführte, war den Tag vor der Schlacht durch das Schreyen und Murren dieser unvernünftigen Leute gezwungen worden, daß er von ihm ihren rückständigen Sold hatte fordern, und ihm vorstellen müssen, wie sie nicht eher streiten würden, als bis man ihnen ihren Sold ausgezahlt hätte. Die Schweitzer und die Deutschen machten es um dieselbe Zeit also, wovon man in der Geschichte hundert Beyspiele findet. Der König war über dieses Begehren zornig geworden, und hatte ihm zur Antwort gegeben: Wie, Oberster Thische, schickt sich das für einen ehrliebenden Mann, daß er Geld fordert,

dert, wenn er sich rüsten und streiten soll? 1590
Der Oberste war ganz beschämt davon gegangen, ohne etwas darauf zu sagen. Allein der König erinnerte sich den Morgen drauf, als er seine Völker schon in Schlachtordnung gestellet hatte, daß er diesem Obersten hart begegnet hätte, und gieng, von einer Reu getrieben, die nur in eine großmüthige Seele fallen kann, zu ihm, und sagte zu ihm: Oberster, nunmehr befinden wir uns in solchen Umständen, wo ich vielleicht bleiben werde. Es ist unbillig, daß ich einem so rechtschaffenen Ritter, wie du bist, seine Ehre raube, und ich erkläre hiemit, daß ich dich für einen rechtschaffenen und für einen solchen Mann halte, der gar nicht fähig ist, etwas niederträchtiges zu begehen.

Nach dieser Anrede umarmte er ihn herzlich, worauf ihm der Oberste, dem vor Zärtlichkeit die Thränen in die Augen traten, zur Antwort gab: Sire, da Sie mir die Ehre, die Sie mir genommen hatten, wider geben; so nehmen Sie mir dadurch das Leben. Denn ich würde der Allerunwürdigste seyn, wenn ich es nicht heute in ihren Diensten aufopferte. Wenn ich tausend Leben hätte, so wollte ich sie alle vor E. M. Füssen aufopfern. Er büßte auch in der That mit vielen andern braven Edelleuten bey dieser Gelegenheit sein Leben ein.

1590. Ich will noch eine andere sehr schöne That erzählen, die deutlich zu erkennen giebt, daß er gegen die Edelleute, die ihm wohl gedient haben, weder Höflichkeit, noch Liebkosungen gespart hat. Er bekam einsmals, als er Abends auf dem Schlosse Rosny speisete, Nachricht, daß der Marschall von Aumont käme, ihm von demjenigen, was er gethan hätte, Bericht abzustatten, und stund nicht nur, um ihm entgegen zu gehen, von der Tafel auf, sondern umarmte ihn auch zärtlich, lud ihn zur Mahlzeit ein, und zog ihn mit diesen verbindlichen Worten an seine Tafel: **Es ist sehr billig, daß derjenige mit beym Essen sey, der mir bey meiner Hochzeit so gute Dienste gethan hat.**

Nach dem Verluste dieser Schlacht war das Schrecken in Paris so groß, daß man gar nicht zweifelt, der König würde es ohne viele Mühe einbekommen haben, wenn er geradeswegs auf dasselbe losgegangen wäre. Einige sagten, der Marschall von Biron hielte ihn davon ab, als welcher befürchtete, es möchte ihn der König hernach nicht ferner so nöthig haben, und nicht mehr so hoch schätzen.

Andere glaubten, als wenn ihm seine hugonottischen Räthe und Hauptleute davon abriethen, aus Furcht, er möchte sich in Ansehung der Religion mit den Einwohnern in Paris vergleichen, und ihm den Rath gäben, diese große Stadt viel lieber mit Hunger zu zwingen. Eben dahin

dahin gieng auch die Meynung des Marqvis 1590.
von O, welcher damals sein Oberrentmeister war, damit der König, wenn er Paris auf diese Weise einnähme, als mit einer eroberten Stadt verfahren, und sich nicht allein dabey sehr bereichern, und die Renten des Stadthauses aufheben könnte, sondern auch den Bürgern die königlichen Schulden, die sich sehr hoch beliefen, nicht bezahlen dürfte.

Die verwittbete Herzoginn von Montpensier, die eines der vornehmsten Werkzeuge der Ligve, und dabey gewohnt war, das Volk in Paris mit falschen Zeitungen zu hintergehen, konnte den Verlust dieser Schlacht nicht anders bemänteln, als daß sie sagte, wie der Herzog zwar in der That diese Schlacht verlohren hätte, aber auch der Bearner dabey geblieben wäre. Die Bürger glaubten dieses fünf, bis sechs Tage lang, und dieses war genug, ihr erstes Schrecken zu stillen, und Zeit zu gewinnen, binnen welcher man andere Anstalten machen, überall herum schicken, und an allen Orten und Enden Hülfe zusammen bringen konnte.

Der König welcher sich nach der Schlacht wegen des anhaltenden Regenwetters einige Tage in Mantes aufgehalten hatte, rückte wider ins Feld, und nahm Lagni, Provins, Montereau, und Melun ein, ohne sich durch die Vorschläge, die ihm Villeroy wegen eines Stillstandes that, mehr aufhalten und hintergehen zu lassen.

1590. Endlich rückte er, nachdem er im Vorbeygehen die Stadt Sens, doch mit wenigem Glücke, zu überfallen gesucht hatte, vor Paris, sperrte es ringsherum ein, und besetzte alle Zugänge und darum liegende Schlösser, in welche er seine Reiterey legte, damit sie auf dem Lande überall herum streifen könnte.

Der Herzog von Mayenne war nicht in der Stadt und hatte den Herzog von Nemours als Gouverneur daselbst zurück gelassen, und sich nach Conde an der Schelde zu dem Herzoge von Parma begeben, ihn in seiner Bedrängniß um einige Hülfe zu bitten. Er befand sich in der äußersten Verwirrung, und in einer gegründeten Furcht, Paris zu verliehren, er mochte ihm nun entweder zu Hülfe kommen können, oder es von den Feinden einnehmen lassen, weil er wohl sahe, daß sich die Sechzehner, wenn er die spanischen Hülfsvölker hinein brächte, dieses Vortheils bedienen würden, um sich wider empor zu schwingen, und vielleicht wohl gar, aus Unwillen gegen ihn, Paris dem spanischen Joche zu unterwerfen. Denn die Sechzehner liebten ihn ganz und gar nicht, weil er ihren Rath der Vierziger, der seinem Ansehen Gränzen setzen sollte, abgeschaft, und, um sich gänzlich von einem freyen Staate, den sie einführen wollten, zu entfernen, einen andern Rath, einen Siegelverwahrer, und viele Staatssecretär erwählt, mit denen er alles regierte, ohne jene

eher

eher zusammen kommen zu lassen, als wenn er 1590.
von ihnen Geld haben wollte. Zu dieser Verwirrung kam noch etwas anders hinzu, das ihm Kummer machte. Dieses war der Todesfall des alten Cardinals von Bourbon, welcher zu Fontenay in Poitou starb, wo er von dem Herrn de la Boulaye war bewacht worden. Er hatte zu befürchten, es möchten die Spanier und die Sechzehner von diesem Todesfalle Gelegenheit nehmen, auf die Erwählung eines Königs zu dringen, und in ihn so hart setzen, daß er möchte gezwungen werden, ihnen solches zuzustehen, weil er ihrer nicht entbehren konnte. Und in der That war dieses die erste Bedingung, welche die spanischen Unterhändler in das Bündniß setzten, das sie mit ihm eingiengen, ihm beyzustehen, und er stellte sich selbst, um ihnen nicht zu mißfallen, als wenn er eine Zusammenkunft der Stände zur Königswahl eifrigst wünsche, und verlegte den Ort der Zusammenkunft von Melun, welches er zum Sammelplatze bestimmt hatte, nach Paris, das ist, von einer Stadt, die er verlohren hatte, in eine, die damals belagert wurde. Unterdessen suchte er es in dem Parlement und auf dem Stadthause durch seine Freunde dahin zu bringen, daß man ihm die Würde eines Reichsverwesers ferner lassen möchte, und gab hernach so bald man ihn darinn bestätigt hatte, deutlich zu erkennen, daß er sich vor nichts so sehr, als vor den Ständen fürchtete, und bemühete sich,

1590. so viel er nur konnte, ihre Zusammenkunft zu verhindern.

Paris war also ringsherum versperrt, und der Legat und die Sechzehner vergaßen nichts, wodurch sie dem Volke einen Muth machen konnten. Sie befragten sich bey ihrer theologischen Facultät, und erhielten von ihr wider denjenigen, den sie den Bearner hießen, solche Antworten, die sie sich wünschten. Sie ließen viele allgemeine und besondere Proceßionen anstellen, und die Kriegsleute schworen der heiligen Union, wie sie die Ligve nannten, aufs neue den Eid der Treue.

Der Herzog von Nemours machte zu eben der Zeit die besten Anstalten, um diese Stadt wider die Feinde zu vertheidigen. Die Bürger, von denen der größte Theil war beredet worden, als wenn der König in Paris, so bald er es nur würde eingenommon haben, die Prediger einsetzen, und die Messe abschaffen würde, trugen mit dem größten Eifer alles dazu bey, und gaben nicht nur so viel Geld her, als man von ihnen nur verlangte, sondern halfen auch mit an den Festungswerken arbeiten.

Es ist etwas schönes, wenn man in den Geschichten damaliger Zeit die Nachricht von dieser Belagerung lieset, was für Anstalten der Herzog von Nemours in Paris gemacht, was für Wachen er in den verschiedenen Theilen derselben angelegt, was man für Ausfälle den ersten

Mo-

Monat durch gethan, was man für Mittel zur Ermunterung des Volks erfunden, was für Mühe und Künste der Anhang des Königs angewandt, ihn in die Stadt zu lassen, was für Unterhandlungen man von beyden Seiten gepflogen, einen Vergleich zu treffen, wie man dem einreißenden Mangel der Lebensmittel abgeholfen, wie man bey aller Sparsamkeit die äusserste Hungersnoth ausgestanden, wie endlich der Herzog von Parma diese große Stadt entsetzet hat, deren Einwohner sonst binnen drey, oder vier Tagen wegen der großen Hungersnoth würden alle umgekommen seyn. 1590.

Ich will davon nur einige besondere und merkwürdige Umstände anmerken. Es waren in Paris damals, als es belagert wurde, nur 230000. Menschen, unter denen sich beynahe 30000. Landleute befanden, die aus den herumliegenden Dörfern dahin geflohen waren. Es hatten, sich daraus fast 100000. einheimische Einwohner weggeflüchtet, daß sich also zu derselben Zeit die Anzahl der Einwohner in Paris nur auf 300000. Seelen belaufen hat, da sie sich ietzo, wie man glaubt, auf mehr als auf zweymal so viel belauft.

Dem Könige hatte man Hofnung gemacht, die Pariser würden, wenn sie in sieben, oder acht Tagen auf den Märkten kein Brod, in den Fleischbänken kein Fleisch, und an den Anfurten der Seine, auf welcher ihnen sonst alles zuge-

1590. geführt wird, weder Korn noch Wein, noch die andern Bedürfnisse antreffen würden, entweder ihren Häuptern das Messer an die Kehle setzen, und sie zu einem Vergleiche nöthigen, oder der Hunger würde sie in funfzehn Tagen dazu zwingen, wenn sie ja der Geist des Aufruhrs nicht dahin bringen sollte, solches so zeitig zu thun. Und in der That waren sie nur auf fünf Wochen mit Lebensmitteln versehen. Allein man gieng damit wohl zu Rathe, und diejenigen, die ihm dieses sagten, kannten das Volk in Paris nicht recht. Denn es ist überaus geduldig, und kann das äußerste ausstehen, wenn man es nur zu regieren weis, zumal, wenn es die Religion betrift. Man kann nicht ohne Erstaunung lesen, was für einen blinden Gehorsam, und was für eine beständige Einigkeit dieser stolze und widerspenstige Pöbel vier ganze Monate bewiesen, und mit was für Geduld er das äußerste Elend ausgestanden hat. Die Hungersnoth ward so groß, daß der Pöbel mit dem Grase, das in den Stadtgräben wuchs, und so gar mit Hunden, Katzen und Leder seinen Hunger stillte. Ja die Landsknechte sollen, wie einige sagen, so gar die Kinder geschlachtet und gegessen haben, die sie nur haben auffangen können.

Die Hugonotten, die sehr froh waren, daß sie eine Stadt belagerten, die ihnen so viel Uebel angethan hatte, drangen in dem königlichen Rathe stark darauf, und schrien nicht nur selbst laut, son-

sondern ließen auch die Soldaten schreyen, daß 1590.
man die Stadt mit Gewalt angreifen sollte, und man in sechs Stunden damit fertig werden würde.

Allein der leutselige und weise König nahm sich in Acht, ihren hitzigen Anschlägen zu folgen. Er erkannte wohl, daß sie Paris mit Sturme einnehmen wollten, um daselbst alles niederzumetzeln, und sich wegen des bartholomäischen Blutbads zu rächen. „Er konnte sich nicht ent„schließen, eine Stadt zu verwüsten, deren Un„tergang vielleicht, gleich einer Wunde, die „das Herz trift, für ganz Frankreich tödlich „werden könnte, und an einem Tage den reich„sten, und fast einzigen Schatz seines Staats „zu zerstreuen, welches niemanden, als den ge„meinen Soldaten, nützen würde, die über eine „so reiche Beute trotzig werden, und sich ent„weder allen Lüsten ergeben, oder ihn gleich dar„auf verlassen würden.„

Die Policeymeister in der Stadt, hatten einen großen Fehler begangen, daß sie nicht den armen Pöbel, und die unnützen Mäuler aus der Stadt fortgeschaft hatten, und waren hernach, als die Hungersnoth überhand nahm, zu spät auf Mittel bedacht, diesem Uebel abzuhelfen. Sie schickten an den König, weil sie kein anderes Mittel ausfinden konnten, und ließen ihn bitten, eine gewisse Anzahl Leute aus der Stadt gehen zu lassen, die sich, in der Hofnung, er

wür-

1590. würde ihnen diese Gnade nicht abschlagen, schon bey dem Thore St. Victor versammlet, und von ihren Freunden und Nachbarn mit einer solchen Wehmuth Abschied genommen hatten, wodurch auch die unempfindlichsten Herzen gerührt wurden.

Der gnädige und sanftmüthige König ließ sich leichtlich bewegen, ihnen diese Gnade zuzustehen. Allein seine Räthe setzten sich öffentlich dawider, daß er auch, um sie nicht unwillig zu machen, diese Elenden zurück weisen mußte. Nichts desto weniger konnte seine Gnade nicht leiden, daß man ihm lange Zeit diese Gewalt an that. Denn viele von denenjenigen, die sich nicht so sehr vor dem Tode, als vor dem Hunger fürchteten, und von der Mauer herab sprangen, erzählten ihm den bejammernswürdigen Zustand der Stadt, und machten ihm von der erschrecklichen Noth, und unglaublichen Halsstarrigkeit der Ligvisten, die sie mit ihren Augen gesehen hatten, eine so wahre Vorstellung, daß sein Herz vor Schmerzen ganz beklemmt wurde, und ihm deswegen die Thränen in die Augen traten. Er wandte sich etwas auf die Seite, um seinen Schmerz zu verbergen, und schrie darauf mit einem lauten Seufzer: O Herr, dir ist bekannt, wer an diesem Unglücke Schuld ist; zeige mir ein Mittel, wie ich diejenigen retten kann, welche die Bosheit

mei-

meiner Feinde auf eine recht halsſtarrige Weiſe ins Verderben ſtürzt. 1590.

Die Unbarmherzigſten ſeiner Räthe, und beſonders die Hugonotten ſtellten ihm vergebens vor, als wenn dieſe Aufrührer keine Gnade verdienten. Er entſchloß ſich, dieſe Unſchuldigen entfliehen zu laſſen, und ſagte: Ich wundere mich gar nicht, wenn die Häupter der Ligve, und wenn die Spanier ſo wenig Mitleiden mit dieſen armen Leuten haben, weil ſie nur ihre Tyrannen ſind. Allein ich bin ihr Vater und ihr König, und kann die Erzählung dieſes Elendes nicht anhören, ohne darüber auf das empfindlichſte gerührt zu werden, und ohne eifrig zu verlangen, dieſem Elende abzuhelfen. Ich kann nicht verhindern, daß diejenigen, die von der Ligve beſeſſen werden, mit ihr umkommen; aber dieſen, die mich um Gnade bitten, und für das Verbrechen der andern nichts können, dieſen will ich meine Gnade nicht verſagen. Er befahl darauf, daß man dieſe elenden Perſonen ſollte herausgehen laſſen, an die ſich viele andere anhiengen, und von denen ſich einige mit heraustragen ließen, alſo, daß dieſes mal ihrer mehr, als vier tauſend, aus der Stadt zogen, die aus allen ihren Kräften zu ſchreyen anfiengen, es lebe der König!

Die Hauptleute ließen darauf alle Tage, wenn ſie die Wache hatten, einige Haufen heraus gehen,

1590. hen, weil sie wußten, daß er darüber nicht zornig werden würde, und waren dabey so kühn, daß sie ihren Freunden, ihren alten Wirthen, und vornehmlich dem Frauenzimmer einen Vorrath von Lebensmitteln und Erfrischungen hinein schickten. „Denn Paris ist das allgemeine Va„terland der Franzosen, und es giebt wenige, „die es nicht lieben, und die nicht daselbst eini„ge gute Freunde haben sollten, welches sie hin„dert, den ganzen Untergang dieser Stadt be„fördern zu helfen.

Die gemeinen Soldaten nahmen sich auch nach dem Beyspiele der Anführer die Freyheit, den Einwohnern Fleisch, Brod und Wein über die Mauren hinein zu geben, und dafür einige kostbare Sachen um wohlfeilen Preis anzunehmen, und befunden sich also auf Kosten der Kaufleute sehr wohl dabey. Man sah sich auch einigermaßen gezwungen, dieses zu dulden, weil man kein Geld nicht hatte, und man ihnen ihren Sold nicht zahlen konnte. Dieses machte, daß sich Paris fast einen Monat länger hielt, als es sich hätte halten können. Es ist auch beynahe unmöglich, daß dieses nicht bey gleichen Gelegenheiten beständig geschehen sollte, wie man es nicht eben vor gar langer Zeit gesehen hat, vor welchem großen Unglücke Gott künftighin Frankreich stets bewahren wolle!

Der König wußte über dieses ganz gewiß, diese große Stadt würde sich nicht lange halten kön-

können, und wünschte die Herzen der Einwoh- 1590.
ner gänzlich zu gewinnen, und dadurch den Grund der Ligve zu untergraben. Dieses machte, daß er ihre Halsstarrigkeit mit einer übermäßigen Nachsicht bestritt. Er gab den Schülern, deren Aeltern bey ihm waren, und denen er dieses nicht abschlagen konnte, ferner dem Frauenzimmer, und den Geistlichen, ja endlich denenjenigen, die sich gegen ihn, als die grausamsten Feinde, aufgeführt hatten, Freybriefe, und ließ sie hingehen, wo sie hin wollten.

Unterdessen wurde doch, um die Häupter der Ligve desto eher zu einer gütlichen Uebergabe zu bringen, in seinem Rathe beschlossen, sich von den Vorstädten Meister zu machen. Er ließ sie daher den 27. Julius gegen den Abend alle angreifen, und eroberte sie noch eher, als in einer Stunde, worauf alle Thore gesperrt wurden, und sich seine Soldaten vor demselben einlegten, und alle Häuser niederrissen, die am nächsten an dem Graben stunden.

Durch diesen letzten Angriff setzte er den Parisern das Messer an die Kehle, und ängstigte sie so sehr, daß sie kaum Athen holen konnten. Ihre Häuptet geriethen darüber in Furcht, es möchten die Verbote, die Vermahnungen, und die Furcht vor den Strafen nicht mehr vermögend seyn, sie im Zaume zu halten, und beschlossen nach zehn, oder zwölf Unterredungen, sich mit dem Könige in gütliche Handlungen

1590. einzulassen. Allein ihre Absicht war nicht, mit ihm einen Vergleich zu treffen, sondern nur die Sachen in die Länge zu spielen, damit der Herzog von Mayenne Zeit gewinnen, und einen Versuch thun möchte, ihnen zu Hülfe zu kommen.

Dieser Herzog gab ihnen von seinem Zustande jede Woche zweymal Nachricht, und versprach ihnen jedesmal, ihnen in fünf, oder sechs Tagen mit einem mächtigen Heere zu Hülfe zu kommen. Er näherte sich auch endlich, nachdem er sie beynahe sechs Wochen auf seine Hülfe hatte vergebens hoffen lassen, der Stadt Meaux, wo Vitry Statthalter war, und zeigte ihnen zwar von dar einige Hofnung zur Hülfe, doch war er zu schwach, etwas zu wagen.

Der Herzog von Parma, der aus Spanien Befehl bekommen hatte, zu ihm zu stoßen, und nichts zu sparen, um der Stadt zu Hülfe zu kommen, bezeigte dawider einen großen Widerwillen. Er befürchtete, es möchte bey seiner Abwesenheit der königliche geheime Rath einen andern Statthalter an seine Stelle schicken, und er also in den Niederlanden mehr verliehren, als in Frankreich gewinnen. Endlich aber bekam er so gemessenen Befehl, daß er nothwendig gehorchen mußte. Er gieng daher den 6. August von Valenciennes ab, und kam den 22. eben dieses Monats in Meaux an. Er hatte nur 12000. Mann zu Fuße, und 3000. zu Pferde, dabey

dabey aber so viel Geschütz und Proviant, als 1590
ein noch dreymal so großes Heer nöthig hatte, und über dieses 1500. mit Lebensmitteln beladene Wagen mit sich, welche für die ausgehungerten Einwohner in Paris bestimmt waren.

Gleichwie dieser Herzog wegen solcher Thaten, die von einer tiefen Beurtheilung, und von einer klugen Aufführung herkommen, damals ohne Zweifel der größte Kriegsheld unter den Ausländern war; also hatte er auch bey seinem Vorhaben in seinem Kopfe einen solchen Entwurf gemacht, und nach den genauesten Landcharten alle Maasregeln so wohl genommen, und alles, was ihm begegnen konnte, ja alles, was ihm zu unternehmen möglich war, so wohl überleget, daß er sich schlechterdings eines glücklichen Fortgangs versichert hielt.

Diejenigen, die um den König waren, hatten diesem allezeit weis gemacht, der Herzog würde niemals aus den Niederlanden kommen, wenn er es ja thun sollte, so würde er entweder nur ein so schwaches Heer zusammen bringen, mit welchem er sich nicht in das Herz von Frankreich wagen könnte, oder es würde nicht mehr Zeit seyn, wenn er auch ein starkes Heer auf die Beine brächte, Paris zu entsetzen. Der König hatte sich durch diese falsche Schlüsse ein wenig einschläfern lassen, und fieng an, als er von des Herzogs von Parma Anzuge Nachricht bekam, dasjenige zu befürch-

1590. ten, was ihm begegnete, und die Furcht schien ihm desto größer zu seyn, je weniger er dieselbe voraus gesehen hatte. In dieser Furcht ließ sich der König gefallen, die Unterhandlung wegen eines Vergleichs mit dem Herzoge von Mayenne wider anzufangen, welcher sich stellte, als wenn er mehr, als jemals, einen Vergleich wünschte, um theils den König zu hintergehen, damit er nicht wider Paris die äußerste Gewalt brauchen möchte, theils, die Einwohner in Paris mit der nahen Hofnung ihrer Befreyung beym Guten zu erhalten. Denn der Hunger setzte sie in eine solche Verzweiflung, daß er nicht mehr im Stande war, sie mit allen seinen Künsten länger, als höchstens fünf bis sechs Tage zurück zu halten.

Der Herzog von Parma ließ, als er von Meaux nur noch zwo Tagsreisen entfernt war, dem Könige melden, daß sich der Herzog von Mayenne nun nicht mehr ohne ihn in Unterhandlungen einlassen könnte. Der Rath des Königs erschrack darüber, und ward so unschlüßig, daß er nicht wußte, was man thun sollte. Es war ohne Zweifel dem Könige schimpflich, und dem Ruhme seiner Waffen nachtheilig, eine Belagerung aufzuheben, die vier Monate gedauret hatte, und es schmerzte ihn, als einen tapfern und ruhmbegierigen Prinzen, auf das empfindlichste, daß er die Belagerung dieser großen Stadt aufheben sollte, da er sie bald einzubekommen hof-

Hofte, und ihre Eroberung der Ligve einen tödt- 1590.
lichen Stoß würde gegeben haben.

Er hatte nur noch ein einziges Mittel übrig, welches er auch ergreifen wollte, so gefährlich es auch in der That war. Er wollte nämlich einen Theil seiner Truppen in den Vorstädten lassen, und ein Schlachtfeld aussehen, wo der übrige Theil seines Heers dem Herzoge von Parma die Spitze bieten könnte, ohne die Belagerung aufzuheben. Diese Meynung unterstützte de la Noue, Gnitry und Pleßis-Mornay, und der König ließ nur drey tausend Mann vor Paris an der Seite der Universität stehen bleiben, und stellte auf der Ebene von Bondy, welches zwischen Paris und dem Herzoge von Parma lag, den übrigen Theil seines Heers in Schlachtordnung.

Allein der Marschall von Biron, welcher diesen Rath gänzlich mißbilligte, brachte es dahin, daß man sich entschloß, bis an Chelles zu rücken, und daselbst eine Schlacht zu liefern. Man weis nicht, ob er dieses aus Eifersucht gethan hat, weil er nicht der erste gewesen war, der diesen Rath gegeben hatte, oder weil es ihm, als etwas gefährliches, vorgekommen ist, wenn man so nahe bey Paris bleiben wollte, woraus bey einer Schlacht funfzehn bis sechzehn tausend Mann einen Ausfall thun, und ihnen in den Rücken fallen könnten. Dem sey, wie ihm wolle, er stund unter den Kriegsvölkern in einem so

1590. großen Ansehen, und es war bey den damaligen Umständen etwas so gefährliches, diesem hitzigen Kopfe zu widersprechen, daß man es ihm glauben, die Belagerung gänzlich aufheben, und sich bey Chelles setzen mußte.

Der Herzog von Parma verschantzte sich, als er dieses sah, und es nicht für rathsam hielt, sich in eine Schlacht einzulassen, in einem Moraste in der Eil und so wohl, daß er gar nicht befürchtete, als wenn er daselbst würde angegriffen werden. Ja er rühmte sich so gar, der König würde ihn an diesem Orte nicht einmal zwingen können, nur eine Pistole loszuschießen, und er hingegen wollte vor desselben Augen eine Stadt einnehmen, und sich einen Weg über die Flüsse frey machen, um nach Paris Lebensmittel bringen zu lassen. Er führte auch in der That alles ganz genau aus, was er sagte. Dem Könige war es nicht möglich, ihn zu einer Schlacht zu zwingen, und er nahm die Stadt Lagny an der Marne ein, ohne daß ihr der König zu Hülfe kommen konnte. Paris wurde also gänzlich befreyet, und erhielt den Morgen drauf eine große Menge Fahrzeuge, die mit allen Arten von Lebensmitteln beladen waren. Allein die die Freude der Einwohner in Paris war ihrer Erlösung nicht gleich, weil das lange Elend ihre Körper so ausgezehrt, und ihre Geister so niedergeschlagen hatte, daß sie gar nicht fähig waren, eine Freude zu empfinden.

Die

Die Truppen des Herzogs von Nemours, die durch dieſe Erfriſchung wider ein Herz faßten, zogen darauf alle Tage mit den herzhafteſten Bürgern aus der Stadt, und ſchnitten dem königlichen Lager alle Zufuhren ab, daß in demſelben in kurzer Zeit alles ſehr theuer ward, die Krankheiten ſich vermehrten, und die Edelleute, die ſich daſelbſt verſammlet, und auf eine Schlacht gehoft hatten, ganz ungeduldig wurden. Der König ließ deswegen ſeinen Rath zuſammen kommen, um wider dieſe Uebel ein Mittel auszufinden, und fand ſein ganzes Heer in einer ſo ſchlechten Verfaſſung, daß er es für beſſer hielt, ſich zurück zu ziehen, als ſich noch größern Uebeln auszuſetzen. Es kam ihm aber ſehr ſauer an, die Unternehmung wider Paris fahren zu laſſen, daß er auch noch im Vorbeygehen einen Verſuch that, ob er es auf der Seite der Univerſität, zwiſchen den beyden Thoren St. Jacob und St. Marceau erſteigen könnte. Allein es ſchlug ihm fehl, worauf er ſich erſtlich nach Senlis, und hernach nach Creil zurück zog. Er nahm darauf wegen Mangels wichtigerer Unternehmungen Clermont in Beauvoiſis ein, welches den beyden Städten Senlis und Compiegne immer Schaden that, legte den einen Theil ſeiner Völker in die um Paris herumliegende Städte, ſchickte den andern Theil davon an die Provinzen, um dieſe im Zaume und unter dem 1590.

1590. Gehorsame zu erhalten, und behielt nur ein fliegendes Lager bey sich.

Nach seinem Abzuge breiteten sich die beyden Herzoge von Parma und Mayenne in der Landschaft Brie aus, und der erstere nahm auf inständiges Bitten der Ligvisten die Belagerung von Corbeil vor. Er glaubte es in vier, oder fünf Tagen einzunehmen, und brachte damit einen ganzen Monat zu, weil ihm der Herzog von Mayenne entweder aus Nachläßigkeit, oder aus Eifersucht die Kriegsbedürfnisse nicht auf einmal, sondern nur nach und nach zuschickte. Er kehrte daher nach Flandern zurück, weil er sahe, daß sein Heer nicht nur sehr schwach, sondern auch nach dem Beyspiele der französischen Soldaten sehr frech ward, und sich allen Ausschweifungen überließ, und war mit der Aufführung der französischen Nation sehr übel zufrieden, die er, wie er sagte, unbeständig, leichtsinnig, voll Eifersucht und Uneinigkeit, unersättlich und wenig erkänntlich gefunden hatte. Sein Verdruß gab ihm diese Worte ein.

Er hatte vor seiner Abreise noch den Verdruß, den Verlust von Corbeil zu erfahren, das ihm so viel gekostet, und das Givry, der königliche Statthalter in Brie, in einer Nacht erstiegen hatte. Die Ligve konnte ihn mit allen ihren Bitten nicht vermögen, daß er so lange in Frankreich geblieben wäre, bis man sich wider von Corbeil Meister gemacht hätte. Er ließ ihr

8000.

8000. Mann von seinen Völkern zurück, und 1595.
versprach nicht nur, im Frühjahre mit einem weit größern Heere zurück kommen, sondern rieth ihr auch, den König unterdessen mit Friedenshandlungen bis zum künftigen Feldzuge aufzuhalten, welchem Rathe der Herzog von Mayenne so wohl folgte, daß er durch dieses Mittel noch viele Städte auf seiner Seite behielt, die ihn zu verlassen, bereit waren.

So sehr nun auch der Feldzug des Herzogs von Parma den Fortgang der königlichen Waffen hemmte, so wenig verbesserte er die Umstände des Herzogs von Mayenne. Er verwirrte sie vielmehr, und gab ihnen eine solche Gestalt, daß sie endlich ganz über den Haufen fielen. Denn der Herzog von Parma, welcher die Fehler des Herzogs von Mayenne eingesehen hatte, stellte dem königlichen Rathe in Spanien vor, man würde mit diesem Herzoge das Beste von Spanien nicht befördern, weil er, unter einer so großen Partey die Einigkeit zu erhalten, zu schwach und zu unvermögend, und dabey zu eifersüchtig, zu langsam und zu schläfrig wäre, überall gute Anstalten zu treffen, und der König von Spanien müßte selbst die Oberaufsicht über die Ligve über sich nehmen, und sich darüber zu einem unumschränkten Herrn machen. Er stellte ferner vor, der König von Spanien, sollte zu dem Ende die Geistlichen, und die Einwohner in den großen Städten zu gewinnen su-

1590. chen, die zu einer Veränderung in der Regierung sehr geneigt wären, weil man sie unter den vorigen Königen sehr gedrückt hätte, und sich leichtlich entschließen würden, entweder die Städte nach Art der Cantons mit einander zu verbinden, oder sich einen König mit einer so eingeschränkten Gewalt zu erwählen, daß er sie niemals mit Auflagen, oder Einquartierungen der Soldaten beschweren könnte, wie die beyden letztern Könige gethan hätten.

Der König von Spanien hielt auch in der That dieses für das allerbeqvemste Mittel zu seinen Absichten, und sann darauf, wie er entweder Frankreich zu einem freyen Staate, oder daselbst einen solchen zum Könige machen möchte, der ohne ihn nicht bestehen könnte. Er richtete daher nicht mehr so sehr, als er vorher gethan hatte, sein Absehen auf den Herzog von Mayenne, und unterstützte ihn auch nicht mehr so stark, sondern fieng an, in den großen Städten, und vornehmlich unter den Sechzehnern in Paris Uneinigkeit zu stiften, und dazu kein Geld zu sparen. Er soll, wie man glaubt, so viele Summen darauf verwandt haben, daß er dafür ein großes Heer hätte unterhalten, und damit einen guten Theil von Frankreich erobern können.

Unser Heinrich merkte diese Absichten, und sparte auf seiner Seite keine Mühe, sie zu schanden zu machen. Er begegnete erstlich dem Herzoge von Mayenne mit vielen Liebkosungen und

Höf-

Höflichkeiten, und that dieses aus einer doppelten Absicht, theils um ihn nach und nach zu gewinnen, theils auch, um ihn bey den Spaniern noch verdächtiger zu machen. Und zu eben dem Ende bemühete er sich, ihm noch einen größern Haß gegen diese Nation beyzubringen, als er schon hatte, und versprach ihm über dieses große Vortheile, wenn er sich mit ihm in einen Vergleich einlassen wollte. Durch diese Mittel hielt er ihn beständig ein wenig zurück, dämpfte nicht nur desselben Hitze, sondern verhinderte ihn auch, daß er die Sachen nicht aufs äußerste trieb. In Ansehung des Volks aber brauchte er alle Sorge und Liebe, um es nach und nach in der Güte wider unter den Gehorsam zu bringen, weil er wußte, daß nichts anders, als die üble Regierung seines Vorgängers, die Liebe der Unterthanen verändert, und der Ligve Vorwand und Gelegenheit gegeben hätte, sie wider ihren König aufzuwiegeln. 1590.

Dieser leutselige und weise König überlegte, daß man, um ein Uebel zu heilen, die Ursachen davon aus dem Wege räumen müsse, und durfte nur die bösen Säfte reinigen und stillen, welche den Staat in das äußerste Unglück gestürzt hatten. Er erkannte wohl, weil er es selbst gesehen hatte, daß vornehmlich drey Dinge seinen Vorfahrer verhaßt und verächtlich gemacht hatten.

„Das

1590. „Das erste war sein weibisches Wesen und
„sein Müßiggang, welche machten, daß er sich,
„an statt die ihm von Gott verliehenen schönen
„Gaben zur Verwaltung des Staats und zur
„Erfüllung der Pflichten eines Königs anzuwen-
„den, um seinen Staat gar nicht bekümmerte,
„und die Verwaltung seiner Geschäfte nicht satt-
„sam zu Herzen nahm, sondern sich fast allen
„seinen Lüsten ergab, gleichsam als wenn die kö-
„nigliche Würde, das größte und herrlichste
„Gut in der Welt, nichts anders, als ein eit-
„les Vergnügen wäre, und Gott die Könige
„nur um ihrentwillen, und nicht um seiner Eh-
„re, und um der gemeinen Wohlfarth der
„Menschen willen gemacht hätte.

„Das andere war seine schlechte Haushaltung
„und Verschwendung seiner Renten, welche
„Schuld gewesen waren, daß er außerordentli-
„che und verhaßte Mittel erdacht hatte, von sei-
„nen Unterthanen Geld zu erpressen. Er hatte
„aber nicht allein die Einkünfte durch seine aus-
„schweifenden Verschwendungen, und durch die
„unmäßigen Beschenkungen seiner Lieblinge,
„worüber das Volk ganz schwierig wurde, son-
„dern noch mehr durch seine Unachtsamkeit
„durchgebracht, weil er sich nicht die Mühe gab,
„Nachricht davon einzuziehen, und über die-
„jenigen ein wachsames Auge zu haben, denen
„er ihre Verwaltung anvertrauet hatte. Die-
„se vergassen, daß sie darüber nur Haushalter

„wä-

„wären, und verschwendeten sie durch tausend 1590.
„närrische Ausgaben, und theilten sie unter ihre
„Creaturen, gleichsam als wenn sie ihr eigen
„Gut gewesen wären.

„Das dritte war das wenige Vertrauen, das
„man auf seine Treue setzte, und seine gar zu
„spitzfindige, gar zu feine und gar zu verdeckte
„Art, mit seinen Unterthanen umzugehen. Er
„hatte daher das Unglück, daß man beständig
„in ihn ein Mißtrauen setzte, und daß alle seine
„Reden und sein ganzes Thun und Lassen lauter
„Fallstricke zu seyn schienen, und man klüglich
„zu thun meynte, wenn man von demjenigen,
„was er wollte geglaubt haben, das Gegentheil
„glaubte.

Unser Heinrich, welcher seinen Vorfahrer auf diesen Wegen ins äußerste Unglück hatte gerathen sehen, faßte theils aus einem natürlichen Triebe zum Guten, theils aus einer guten Staatsklugheit den Entschluß, ganz andere zu gehen.

„Erstlich wollte er der Ligve zeigen, daß er
„würdig wäre, denjenigen Scepter zu führen,
„den sie ihm streitig machte. Er war daher in
„beständiger Beschäftigung, er möchte im Felde
„und im Kriege, oder in seinem Cabinette seyn.
„Er beschäftigte sich entweder mit Berathschla-
„gungen über wichtige Dinge, oder mit Unter-
„handlungen, oder mit der Einrichtung und
„Austheilung seiner Einkünfte, oder mit der

„Be-

1590. „Besetzung der Ehrenstellen und Aemter, oder „mit der Erlernung der Grundgesetze, der Zucht „und Policey seines Reichs, oder endlich mit „solchen Dingen, die ein König thun muß, „welcher nicht zu frieden ist, nur dem Namen „nach ein König zu seyn, sondern es in der That „seyn will. Er wollte wohl getreue Diener, „nicht aber neben sich seines gleichen haben, und „überließ ihnen die Sorge für das Reich auf ei„ne solche Art, daß er der unumschränkte Herr, „und sie die Diener blieben. Er liebte sie zärt„lich, wie es billig ist, und gieng mit ihnen „sehr vertraut um; aber er würde nicht gelitten „haben, daß sie die Unterthänigkeit und Ehr„furcht aus den Augen gesetzt hätten. Wenn „er sie um Rath fragte, so that er es auf eine „solche Art, daß er nur ihre Meynungen an„hörte, nicht aber ihres Unterrichts nöthig hät„te, und brachte sie durch Gründe öfter dahin, „seinem Rathe zu folgen, als er dem ihrigen „folgte. Er erwies ihnen viele Gnadenbezei„gungen und Wohlthaten, doch nicht ohne „Maas und Ziel, gab einem oder zween und „dreyen nicht alles, sondern theilte, als ein all„gemeiner Vater, die Belohnungen unter diejenigen aus, die er für würdig dazu hielt. Er „wollte auch, daß sie solche aus seinen Händen, „und nicht aus den Händen eines andern em„pfangen sollten, weil er wußte, daß Wohl„thaten austheilen und Gutes thun das herrlich-

„ste

„ste Vorrecht der Oberherrschaft ist, welches sich 1590.
„mit niemanden theilen läßt.

„Zum andern nahm er sich der Verwaltung „seiner Einkünfte ganz besonders an, wozu ihn „vornehmlich vier Bewegungsgründe antrieben. „Der erste war, weil er von Natur zwar nicht „geizig, doch ein guter Haushalter war, und „die Verschwendung haßte. Der andere, weil „er sein Volk liebte, und solches so viel schon„te, als es ihm nur möglich war. Denn er „machte sich ein Gewissen daraus, das Geld „seiner Unterthanen auf andere, als auf höchst„nöthige Dinge zu verwenden. Niemals hatte „er an seinem Hofe Blutegel um sich, die alles „in sich saugen, und sich nicht bekümmern, wo „es herkommt, wenn sie es nur haben. Der „dritte war der Mangel, den er beständig ge„litten, und der ihn gelehrt hatte, wie werth „und nöthig das Geld, und wie gut es wäre, „damit wohl hauszuhalten, weil es so schwer „wider zu bekommen wäre. Der vierte, weil „er nicht in der Unwissenheit der Reichsgeschäfte, „in welcher man die Prinzen mehr, als zu oft, „zu erziehen pflegt, erzogen, sondern vielmehr „wohl unterrichtet war, daß der größte Theil „der Drangsalen, welche Frankreich gedrückt „hatten, von der üblen Verwaltung der „öffentlichen Einkünfte herrührte.„ Unter allen Sorgen und Bemühungen, die er über sich nahm, um seinen Staat wohl zu regieren, war

kein

1590. keine größer und beständiger, als die Bemühung, seine Renten wohl einzurichten, und das Rentwesen in ein helles Licht zu setzen. Die Oberrentmeister hatten dieses ganz verwirrt, und mit hunderttausend Knöten verwickelt, damit man es niemals auseinander bringen und entwickeln könnte, und einigermassen gemacht, daß die Verwaltung der Renten, wie damals ein Rentmeister selbst sagte, eine schwarze Kunst war, wo man keinen Stich sehen konnte, und also die Rentmeister mit den Gütern des Königs, und mit dem Schweis und Blute des armen Volks beständig schalteten zu walteten, wie sie wollten.

Er brauchte damals bey der Einnahme seiner Einkünfte einen normandischen Edelmann, mit Namen Franciscus von O, welcher seit der Regierung Heinrichs III. Oberrentmeister war. Dieser Mann war, die Wahrheit zu sagen, in allen Arten von Ausgaben abscheulich verschwenderisch. Seine Verschwendungen machten ihn zur Aussinnung neuer Künste desto witziger und spitzfindiger, um das Volk bis aufs Mark auszusaugen, und die Einrichtung des Rentwesens mehr und mehr zu verwirren, damit man sein Plündern und Rauben nicht merken möchte. Ob ihn nun wohl der König für einen solchen erkannte, der er in der That war; so sah er sich doch genöthigt, ihn bey diesem Amte zu lassen, und auf bessere Zeiten zu warten, weil derselbe

mit

mit den Lieblingen und Bedienten des verstorbe- 1590.
nen Heinrichs III. welche sich für eifrige Catholicken ausgaben, in einer starken und geheimen Verbindung stund. Um aber desselben unersättlichen Begierde Einhalt zu thun, machte er sich nach und nach die Verwaltung seiner Einkünfte selbst bekannt. Er richtete dabey nach und nach bald dieses, bald jenes besser ein, und fieng an, ihm nach und nach den Daumen aufs Auge zu halten, und ihn dahin zu bringen, daß er in Vergleichung mit demjenigen, was er vorher genommen hatte, nur etwas weniges nehmen konnte.

Es würde überflüßig seyn, wenn ich erzählen wollte wie redlich und aufrichtig unser Heinrich mit der ganzen Welt umgegangen ist. „Wir „sehen in dem ganzen Laufe seines Lebens, daß „seine eigene Feinde einem einzigen Worte von „ihm mehr, als den schriftlichen Versicherungen der andern alle getrauet haben. Er „brauchte wohl bey seiner Aufführung Klugheit, „nicht aber Betrug, List und Ränke. Der Kluge geht stets nur gerade und tugendhafte, der „Arglistige hingegen nur krumme und lasterhafte „Wege; der Kluge kann niemals anders, als „großmüthig und redlich, und hingegen der „Arglistige niemals anders, als niederträchtig, „bös und heimtückisch seyn. Es ist gewiß, das „ganze Leben dieses großen Königs ist nichts, als „lauter Großmuth, Redlichkeit, Sanftmuth

1590. „und Gnade gewesen, indem er von Natur ei-
„nen bewunderswürdigen Trieb hatte, sich al-
„le Arten von Menschen, zum wenigsten durch
„Liebkosungen, durch eine freundliche Begeg-
„nung, und durch leutselige Worte verbindlich
„zu machen, wenn er es durch keine andere
„Mittel thun konnte. Er war, wenn er konn-
„te, für die geringsten Dienste erkänntlich, und
„erwies sich gegen die ganze Welt leutselig und
„gesprächig, gegen die Soldaten vertraulich,
„und gegen die Landleute so sehr mitleidig, daß
„er sich auch bey verschiedenen Gelegenheiten
„wegen des Schadens, den sie litten, bey ih-
„nen entschuldigte und betheurete, wie er daran
„nicht Schuld wäre, sondern vielmehr den
„Frieden, den Jesus Christus den Christen so
„sehr angerathen hätte, innbrünstigst wünschte,
„und ihn nur seine Feinde zwängen, Krieg zu
„führen, den er, als die Quelle aller Laster und
„alles Elendes, verabscheuete. Aus seinem Ge-
„sichte leuchtete ein gewisses fröliches Wesens,
„aus seinen Reden eine gewisse Lebhaftigkeit und
„Annehmlichkeit, die von einem besondern
„Witze zeugte, und aus seinen Handlungen ei-
„ne Entschlüßigkeit und Hurtigkeit hervor,
„durch welche die wunderlichsten Köpfe ver-
„gnügt, und die Trägsten ermuntert wurden.
„Er redete vom Pabste und von den Geistli-
„chen mit Hochachtung, ob er gleich noch ein
„Hugonotte war, hielt die Großen und Edelleu-

„te

„te als seines gleichen, und schmeichelte ihnen 1590.
„mit der Ehre, wenn er ihnen, wegen seines
„Mangels, nicht genug geben konnte, daß sie der
„rechte Arm des Staats wären, und ihm die Kro-
„ne auf dem Haupte halten hälfen. Er wußte
„nicht, was Rache ist; sein großes Herz war
„ohne die geringste Galle; er vergab, ja er ver-
„gaß so gar das ihm angethane Unrecht leicht-
„lich, wenn er nur sah, daß man es bereuete,
„und man Lust hatte, Gutes, oder zum wenig-
„sten nicht mehr Böses zu thun.„ Dieses wa-
ren die Waffen, und nicht der Degen, mit de-
nen er seine grausamsten Feinde überwand, mit
denen er die härtesten und vergiftesten Herzen
zwang, ihn zu lieben, und mit denen er die ein-
genommensten und eifrigsten Ligvisten zu seinen
getreuesten Dienern machte. Denn er glaubte,
dieses Verfahren wäre der Hoheit und Leutselig-
keit eines unumschränkten Gebieters am gemäs-
sesten, wenn er diejenigen, die er gewinnen
könnte, an statt sie zu verderben, eher aus ih-
rem Fehler herausrisse, als darinn versenkte.
So sehr waren die Wege, die er gieng, von
denenjenigen unterschieden, die sein Vorfahrer
gegangen war.

Nach des Herzogs von Parma Abzuge, blie- 1591.
ben beyde Parteyen, der König und die Ligve,
einige Zeit ganz schwach und ohnmächtig, und
beyde wurden auf gleiche Weise durch das Uebel
der Uneinigkeit und Eifersucht geplagt, nur mit

1591. dem Unterscheide, daß die Zwietracht auf Seiten des Königs durch seine kluge Aufführung gestillt, und hingegen auf Seiten der Ligve mehr und mehr zunahm.

Es herrschte zwischen dem Herzoge von Nemours, und zwischen dem Herzoge von Mayenne, welche von ihrer Mutter her leibliche Brüder waren, eine rasende Eifersucht. Eine nicht geringere herrschte zwischen dem Herzoge von Mayenne, und zwischen dem Herzoge von Lothringen, und eine noch viel größere zwischen dem erstern, und zwischen den Spaniern, die ihm, mit Hülfe der Sechzehner, tausend Hindernisse in Weg legten. Denn wie er sie nicht für seines gleichen halten und leiden wollte; so konnten sie ihn nicht, als ihren Herrn, leiden, und verlangten vor allen Dingen, daß sich die Ligve einen andern an seiner Stelle zum Oberhaupte erwählen sollte.

Auf Seiten des Königs waren auf gleiche Weise drey, bis vier Parteyen. Die erste machten die strengen und halsstarrigen Hugonotten aus, die nicht haben wollten, daß er sagte, als wenn er sich unterrichten lassen wolle, und nicht nur droheten, ihn im Stiche zu lassen, wenn er daran gedächte, sondern ihn auch beständig beobachteten, und an seinem Thun und Lassen beständig etwas zu erinnern fanden. Die andere bestund aus den Catholicken, die Eiferer waren, oder sich also stellten. Diese bemüheten sich, die

Hu-

Hugonotten von ihm zu entfernen, und murr- 1591.
ten, wenn er ihnen entweder Ehrenstellen und Aemter geben wollte, oder sich mit ihnen heimlich unterredete. Die dritte bestund aus den Bedienten und Hofleuten Heinrichs III. denen die Gemüthsart unsers Heinrichs mißfiel, weil er ihnen nicht alles gab, was sie wollten, und sich nicht nach ihrer Willkühr regieren ließ. Diese hielten es mit den Catholischen, ob sie gleich größtentheils Atheisten und Freygeister waren, und verursachten dem Könige viele Unruhe.

Aus diesen beyden letztern Parteyen entstund eine andere, welche man die dritte Partey hieß. Carl, Cardinal von Bourbon, den man so lange, als der alte Cardinal von Bourbon lebte, den Cardinal von Vendome hieß, war das Haupt davon. Dieser eitle und ehrgeizige Prinz hetzte in der Einbildung, die Krone selbst davon zu tragen, wenn sein Vetter davon ausgeschlossen würde, die Catholicken auf, daß sie auf seine Bekehrung dringen sollten. Er glaubte, der König würde sich wegen seines Gewissens, und wegen seiner dazu noch nicht eingerichteten Umstände, dazu nicht entschlüssen können, und er würde ihn folglich durch diesen heimlichen Anschlag zu einem halsstarrigen Ketzer machen, und die Catholicken nöthigen, von unserm Heinriche abzulassen, und hernach ihr Absehen auf ihn zu richten. Dieses war die allergefahrlichste Sache, aus der sich jemals

1591. unser Heinrich heraus wickeln mußte, ob er sich gleich stellte, als wenn er sie verachtete, und ihre Anhänger nur Tiercelets nannte. Diese Partey brach nicht öffentlich aus, und blieb, anstatt sich öffentlich von ihm abzusondern, unter der Larve verborgen, und war daher für ihn desto gefährlicher, brachte aber endlich dieses Gute zu wege, daß sie ihn zwang, sich aufrichtig unterrichten zu lassen, und sich zu bekehren.

So bald ihn die Hugonotten den catholischen Lehrern Gehör geben sahen; so fielen sie auf den Entschluß, um ihn also zu umringen, damit er ihnen nicht entwischen könnte, daß man bey der Königinn Elisabeth, und bey den protestantischen Prinzen in Deutschland um eine starke Hülfe eifrigst anhalten müßte. Sie glaubten ihn durch dieses Mittel in den Stand zu setzen, daß er die Ligve vollends über den Haufen werfen könnte, und folglich einer Bekehrung nicht mehr nöthig haben würde, und nahmen sich vor, ihn unterdessen mit den auswärtigen Truppen beständig umringt zu halten. Die Königinn Elisabeth, die gegen ihre protestantische Religion einen großen Eifer bezeigte, nahm sich auch der Sache dieses Königs sehr an, stund ihm allezeit großmüthig bey, und hielt bey den Prinzen von Deutschland mit Eifer an, solches mit ihr gemeinschaftlich zu thun.

Und zu eben der Zeit trachteten die Hugonotten mit ganzer Gewalt dahin, daß man ihnen

ein

ein Edict wegen ihrer freyen Religionsübung 1591.
geben möchte. Sie drangen so stark darauf, daß man es ihnen auch verleihen mußte, und man schickte es dem in Tours sitzenden Parlemente zur Bestätigung zu. Allein man konnte von dem Parlemente nicht erlangen, daß es dieses Edict anders, als mit diesen Worten, **nur bis auf weitere Verordnung**, bestätigt hätte, indem es wider diese falsche Religion eben eine so große Feindschaft hegte, als gegen die Meutereyen der Ligve.

Um diese Zeit starb der Pabst Sixtus V. der fünf Millionen Gold gesammlet hatte, und im Kirchenschatze hinterließ. Er war der Ligve sehr überdrüßig, und reichte unserm Heinriche, so viel er konnte, die Hände, um ihn zu der Kirche zurück zu rufen, da sich hingegen die Ligve alle mögliche Mühe gab, ihm die Thüre dazu zu versperren, und ihn vom Königreiche auszuschließen. Dem Sixtus folgte Urban VIII. der nicht länger, als dreyzehn Tage, regierte, und den Gregorius XIV. zum Nachfolger hatte. Dieser war sehr eifrig und ganz spanisch gesinnt, und nahm sich der Partey der Ligve mit vielem Eifer an, wie wir bald sehen werden.

Ich übergehe viele Unternehmungen beyder Parteyen mit Stillschweigen. Den Parisern schlug ihre Unternehmung wider St. Denis fehl, wobey der Ritter von Aumale, einer von ihren Häuptern, welchen man den kriechenden Löwen der Ligve nannte, mitten in der Stadt erschla-

1591. gen wurde, da er sich davon schon bald Meister gemacht hatte. Der König that auf seiner Seite einen andern Versuch auf Paris. Man belegte diesen Versuch mit dem Namen der Mehlschlacht, weil unser Heinrich die Stadt bey Gelegenheit, da einiger Vorrath von Mehle dahin gebracht wurde, überrumpeln wollte. Allein der Anschlag wurde entdeckt, und machte, daß der Herzog von Mayenne, wegen des heftigen Schreyens der Sechzehner, 4000. Spanier zur Besatzung einnehmen mußte, welches die Eroberung von Paris länger, als ein Jahr, verzögerte.

Man muß wohl wissen, daß eine Partey, wie die andere, nicht Geld genug hatte, ihre Truppen beständig auf den Beinen zu halten, und sie beyde den Krieg nicht hinter einander, sondern gleichsam nur ruckweise führten. Die Truppen giengen nach Hause, wenn sie drey Monate beysammen gewesen waren, und versammleten sich widerum nach einiger Zeit, und richteten ihre Unternehmungen nach ihrer Stärke, oder nach ihrer Schwäche ein.

Der König brachte seine Truppen wider zusammen, und belagerte die Stadt Chartres, worüber la Bourdaisiere Commendant war. Es lag darinn nur eine schwache Besatzung, und gleichwohl ward die Belagerung lange, gefährlich und blutig. Die Langwierigkeit gab der dritten Partey Gelegenheit, eine Menge der gefähr-

fährlichsten Ränke zu spielen, welche aber durch 1591.
die Einnehmung dieses Platzes einige Zeit unterdrückt wurden. Der König machte den Canzler von Frankreich Chiverni zum Statthalter darüber, welches er vorher gewesen war, ehe sich die Ligve dieser Stadt bemächtigt hatte.

Hierauf folgte der Herzog von Mayenne, welcher sich in einem schlechten Zustande befand, dem Rathe des Herzogs von Parma, und fieng eine neue Friedensunterhandlung an. Allein sie zerschlug sich wider fruchtlos, worauf die lothringischen Prinzen nebst den vornehmsten Häuptern der Ligve in Reims eine allgemeine Versammlung anstellten. Bey dieser wurde beschlossen, daß man sich nothwendig mit Spanien fester verbinden müßte, weil man zusammen dem Könige nicht gewachsen wäre, und man kein Geld nicht hätte. Man schickte deswegen an den König Philippus II. den Präsidenten Janin ab, der, als ein sehr kluger Mann und redlicher Franzos, für die Ligve und für den Herzog von Mayenne arbeitete, und nebst der Religion zugleich den Staat zu retten, und sich zwar wohl der Spanier zu bedienen suchte, doch nicht gesonnen war, ihnen Dienste zu thun, und ihr Wachsthum zu befördern. Man darf unterdessen nicht zweifeln, daß, wie er seine Absichten hatte, sie nicht auch die ihrigen gehabt, und nicht gedacht haben sollten, sich wegen der auf die Ligve verwandten Kosten schadlos zu hal-

1591. ten, und sich mit einem Theile von Frankreich bezahlt zu machen.

Der König in Spanien hatte bey seinem Vorhaben den neuen Pabst Gregorius XIV. zum Helfer und Beystande, der noch geschwinder, und mit größerer Hitze zu fuhr. Dieser fragte weder nach den Briefen, die der Herr von Luxenburg, der hernach Herzog von Pinay ward, im Namen der Prinzen und der catholischen Herren, die es mit dem Könige hielten, an ihn schrieb, noch nach den demüthigen und gehorsamen Vorstellungen etwas, die ihm ihr Abgeordneter in Rom, der Marqvis von Pisany, that, sondern nahm sich der Sache der Ligve sehr eifrig an, unterhielt einen Briefwechsel mit den Sechzehnern, empfieng Briefe von ihnen, und schrieb wider an sie. Ja was noch mehr ist, er verschwendete den ihm vom Sixtus V. hinterlassenen Schatz, und warb davon ein Heer von 12000. Mann an, schickte es unter der Anführung des Grafen Herkules Sfondrats, seines Vetters, der Ligve zu Hülfe, welchen er deswegen zum Herzoge von Montemarcian machte, um ihm durch diesen neuen Titel noch mehr Ansehen zu geben. Er begleitete dieses Heer mit einer Vermahnungsschrift, oder Bulle, in welcher er alle Prälaten, die es mit dem Könige hielten, in den Bann that, und welche er durch seinen Nuntius Marcellin Landrian mit einer großen Summe Geldes nach Frankreich schickte,

daß

daſs er ſolches unter die Sechzehner in Paris, 1591.
und unter die Häupter der Rotten in den groſsen Städten austheilen ſollte.

Das Parlement in Tours lieſs dieſe Bulle, auf die erſte Nachricht, die es davon bekam, durch den Henker verbrennen, und gab eine Verordnung heraus, daſs man den Nuntius in Verhaft nehmen ſollte, wo man könnte. Das Parlement in Paris hingegen erklärte dieſe Verordnung für ungültig, als wenn ſie, wie es ſagte, von ſolchen Leuten wäre gegeben worden, die dazu keine Macht hätten, und befahl dem heiligen Vater und ſeinem Nuntius zu gehorchen.

Mit dieſen Bullen wurde anfänglich wenig ausgerichtet, und der Cardinal von Bourbon ängſtigte ſich vergebens, die damals in Chartres verſammlete Geiſtlichkeit, wider den Ausſpruch des Parlements in Tours aufzubringen. Es richtete auch das Heer des Pabſts nicht viel wichtiges aus, ſondern zerſtreuete ſich faſt ganz, ohne der Ligve groſse Dienſte gethan zu haben.

Dieſes aber geſchah keineswegs von den Truppen, die der König durch den Vicomte von Turenne in Deutſchland hatte anwerben laſſen, und die dem Könige ſehr wichtige Dienſte thaten, und ihm anſehnliche Vortheile erfochten. Der König belohnte daher dieſen Herrn mit dem Marſchallſtabe, um ihn in den Stand zu ſetzen, die Charlotte von der Mark, Herzoginn von Bouillon, und freye Beſitzerinn von Sedan

hei-

1591. heirathen zu können, um welche sich der Herzog von Lothringen für seinen ältesten Prinzen, den Marqvis von Pont mit Liebe und Gewalt sehr beworben hatte, ob sie gleich eine Hugonottinn war. Der König stiftete diese Heirath, um dem Herzoge von Lothringen, welcher die Ligve unterstützen half, jemanden entgegen zu stellen, der ihm die Spitze bieten könnte, und der neue Marschall kam auch diesem sehr genau nach, und nahm unter andern herrlichen Unternehmungen die Nacht vor seinem Beylager die Stadt Stenay ein.

Im Delphinat hatte der König einen andern großen Feldherrn, nämlich den Lesdiguieres, welcher ihm, nach der Eroberung der Stadt Grenoble, dieses Land nebst der Provence behauptete, die der Herzog von Savoyen an sich zu bringen, und von Frankreich abzureißen suchte. Dieser Herzog war des Philippus II. Königs in Spanien Eidam, und die Macht seines Schwiegervaters flößte ihm so viel Muth und Ehrgeiz ein, daß er die Liebe und Neigung vergaß, die seine Vorfahren fast beständig gegen Frankreich gehabt, als welche es sich für eine große Ehre gehalten hatten, von unsern Königen Gnadengelder anzunehmen. Allein die Aufführung und Herzhaftigkeit des Lesdiguieres machten vornehmlich durch die Schlachten bey Esparon-de-Palieres und bey Pont-charra alle hohe Anschläge desselben zu schanden, als durch wel-

welche dieser Herzog in eben so vielen Schaden, 1591.
als Bestürzung gesetzt wurde.

Um diese Zeit regte sich in unserm Heinriche die Neigung zu der schönen Gabrielle von Estrees, die aus einem sehr vornehmen und adelichen Hause war. Diese Neigung wuchs und gieng nach und nach so weit, daß sie, so lange sie lebte, den vornehmsten Platz in seinem Herzen behielt, und er auch, nach dem sie drey bis vier Kinder gebohren hatte, entschlossen war, sich mit ihr zu vermählen, ob er es gleich nicht ohne große Hindernisse und viele Gefahr hätte thun können. Er machte den Grafen von Estrees, den Vater dieser Schönen, zum Statthalter über die Stadt Noyon, deren er sich damals bemächtigte, und verlieh ihm kurz darauf die Stelle eines Großmeisters über die Artillerie, die Johann von Estrees 1550. schon gehabt hatte.

Er hatte aber nach der Belagerung von Noyon kaum ein wenig ausgeruhet, als er von der Flucht des Herzog von Gvise Nachricht bekam, welcher nach vielen andern Versuchen am hellen Mittage aus dem Schlosse in Tours entflohen war, wo er seit dem Tode seines Vaters gefangen gesessen hatte. Diese Zeitung rührte den König anfänglich eben so sehr, als sie ihn in Bestürzung setzte. Denn der große Name Gvise, der ihm so viel Mühe gemacht hatte, war ihm furchtbar. Er befürchtete, es möchte dieser junge Prinz die Liebe des Volks wider gewinnen,

wel-

1591. welche sein Vater in einem so hohen Grade besessen hatte; und bedaurete den Verlust eines Pfandes, welches ihm zu vielen Dingen dienen konnte. Es verminderte sich aber seine Furcht wider, als er der Sache ein wenig nachgedacht hatte, daß er sich auch gegen diejenigen, die um ihn waren, vernehmen ließ, als wenn er mehr Ursache hätte, sich darüber zu freuen, als zu betrüben, weil sich der Herzog von Gvise entweder zu ihm schlagen, in welchem Falle er ihn, als seinen Anverwandten halten wollte, oder sich in die Hände der Ligve werfen, und es alsdenn unmöglich seyn würde, daß der Herzog von Mayenne und er lange beysammen seyn könnten, ohne sich mit einander zu vereinigen, und Feinde zu werden.

Diese Weißagung traf richtig ein. Als der Herzog von Mayenne sahe, daß die ganze Ligve wegen dieser Zeitung Freudenfeste anstellte, die großen Städte Freudenfeuer anzündeten, der Pabst ein öffentliches Dankfest feirete, und sich die Sechzehner die Hofnung machten, in diesem Prinzen den Schutz und die Eigenschaften seines Vaters, den sie recht abgöttisch verehrt hatten, wider leben zu sehen, als der Herzog von Mayenne, sage ich, alles dieses sah; so wurde er von einer so starken Eifersucht eingenommen, daß er ihm zwar einiges Geld schickte, und ihn um eine Zusammenkunft bitten ließ, doch ihn nicht für eine neue Hülfe, sondern vielmehr für

eine

eine Gelegenheit zu seiner Unruhe, und zu sei- 1591.
nem Verdrusse ansahe.

Und in der That verband sich dieser junge Prinz alsobald mit den Sechzehnern sehr genau, und versprach, ihre Beschützung über sich zunehmen. Diese ward durch dieses Versprechen, und durch die Unterstützung der Spanier so kühn, daß sie sich, um den Herzog von Mayenne zu stürzen, entschlossen, ihn wegen seiner Aufführung bey dem Volke ohne Unterlaß zu verleumden. Es sollen so gar einige unter ihnen gewesen seyn, die an den König von Spanien geschrieben, sich in seine Arme geworfen, und ihn gebeten haben, ihnen aus seinem Geschlechte einen König zu geben, wenn er nicht selbst über sie herrschen wollte, oder für seine Prinzeßinn einen Eidam zu erwählen, dem sie allen Gehorsam und alle Treue erweisen würden. Sie haben sich über dieses beredet, für die Ligve eine neue Eidsformel abzufassen, welche die Prinzen vom Geblüte ausschlösse, um die Verdächtigen, die eine ihren Gesinnungen so widrige Sache nicht beschwören wollten, zu nöthigen, daß sie sich aus der Stadt wegbegeben, und ihre Güter im Stiche lassen müßten. Durch diesen Kunstgriff verjagten sie viele Personen, und unter andern den Cardinal von Gondy, und Bischoff von Paris, dem sie gehäßig waren, weil er sich mit einigen Pfarren in der Stadt auf ei-

ne

1591. ne kluge Weise bemühet hatte, dem Könige die Gunst der Einwohner zu gewinnen.

Es fehlte ihnen nichts mehr, als daß sie sich auch das Parlement vom Halse schaften, welches auf sie Tag und Nacht ein wachsames Aug hatte, und ihre Unternehmungen hemmte. Sie hatten auf die Verdammung eines gewissen Brigards gedrungen, den sie eines mit den Anhängern des Königs unterhaltenen Briefswechsels beschuldigten, und wurden so sehr erbittert, als ihn das Parlement losprach, daß sich die hitzigsten zusammenrotteten, ihre Anhänger eigenmächtiger Weise bewafneten, und sich des Präsidenten Brissons nebst den beyden Räthen, de Larcher und de Tardif zu bemächtigen suchten. Sie schleppten diese Männer ins Gefängniß, wo einer aus ihnen kurzen Proceß machte, und das Todesurtheil über sie aussprach, vermöge dessen alle dreye an einem Fenster der Kammer gehenkt und den Morgen drauf auf den Gerichtsplatz geschleppet wurden, damit das Volk dadurch zu ihren Besten möchte in Harnisch gebracht werden. Allein der größte Theil davon hatte an einem so verdammlichen Eingriffe in die Rechte der Majestät einen Abscheu, und selbst die eifrigsten von dieser Partey verstummten, und wußten nicht, ob sie solches Verfahren billigen, oder mißbilligen sollten.

Ja es fanden sich unter den Sechzehnern einige, die so frech und verwegen waren, daß sie noch

noch weiter gehen wollten. Sie sagten, man 1591.
müßte das Trauerspiel vollkommen machen, und sich den Herzog von Mayenne, der sich damals in Laon aufhielt, vom Halse schaffen, wenn er sich der Stadt näherte, worauf man sich der Stadt bemeistern, ein Haupt, das ihnen zu Gebote stünde, erwählen, den durch diesen Herzog abgeschaften Rath der Vierziger wider einsetzen, und sich um die Vereinigung der großen Städte bewerben könnte. Es ist wahrscheinlich, wenn sie die Bastille, über die Bußy Commendant war, ferner den gemeinen Pöbel und die spanische Besatzung auf ihrer Seite gehabt hätten, daß sie sich von Paris hätten Meister machen, und sich darauf, nach ihrer Willkühr, entweder mit dem Könige, oder mit dem Herzoge von Gvise, oder mit den Spaniern in eine Unterhandlung einlassen können. Allein es fehlte ihnen an einer Entschließung. Der Herzog von Mayenne, der zween Tage bey sich angestanden hatte, ob er nach Paris gehen sollte, oder nicht, aus Furcht, sie möchten vor ihm die Thore zuschließen, kam unterdessen mit einiger Mannschaft dahin, und faßte den Schluß, weil er sah, daß sich das Parlament nicht getrauete, diesen Leuten den Proceß zu machen, sie selbst abzustrafen, es möcht kosten, was es wollte, und verdammte in seinem Cabinette, und ohne viele Umstände, neune davon zum Tode. Man konnte nicht mehr, als viere davon erhaschen, die er

1591. in dem Louvre henken ließ; die fünf übrigen flüchteten nach Flandern. Der merkwürdigste von diesen fünfen war Bußy-le-Clerc, welcher war gezwungen worden, den Leuten des Herzogs die Bastille zu übergeben. Man hat diesen Bußy-le-Clerc in Brüssel in seinem Elende schmachten, und seinen Haß wider die Franzosen bis an sein Lebensende erhalten sehen, welches kurz vor der letzten Kriegserklärung beyder Kronen erfolgt ist.

Der Herzog setzte, als dieser erschreckliche Streich die Partey der Sechzehner ganz gedemüthigt hatte, vier Präsidenten beym Parlemente, bey welchem zeither kein einziger gewesen war, indem der einzige Brisson zurück geblieben war, und sich die andern nach Tours begeben hatten. Allein er gab deutlich zu erkennen, daß er sich auf seinen Nutzen nicht verstund. Denn, nach meiner Einsicht, kann das Parlement und der Adel unmöglich lange vom Könige abgesondert bleiben, und die Macht einer solchen Partey, die dem Könige zuwider ist, kann nicht anders bestehen, als wenn sie entweder durch das Volk, oder durch die Soldaten unterstützet wird.

1592. Der König gieng darauf mit den Hülfsvölkern, die er aus Engelland und von den Protestanten aus Deutschland erhielte, vor Rouen, und belagerte es. Diese Belagerung war eine der allermerkwürdigsten, und Villars, ein Edelmann aus der Provence, der daselbst Statthalter

ter war, verrichtete dabey Wunderdinge. Der 1592.
Herzog von Parma eilte, ihm zu Hülfe zu kommen, und war deswegen zu dem Herzoge von Mayenne gestossen; Villars hingegen befürchtete, man möchte ihm entweder nicht zu rechter Zeit zu Hülfe kommen, oder es möchte ihm der Herzog von Mayenne, wenn er mit einer starken Mannschaft in die Stadt käme, die Statthalterschaft nehmen, und that deswegen sein möglichstes, um sich selbst zu helfen, und jagte bey einem Ausfall, den man eine Schlacht nennen könnte, die Belagerer sehr weit von der Stadt weg. Die beyden Herzoge zogen sich darauf zurück, als sie sahen, daß Villars nicht mehr in Gefahr war, und der Herzog von Parma rückte mit seinen Truppen in die Gegenden von Rüe in Ponthieu. Allein zween Monate drauf sah sich Villars gezwungen, weil es ihm an Lebensmitteln fehlte, und die Bürger ihren Muth sinken ließen, ihnen zu schreiben, daß sie ihm eilends zu Hülfe kommen möchten. Die beyden Herzoge brachten, auf eine so geschwinde Nachricht, ihre Truppen in einem Tage zusammen, setzten wider über die Somme, zogen ohne ihr Kriegsgeräth fort, und legten in vier Tagen einen Weg von mehr, als dreyßig Meilen zurück, ob sie gleich unterwegs über vier Flüsse zu setzen hatten.

Sie stellten sich eine Meile von Rouen, in einem Thale an der Seite von Dernetal, in

1592. Schlachtordnung. Der König der nach Dieppe gegangen war, fand bey seiner Zurückkunft sein Heer zu schwach und zu verzagt, als daß er beyden Feinden, denen in der Stadt, und denen von außen, hätte die Spitze bieten können, und hob daher, mit seinem größten Verdrusse, die Belagerung auf, erwartete sie eine Meile davon zwölf Stunden lang in Schlachtordnung, und zog sich darauf nach Pont de l' Arche. Man hält dafür, daß er eine Schlacht schwerlich würde haben vermeiden können, und sie verliehren müssen, wenn sie ihm nachgesetzt hätten. Allein der Herzog von Mayenne drang, entweder aus Eifersucht gegen den Herzog von Parma, oder aus Eigensinne, mit ganzer Gewalt darauf, daß man Caudebec einnehmen müßte, um die Seine frey zu machen, und Lebensmittel nach Rouen zu bringen. Der Herzog von Parma mußte seiner Meynung beytreten, worauf sie Caudebec in vier und zwanzig Stunden einnahmen. Es wurde aber nicht allein der Herzog von Parma dabey durch einen Musketenschuß am Arme verwundet, sondern es fiel auch der Herzog von Mayenne einige Tage darauf in eine Krankheit, daß also die beyden Feldherren auf einmal das Bette hüten mußten.

Unterdessen wurde das Heer des Königs in fünf bis sechs Tagen durch 3000. Mann zu Pferde, und 6000. Fußknechte verstärkt, die ihm von den benachbarten Provinzen zu Hülfe eilten, daß er beynahe 5000. Mann stärker war,

war, als die Feinde. Hierauf wandte sich das Blatt. Er suchte sie auf, schloß sie bey Yvetot ein, und schnitt ihnen die Lebensmittel ab, daß sie genöthiget wurden, in der Nacht aufzubrechen, und sich nahe bey Caudebec zu setzen. Der Marschall von Biron hob den beyden Feldherren, die noch bettlägerig, und deren Truppen sehr bestürzt waren, einen Theil davon auf, und warf darauf ihre leichte Reiterey über den Haufen. Das königliche Fußvolk machte sich zu eben der Zeit fertig, auf das wallonische Fußvolk loszugehen, welches sich ohne Zweifel in der Bestürzung, darinn es sich damals befand, auf Gnade und Ungnade würde ergeben haben, wenn nicht Biron hätte zum Abzuge blasen lassen, und zwar, wie er sagte, aus Furcht, sein Fußvolk möchte zwischen zween Feinde kommen. Er soll aber, wie man glaubt, dieses nur gethan haben, um einen Krieg nicht zu endigen, in welchem er das meiste zu befehlen hatte. Folgendes kann zu einem großen Beweise davon dienen. Der Baron Biron, sein Sohn, der hernach auch Marschall ward, verlangte einsmals von seinem Vater 500. Reiter, und eben so viel Büchsenschützen, die sich hinten aufsetzen sollten, um damit den Herzog von Mayenne zu umringen, dem er leichtlich beykommen konnte. Der Vater aber warf einen zornigen Blick auf ihn, ob er gleich sahe, daß diese Unternehmung ohnfehlbar glücklich aus- 1592.

1592. schlagen würde, fluchte und sagte zu ihm: **Dummer Narr, willst du uns nach Biron schicken, daß wir daselbst Kohl pflanzen sollen?**

„Hieraus kann man sehen, woher es kommt, „daß die Kriege so lange dauren, nämlich daher, „weil den Feldherren daran liegt, sie zu verzögern, und sie dabey ihren Vortheil finden, „eben wie die Sachwalter ihren Vortheil dabey „finden, wenn sie die Rechtshändel in die Länge spielen.

Einige Tage hernach übersann der Herzog von Parma, der nunmehr das Bett widerum verlassen hatte, alle Kunstgriffe und Kriegsränke, die er durch eine lange Erfahrung, und ein tiefes Nachdenken erlernet hatte, um sich aus einer so großen Gefahr herauszuziehen. Er fand kein anderes Mittel, als über die Seine zu gehen, und sich in der größten Eil gegen Paris zu ziehen, und ließ zu dem Ende an beyden Ufern der Seine zwo Schanzen mit Redouten, die einander gegenüber stunden, und den Fluß bestrichen, nebst einigen großen Außenwerken machen, die gegen das Heer des Königs giengen. Mit Hülfe dieser Schanzen, ließ er in einer stockfinstern Nacht Kriegsgeräth, Reiterey, Fußvolk und Geschütz vermittelst einiger Brücken und Fahrzeuge, die er von Rouen hatte hinab kommen lassen, hinüber setzen, ohne daß ihn der König, der in der That zu spät davon Nachricht bekam, hätte daran verhindern können.

nen. Er nahm darauf, so bald er nur hinüber 1592.
war, seinen Weg durch die Ebenen von Neufbourg, und zog so eilends fort, daß er in vier Tagen bey der Brücke von Charenton ankam, indem er, wie er hernach selbst sagte, nicht eher sanft schlafen konnte, bis er sich in Brie befand. Hierauf führte er, mit vielen Ehren überhäuft, seine Truppen in die Niederlande zurück, indem er nicht allein einen großen König nunmehr zum andernmale, und wider alles Vermuthen genöthigt, eine Belagerung aufzuheben, sondern auch dessen Wachsamkeit und Sorgfalt betrogen, und vor desselben Augen über einen großen Fluß, oder vielmehr über einen Arm vom Meere gesetzet hatte, ohne daß man ihn hatte angreifen können.

Dieses war eine so schöne That, daß sie unser Heinrich selbst bewundern mußte, und sie für weit rühmlicher hielt, als zwo Siege, indem er erkannte, das ein großer Feldherr nicht so wohl ein Meisterstück verrichtet, wenn er ficht und siegt, als vielmehr, wenn er dasjenige ausführt, was er unternommen hat, ohne eine Schlacht zu wagen.

Ich muß nicht vergessen, daß der König dem Herzoge von Parma, als dieser der Stadt Rouen das erstemal zu Hülfe gekommen, mit einem Theile seiner Völker bis Aumale entgegen gegangen ist, um ihm theils den Uebergang über den kleinen Fluß, der daselbst vorbey fließt,

1592. streitig zu machen, theils von den Feinden Kundschaft einzuziehen, und nur mit vierhundert bis fünfhundert Büchsenschützen auf ein ganzes feindliches Heer zween bis drey Angriffe gethan, und es eine lange Zeit aufgehalten hat. Der Herzog von Parma glaubte nicht, daß sich der König dabey befände, und dieser an einem so gefährlichen Orte und mit so weniger Mannschaft seine Person wagen sollte, und ließ, so bald er nur erfuhr, daß der König selbst dabey wäre, durch alle seine Carabiner, die von der leichten Reiterey unterstützet wurden, die Feinde angreifen. Der König, welcher sah, daß seine Mannschaft ins Gedränge kam, und nicht Widerstand thun konnte, that noch zween muthige Angriffe, binnen welchen man den größten Theil des Geräths aus dem Dorfe herauszog. Allein die ganze Reiterey des Herzogs kam dazu, daher der König dabey viel Volk einbüßte, und selbst Gefahr lief, entweder getödtet, oder zu einen Kriegsgefangenen gemacht zu werden. Gott ließ es zu, daß er durch einen Pistolenschuß in den Lenden verwundet wurde, welche Wunde würde tödtlich gewesen seyn, wenn die Kugel mehr Kraft gehabt hätte. Diese aber war so schwach, daß sie ihm nur durch das Kleid und Hemde gieng, und ihm nur die Haut aufritzte. Seine Tapferkeit sowohl, als sein Glück setzten ihn endlich in den Stand sich aus einer so großen Gefahr heraus zu ziehen, und nach diesem Verluste seine Per-

son

son, und den überbliebenen Theil seiner Mann- 1592.
schaft in Sicherheit zu bringen.

Selbst der Herzog von Parma bewunderte diese That, lobte aber mehr die Herzhaftigkeit, die unser Heinrich dabey bewiesen hatte, als desselben Klugheit. Denn er gab, als ihn der König fragen ließ, was er von diesem Rückzuge hielte, zur Antwort: **Er ist in der That sehr schön, aber ich für meine Person würde mich niemals an einen Ort wagen, von welchem ich mich widerum zurück ziehen müßte.** Dieses war stillschweigend so viel gesagt, daß sich Prinzen und Feldherren besser schonen müssen. Es kamen auch gegen den Abend alle seine redliche Diener zu ihm, und baten ihn, seiner Person mehr zu schonen, als auf welche die Wohlfarth Frankreichs ankomme. Ja auch die Königinn von Engelland, seine getreueste Freundinn, bat ihn in ihren Briefen, mehr auf seine Erhaltung bedacht zu seyn, und sich zum wenigsten in den Schranken eines großen Feldherrn zu halten, welcher nicht eher, als in der größten Noth, handgemein werden soll.

Der größte Theil des königlichen Heers gieng, nach aufgehobener Belagerung, von Rouen nach Champagne, um dem Herzoge von Parma nachzusetzen, und belagerte und eroberte darauf die Stadt Espernay. Der Marschall von Biron wurde dabey durch eine Falkonetkugel getödtet, die ihm, als er den Platz besichtigte, den Kopf

1592. wegschlug. Sein ältester Sohn, den man damals den Baron von Biron nannte, und der eben ein so großer Kriegsheld, als sein Vater, und beym Könige sehr beliebt war, und bald darauf zum Marschalle von Frankreich gemacht worden, hat seinen Kopf nicht auf eine so rühmliche Weise verlohren, als sein Vater, wie wir unten sehen werden.

Der Herzog von Mayenne, und der Herzog von Parma giengen über einander mißvergnügt auseinander, und es war daher nicht schwer, die Friedensunterhandlungen zwischen dem erstern, und den Anhängern des Königs vom neuen anzufangen. Die Sache aber war noch nicht reif. Man streuete dabey nur den Saamen aus, der einige Zeit darauf seine Früchte brachte. Denn der König versprach sich in sechs Monaten auf eine solche Weise unterrichten zu lassen, die seiner Hoheit, und seinem Gewissen keine Gewalt thäte. Er verstatte auch den catholischen Herren von seiner Partey, einige aus ihren Mittel nach Rom abzuschicken, und dem Pabste seine Entschlüssung zu melden, ihn zu bitten, sein Ansehen dabey anzuwenden, und zu benachrichtigen, daß man unterdessen an einem Frieden arbeiten würde.

Der Herzog von Mayenne und seine Anhänger verlangten so vortheilhafte Bedingungen, die sehr wehe thaten, und viele Dinge machten, die Wahrheit zu sagen, bey den damaligen Umständen unserm Heinrich mancherley Unruhe. Den mei-

meisten Kummer machte ihm, daß der Herzog von Mayenne wegen des beständigen Anhaltens des Pabsts und des Königs in Spanien, wegen der Vorstellungen der großen Städte, die es mit ihm hielten, und wegen seiner eigenen schlimmen Umstände die allgemeinen Stände nach Paris berufen hatte, um zu der Ernennung eines Königs zu schreiten. 1592.

Diese Ernennung würde der gewisse Untergang von Frankreich gewesen seyn, und vielleicht unsern Heinrich des Throns gänzlich beraubt haben. Denn wahrscheinlicher Weise würde jeder catholische Potentat in der Christenheit denjenigen, den die Stände erwählt hätten, für den König erkannt, die Geistlichkeit eben dieses gethan, und der Adel und das Volk, die es nur deswegen mit unserm Heinriche hielten, weil er den Titel eines Königs führte, sich kein Gewissen daraus gemacht haben, ihn mit demjenigen zu vertauschen, dem die Stände den königlichen Titel beygelegt hätten.

Er faßte daher, um diesen tödtlichen Streich abzuwenden, den weisen Entschluß, den Vorschlag zu thun, daß sich die Herren von seiner Partey mit den vermeynten Ständen in eine Unterredung einlassen sollten. Der Herzog von Mayenne war mit diesem Vorschlage sehr wohl zu frieden, weil er des Königs in Spanien Wunsch und Absicht sahe, daß sich derjenige, der zum Könige würde erwählt werden, mit seiner

1592. ner Prinzeßinn, Isabella Clara Eugenia, vermählen sollte, und also die Wahl auf ihn nicht fallen würde, weil er sich schon verheirathet und Kinder gezeugt hatte. Allein er hetzete auch, aus Furcht, man möchte unsern Heinrich nach und nach für den König erkennen, einige Geistliche unter der Hand auf, öffentlich zu sagen, als wenn diese Unterredung mit einem Ketzer etwas unerlaubtes wäre, und wirkte durch dieses Gerücht einen Schluß der Stände aus, daß man sich mit ihm, weder mittelbar, noch unmittelbar, wegen seiner Entsetzung, oder wegen der Lehre seines Glaubens unterreden, sondern sich nur mit den Catholicken, die es mit ihm hielten, wegen der Erhaltung der Religion und der öffentlichen Sicherheit bereden würde.

Der päbstliche Abgesandte, welcher wohl merkte, wohin dieses abzielte, und sein möglichstes that, daß diese Berathschlagung nicht zur Wirklichkeit käme, wurde endlich gezwungen, dazu die Hände zu bieten. Die Unterredung nahm ihren Anfang und die Abgeordneten von beyden Seiten kamen nahe bey Paris, in dem Dorfe Surene zusammen.

Die Stände waren seit dem Monate Jenner
1593. 1593. beysammen, und hielten in dem obern Saale des Louvre ihre Zusammenkünfte. Es fand sich dabey wenig Adel, eine große Zahl von Prälaten, und eine ziemliche Menge der Abgeordneten des Bürgerstandes ein,

der

die aber meistentheils entweder des Herzogs von 1593.
Mayenne Creaturen waren, oder vom Könige in Spanien besoldet wurden. Dieser Prinz, der die Krone für seine Prinzeßinn zu haben wünschte, es möchte ihm kosten, was es wolle, hatte den Schluß gefaßt, ein mächtiges Heer nach Frankreich zu schicken, welches die Stände zu einer schleunigen Entschließung bringen sollte. Allein der unvergleichliche Herzog von Parma war zum guten Glücke unsers Heinrichs gestorben, und der König in Spanien hatte in den Niederlanden keine Feldherren, die zu grossen Unternehmungen wären fähig gewesen. Der Graf von Mansfeld hatte Befehl, seine Truppen dahin zu führen, und nahm mit dem Herzoge von Mayenne, der ihm entgegen gieng, Noyon ein, und dieses war alles, was sie thaten. Ihre Truppen zerstreueten sich darauf, und wurden so schwach, daß sie sich nicht getraueten, weiter fortzurücken und nach Flandern zurück kehrten, wo ihnen der Prinz Moritz von Nassau viel zu schaffen machte.

Während der Belagerung von Noyon hatte der junge Biron, dem der König kurz vorher die vom Herzoge von Espernon gegen die Statthalterschaft über die Provence abgetretene Stelle eines Admirals verliehen hatte, die Stadt Selles in Berry belagert, um der Stadt Tours diesen Dorn aus dem Wege zu räumen. Der König hatte den Biron, den dieses Nest lange Zeit auf-

1593. aufhielt, zurück gerufen, um der Stadt Noyon zu Hülfe zu kommen. Allein Biron hatte sich nicht getrauet, dieses zu unternehmen. Diese kleine Unglücksfälle machten das Herz seiner Feinde übermüthig, seine Anhänger kaltsinnig, und die unruhigen Köpfe verwegen. Die dritte Partey, die sich zeither verborgen gehalten hatte, fieng nunmehr an, sich zu regen, und es lief so gar das Gerücht, als wenn sich einige Catholicken verschworen hätten, und sich der Person des Königs, unter dem Vorwande, ihn den Hugonotten aus den Händen zu reißen, in Mantes bemächtigen, und ihn mit Gewalt in die Messe führen wollten. Der König wurde darüber so bestürzt, oder stellte sich so bestürzt an, daß er sich alsobald von dar wegbegab, um seine wahren Freunde zusammen zu bringen, und die englischen Truppen in die Vorstadt von Limay einrücken ließ.

Zu eben der Zeit kam der Herzog von Feria in Paris an, den der König von Spanien an die allgemeinen Stände als Abgesandten schickte. Dieser überreichte ihnen ein höfliches Schreiben von seinen Herrn, und hielt an sie eine schöne Rede, in welcher er sie vermahnte, ohne Verzug einen König zu wählen, und ihnen alle Hülfe an Mannschaft und Gelde anbot. Der König in Spanien wünschte in der That eifrigst, daß man einen König wählen möchte, weil er ihm, wie wir gesaget haben, seine Prinzeßinn

zeßinn Isabella, die er einzig und allein liebte, 1593.
zur Gemahlinn geben wollte.

Es war daher hohe Zeit, daß sich unser Heinrich entschloß, frey zu sagen, ob er bey seiner Religion steif und fest verharren wollte, in welchem Falle er sich zu einem Kriege entschließen mußte, von dem er vielleicht das Ende nicht gesehen hätte, oder ob er gesonnen wäre, in den Schoos der catholischen Kirche zurück zu kehren.

Die spanisch gesinnten Ligvisten fürchteten sich vor dieser Bekehrung, die ihnen allen Vorwand genommen hätte; die aufrichtigen Catholicken wünschten sie eifrig, und stunden nur in Furcht, er möchte sich nur zum Scheine bekehren; die strengen Hugonotten gaben sich alle Mühe, ihn davon abzuziehen, so gar, daß sie ihm auch mit den göttlichen Gerichten droheten, wenn er, wie sie sagten, die evangelische Wahrheit verlassen würde. Allein die Staatsklugen von beyden Religionen riethen ihm alle, seine Bekehrung nicht länger aufzuschieben. Sie sagten zu ihm, unter allen Canonen wären die von der Messe die besten, die Städte seines Reichs unter seinen Gehorsam zu bringen. Sie baten ihn demüthigst, sich derselben zu bedienen, und fügten zu ihren Bitten die Drohung hinzu, daß sie ihn verlassen und nach Hause gehen würden, weil sie überdrüßig wären, sich ihm, wegen des Eigensinns und der Halsstarrigkeit einiger Prediger, gänzlich aufzuopfern, die ihn verhinder-

ten,

nete, daß man dem Herzoge von Mayenne Vor- 1593.
stellung thun sollte, über die Grundgesetze des Staats zu halten, und zu verhindern, damit nicht die Krone, deren Beschützung man ihm anvertrauet hätte, einem Fremden zu Theile werden möchte. Ja es erklärte auch alle schon geschehene und zukünftige Schlüsse für ungültig, die dem Grundgesetze des Staats zuwider wären.

Man argwohnte, als wenn diese Verordnung aus einem geheimen Verständnisse mit dem Herzoge von Mayenne wäre gegeben worden. Allein Villeroy, der größte Staatsmann unter dieser Regierung, giebt allen Gliedern des Parlements das Zeugniß, daß es diesen Schluß von sich selbst abgefaßt hat: Sie haben, sagte er, keine andere Bewegungsgründe, als die Ehre und ihre Pflicht, wie Leute, die lieber ihr Leben verliehren, als ihre Ehre und Pflicht vergessen und durch die Finger sehen wollen, wenn man die Reichsgesetze über den Haufen wirft, deren Beschützung und Behauptung ihnen wegen ihrer Pflicht, und wegen ihres Eids obliegt, den sie bey ihrer Aufnahme leisten. Diese Worte sind sehr merkwürdig.

Diese standhafte Verordnung machte den redlichen Franzosen, die sich in Paris und unter den Ständen befanden, widerum ein Herz, und die Eroberung von Dreux, dessen sich das königliche Heer zu eben der Zeit mit Gewalt bemächtig-

und eben deswegen schloß er, ohne viel nach dem 1593.
Widerspruche des päbstlichen Gesandten und der Spanier zu fragen, mit dem Könige einen Stillstand.

Währendem Stillstande kam der König nach St. Denis, wohin sich auch viele Prälaten und Gottesgelehrte begaben, von denen er sich hatte unterrichten lassen. Ein gewisser Geschichtschreiber erzählet, daß der König unter den Lehrern beyder Kirchen eine Unterredung angestellet, und einem hugonottischen Prediger, welcher zugestanden hat, daß man auch in der catholischen Religion selig werden könne, in die Rede gefallen ist, und zu ihm gesagt hat: **Was, gebt ihr zu, daß man in der Religion dieser Herren selig werden kann?** Der Geistliche hat darauf geantwortet, er zweifle nicht daran, wenn man nur fromm lebe, worauf sich der König sehr klüglich hat vernehmen lassen: **Die Klugheit will es also haben, daß ich mich zu ihrer, und nicht zu euerer Religion bekenne, weil ich, wenn ich mich zu ihrer Religion bekenne, nach ihrer und euerer Meynung, und hingegen, wenn ich mich zu der euerigen bekenne, nur nach euerer, nicht aber nach ihrer Meynung selig werde. Die Klugheit verlangt, daß ich den sichern Weg gehe.** Er schwor also, nachdem er sich lange hatte unterrichten, und sich alle seine Zweifel weitläuftig erklären lassen, seinen Irr-

1593. thum ab, und that sein catholisches Glaubensbekänntniß, worauf ihm Renald von Beaune Erzbischoff von Bourges, im Monat Julius in der Abteykirche zu St. Denis die Absolution ertheilte.

Eben denselben Abend sah man die ganze Gegend von Paris bis nach Pontoise durch die vielen Freudenfeuer erleuchtet, und die große Menge der Einwohner in Paris, welche nach St. Denis gelaufen waren, um diese Ceremonie mit anzusehen, brachten dahin eine völlige Zufriedenheit mit sich zurück, und erfüllten die ganze Stadt mit Hochachtung und Liebe gegen den König, daß man ihn nicht mehr den Bearner, wie zuvor, sondern schlechterdings den König nannte.

Die Stände von Paris blieben darauf nicht lange mehr beysammen. Der Herzog von Mayenne ließ die Abgeordneten wider auseinander gehen, welche meistentheils mißvergnügt nach ihren Provinzen zurück kehrten, wo sie nicht wenig dazu beytrugen, daß sich die Provinzen wider unter den Gehorsam ihres rechtmäßigen Oberherrn begaben.

Der Ligve blieb nunmehr kein Vorwand mehr übrig, als daß der König von dem H. Vater die Absolution noch nicht erhalten hätte, und er sich noch nicht in dem Schooße der Kirche befände, gleichsam, als wenn sie ihn nicht eher für ihren König erkennen könnten, als bis er durch die große Thüre in die Kirche eingegangen wäre. Er hatte den Herzog von Nevers nach Rom geschi-

schicket, diese Sache bey dem Pabste zu Stande zu bringen, welcher darüber sehr zornig war, daß sich die Prälaten von Frankreich unterfangen hätten, ihm die Absolution zu geben, die sie ihm doch nur vorläufig, und bis auf weitere Verordnung (ad cautelam) gegeben hatten. Denn er sagte, ihm allein käme das Recht zu, die Rückfälligen wider aufzunehmen, weil er die unumschränkte Gewalt hätte, zu binden und wider zu lösen. Dieses war die Ursache, daß er sich so hart erwies, und nicht eher bewogen werden konnte, als bis er die Partey der Ligve g nzl ch geschwächt sahe.

So bald die Lebensart und Thaten des Kö- 1594.
nigs zu erkennen gaben, daß seine Bekehrung ohne Verstellung war, so wurde, also zu reden, der Grund der Ligve, die nunmehr gar keinen gültigen Vorwand hatte, untergraben, daß sie gegen das Ende dieses Jahres über den Haufen fiel, und nicht mehr, als etliche wenige Plätze an den äußersten Gränzen des Königreichs behielt, weil die andern Häupter für den Herzog von Mayenne das äußerste nicht abwarten wollten. Dieser Prinz war sehr unschlüßig, und wußte nicht, was er thun sollte, theils wegen seiner natürlichen Langsamkeit, theils wegen des Verdrusses, auf die unumschränkte Gewalt, die er in Händen hatte, verzicht zu thun, theils auch aus Furcht, er möchte bey dem Könige keine Sicherheit finden können.

1594. Unterdessen übergab Vitry, welcher der erste zu seyn wünschte, der sich unterwürfe, so, wie er der erste gewesen war, der sich abgesondert hatte, dem Könige die Stadt Meaux, dessen Beyspiele der Graf von Caeces folgte, der die Stadt Aix in der Provence übergab. Lyon unterwarf sich selbst, woran der Herzog von Mayenne einigermaßen Ursache war, weil er sich von dieser Stadt Meister machen, und sie dem Herzoge von Nemours, der von der Mutter her sein leiblicher Bruder, und sich in diesem Lande ein kleines unumschränktes Reich aufzurichten, gesonnen war, aus den Händen reißen wollte. Er hatte, um sein Vorhaben auszuführen, durch heimliche Ränke die Bürger wider diesen jungen Prinzen aufgehetzet, daß sie sich desselben bemächtigt, und ihn ins Schloß Pierre-Enciſe gefangen gesetzet hatten. Allein es fand sich, daß er damit mehr für den König, als für sich selbst gearbeitet hatte, weil sich die Bürger, die den Herzog von Nemours gefangen genommen hatten, aus Furcht, die beyden Brüder möchten sich wider mit einander vereinigen, mit dem Obersten Alphonsus von Ornane, welcher des Königs Generallieutenant im Delphinat war, in eine heimliche Unterhandlung einließen, alle Straßen versperrten, sich weiße Feldzeichen aufsetzeten, und zu schreyen anfiengen: **Es lebe der König!** Die Stadt Chastre unterwarf sich auf gleiche Weise mit den beyden Städten

Or-

Orleans und Bourges. Paris that dieſes den 1594.
22. März. Das Parlement, der Prevot der Kaufleute und die Schöppen, welche dieſe Stadt dazu vorbereitet hatten, nahmen den König in die Stadt ein, ohne ſich durch den Widerſtand, den noch einige von den Sechzehnern thaten, daran hindern zu laſſen. Der Herzog von Mayenne, war nach Picardie gegangen, und Briſſac, dem er ſeit einigen Monaten die dem Grafen von Belin genommene Statthalterſchaft über Paris gegeben hatte, blieb ihm nicht getreu, und glaubte, dem Könige mehr Treue ſchuldig zu ſeyn, als dem Herzoge.

Der König hatte ſich kurz vorher in Chartres mit der Oelflaſche des H. Martin von Tours ſalben laſſen. Die Stadt Reims war noch in den Händen der Ligve, und er wollte ſeine Salbung nicht länger aufſchieben, weil er wußte, daß dieſe Ceremonie unumgänglich nothwendig war, um ſich die Liebe und Hochachtung zu gewinnen.

Es war faſt ein Wunderwerk, daß er ſich von Paris, wo vier bis fünf tauſend Spanier zur Beſatzung lagen, und von dem Anhange der Sechzehner zehen bis zwölf tauſend Aufrührer übrig waren, die ihn alle aufs ärgſte haßten, ohne Schwerdſchlag, und beynahe ohne alles Blutvergießen Meiſter machen konnte, indem niemand, außer fünf bis ſechs Aufwiegler niedergemetzelt wurden, als welche auf die Straßen, liefen, um den Einwohnern zuzuſchreyen, daß

1594. sie zu den Waffen greifen sollten. So bald sich seine Truppen, mit Hülfe eines Verständnisses mit den Einwohnern der Thore, Wälle und öffentlichen Plätze bemächtigt hatten; so zog er triumphirend durch das neue Thor ein, durch welches Heinrich III. sechs Jahre vorher auf eine unglückliche Weise entflohen war, und gieng gerade in die Frauenkirche, um die Messe zu hören, und das Te Deum singen zu lassen. Von dar begab er sich ins Louvre, wo er seine Hofleute, und seine Tafel eben so bereit fand, als wenn er sich stets daselbst aufgehalten hätte.

Er gab nachmittags der spanischen Besatzung ein sicheres Geleit, und eine starke Bedeckung, die sie sicher bis nach Arbre de Gvise bringen sollte, welches diejenigen, von denen er in die Stadt war gelassen worden, von ihm verlangt hatten. Diese Besatzung zog an eben dem Tage, an welchem er seinen Einzug hielt, und zwar um drey Uhr mit zwanzig bis dreyßig der halsstarrigsten Ligvisten ab, als welche lieber Fremden folgen, als sich ihrem rechtmäßigen Herrn unterwerfen wollten. Er wollte sie abziehen sehen, und sahe sie von einem Fenster über dem Thore St. Denis vorbey gehen. Sie nahmen alle die Hüthe vor ihm ab, und grüßten ihn mit einer sehr tiefen Beugung. Er dankte den Anführern allen mit einer großen Höflichkeit, und sagte zu ihnen: Empfehlt mich

mich euerem Herrn aufs beste, reiset glück- 1594.
lich, und kommt niemals wider.

An eben dem Tage, an welchem er in Paris einzog, starb der Cardinal von Pelleve, der Erzbischoff von Sens, der ein eifriger Ligvist war, auf seinem Sitze in Sens. Der Cardinal von von Placenz und Gesandte des Pabsts bekam zu seiner Abreise ein sicher Geleit und starb unterwegs. Brissac bekam zur Belohnung den Marschallstab mit der Stelle eines Ehrenraths im Parlement, welche Gnadenbezeigung in den damaligen Zeiten etwas seltsames war. Der Herr von O erhielt die Statthalterschaft über Paris wider, die er unter Heinrich III. gehabt hatte, genoß sie aber nicht lange, weil er bald darauf starb. Der Theil des Parlement, welcher sich in Tours befand, wurde zurück gerufen, und derjenige, der in Paris war, wider in den vorigen Stand gesetzet, weil ihm die Gültigkeit war genommen worden, und man vereinigte wider beyde Theile, damit sie dem Könige gemeinschaftlich dienen möchten.

In der Stadt war an eben demselben Tage, an welchem unser Heinrich in Paris einzog, schon nachmittags alles ruhig; die Bürger machten sich in dem Augenblicke mit den Soldaten bekannt, und die Künstler arbeiteten wider in ihren Werkstätten. Mit einem Worte, es war eine tiefe Sille, welche durch nichts, als durch das Lauten der Glocken, durch die Freudenfeuer,

1594. und durch die Bälle, die in allen Straßen bis um die Mitternacht daureten, unterbrochen wurde. Es ist gewiß, an dieser Freude, und dieser bewundernswürdigen Stille, ist nichts anders, als die große Meynung, welche sich das Volk von der edlen Leutseligkeit dieses Königs gemacht hat, und der Befehl Ursache gewesen, den er gegeben hat, um seine Soldaten im Zaume zu halten.

Man merke zwo Thaten, die er an dem Tage seines Einzugs in Paris verrichtet hat, und die von einer bewundernswürdigen Leutseligkeit, Gerechtigkeit und Staatsklugheit ein Zeugniß ablegen.

Die erste ist, er ließ geschehen, daß die Schergen und Gerichtsdiener bey dem Einzuge in Paris das Geräth des de la Noue, eines seiner vornehmsten Kriegsbedienten, wegen der von seinem Vater in des Königs Diensten gemachten Schulden anhielten, und gab dem de la Noue, der sich bey ihm wegen dieses Schimpfs beschwerte, öffentlich und laut zur Antwort: **Man muß seine Schulden bezahlen, ich bezahle auch die meinigen.** Der König zog nach dieser Antwort den de la Noue auf die Seite, und gab ihm einige von seinen Edelsteinen, damit er sie seinen Gläubigern gegen sein Geräth, dessen sie sich bemächtigt hatten, zum Pfande geben sollte. Hat man jemals

eine

eine bewundernswürdigere Gütigkeit, und eine 1594.
ſtrengere Gerechtigkeit geſehen?

Die andere iſt, er ſpielte noch an eben demſelben Abend mit der Herzoginn von Montpenſier in der Karte, die aus dem gviſiſchen Hauſe, und die eifrigſte Verfechterinn der Ligve war, Kan man etwas feiners und klügers ſehen?

Nach der Unterwerfung von Paris beſannen ſich auch die andern Städte nebſt ihren Statthaltern nicht mehr lange, einen Vergleich zu treffen. Villars traf wegen Rouen einen, und dung ſich dabey die oberſte Statthalterſchaft über dieſe Stadt, das Amt über das Land Caux, nebſt der Admiralsſtelle aus, für deren Abtretung man den Biron zum Marſchall von Frankreich machen, 1200000. Livres baares Geld, und ein jährliches Gehalt von 60000. Livres geben mußte. Zu eben der Zeit, oder bald darauf unterwarfen ſich Montreuil und Abbeville in der Picardie, Troyes in Champagne, Sens, Rion in Auvergne, Agen, Marmande und Villeneuve in Agenois, und die Statthalter davon erhielten ohne Widerrede alles, was ſie verlangten. Die Stadt Poitiers, nebſt dem darum gelegenen Lande, ließ auch durch die vornehmſten oberkeitlichen Perſonen an einem Vergleiche arbeiten und der Marqvis von Elbeuf, der im Namen der Ligve darüber Statthalter war, ſahe, daß er dieſe Veränderung nicht verhindern konnte, ließ ſich mit dahin reißen, und verglich ſich mit dem Könige,

wel-

1594. welcher ihm die Statthalterschaft über diese Provinz ließ.

Der Graf von Mansfeld rückte unterdessen in die Picardie ein, um zu versuchen, ob er die Ligve, die ganz in die Enge getrieben war, erhalten könnte, und eroberte la Cappelle. Der König belagerte hingegen Laon, und bekam es durch einen gütlichen Vergleich ein, ob sich gleich der Herzog von Mayenne alle mögliche Mühe gab, dieser Stadt zu Hülfe zu kommen.

Balagny stund auch mit seiner Stadt Cambray von der Ligve ab, und versprach dem Könige seine Dienste. Er nannte sich einen unumschränkten Herrn von dieser Stadt, und hatte sie von der Zeit inne, seit sie der Herzog von Alenzon, der Bruder des Königs Heinrich III. dem Baron von Jachi entrissen, der sich, bey dem großen Aufstande der Niederländer dem Gehorsame der Spanier entzogen, und zu der Partey dieses Herzogs geschlagen hatte. Auf gleiche Weise machten sich die beyden Städte Beauvais und Peronne von der Ligve los, deren Beyspiele auch Amiens folgte, welches das Joch des Herzogs von Aumale abschüttelte, daß also die Ligve in der ganzen Picardie nichts mehr hatte, als Soissons, la Fere und Ham. Ja, was noch mehr ist, der Herzog von Gvise verließ auch die Partey des Herzogs von Mayenne, und brachte die Städte Reims, Vitry und Mezieres unter den Gehorsam des Königs, welcher ihm zur

Ver-

Vergeltung die Statthalterschaft über die Pro- 1594.
vence gab, die er dem Herzoge von Espernon nehmen mußte, weil das Volk, das Parlement und der Adel daselbst wider ihn einen Aufstand gemacht hatte.

Der Herzog von Lothringen ließ auch durch den Bassompierre an einem Vergleiche arbeiten, welcher den 26. November geschlossen wurde. Allein weder das Beyspiel dieses Herzogs, als des Hauptes vom lothringischen Hause, noch die allgemeine Veränderung, welcher die Ligve unterworfen war, konnte den Herzog von Mayenne bewegen, sich aus dieser Gefahr heraus zu ziehen, in welcher er fast ganz versunken war. Er konnte den schönen Titel eines Reichsverwesers nicht vergessen, und schmeichelte sich beständig mit der Hofnung, mit Hülfe Spaniens wider empor zu kommen. Er hatte seine Zuflucht nach Burgund genommen, über welches er Statthalter, und welches das einzige war, das er noch ganz hatte, ob er gleich, um die Stadt Dijon zu behaupten, aus einer sehr verhaßten Grausamkeit den Schultheiß, nebst einem andern hatte enthaupten lassen müssen, die sich bemühet hatten, diese Stadt wider unter des Königs Botmäßigkeit zu bringen.

Die Spanier waren es, die ihn in seiner 1595.
Halsstarrigkeit bestärkten, und unter seinem Namen den König bekriegten. Eben deswegen wurde in dem königlichen Rathe vorgeschlagen und be-

1595. beschlossen, den Spaniern selbst durch einen öffentlichen Krieg zu Leibe zu gehen, damit ihnen, wenn sie in ihrem eigenen Hause zu thun hätten, die Lust vergehen, und sie nicht Zeit haben möchten, den König in dem seinigen zu stöhren. Denn sie griffen ihn nicht allein mit Gewalt der Waffen, und mit allerhand Ränken an, durch welche die Völker bey ihrer Empörung unterhalten wurden, sondern stunden ihm auch nach dem Leben, und bemüheten sich, ihn durch die niederträchtigsten und verfluchtesten Mittel aus dem Wege zu räumen. Sie stifteten, oder hegten viele Zusammenverschwörungen wider seine geheiligte Person, die sehr deutlich bewiesen wurden. Zwo davon brachen am meisten aus, deren eine einen gewissen Peter Barriere, und die andere den Johann Chastel zum Urheber hatte.

Der erste war ein Soldat von 27. Jahren, welchen man 1593. in Melau, als er eben seinen verfluchten Vorsatz ausführen wollte, ertappete, und darauf verdammte, daß ihm die rechte Hand, in der er das Messer halten mußte, mit welchem er den König hatte erstechen sollen, verbrannt, und er darauf mit glühenden Zangen gekneipt, und lebendig zerrissen wurde.

Der andere war ein junger Schüler von 18. Jahren, ein Sohn eines Tuchhändlers in Paris, welcher nahe an dem königlichen Palaste wohnte. Dieser Böswicht schlich sich gegen das

Ende

Ende des 1594. Jahres mit den Hofleuten in das Zimmer der schönen Gabrielle, wo der König war, mit dem Vorsatze, den König mit einem Messer zu erstechen. Der König bückte sich zum guten Glücke zu eben der Zeit, um jemanden zu grüßen, welches machte, daß ihn dieser Bösewicht im Gesichte traf, und ihm die Oberlippe entzwey schnitt, und ihm einen Zahn ausstieß. 1595.

Anfänglich wußte man nicht, wer dieses gethan hatte, bis der Graf von Soissons sahe, daß dieser junge Mensch ganz erschrocken war, und ihm beym Arme anfaßte. Dieser gestund ungescheut, daß er es gethan, und es hätte thun müssen. Das Parlement sprach darauf über ihn das Todesurtheil aus, vermöge dessen ihm die rechte Hand verbrannt, und er mit glühenden Zangen gekneipt, und von vier Pferden zerrissen wurde. Dieser verfluchte Meuchelmörder gab kein einziges Zeichen, eines Schmerzen von sich, so stark hatte man ihm in Kopf gesetzet, daß er Gott ein angenehmes Opfer thun würde, wenn er einen wider abgefallenen und in Bann gethanen Prinzen umbrächte. Der Vater dieses Bösewichts wurde verwiesen, sein Haus, welches vor dem königlichen Palaste stund, der Erde gleich gemacht, und an dessen Stelle eine Pyramide aufgerichtet.

Die Jesuiten, bey denen dieser böse Bube studiert hatte, wurden alsobald beschuldigt, als hätten sie ihm diese schädliche Lehre eingeflößt, und

1595. und das Parlement verbannte, weil sie viele Feinde hatte, durch den über ihren Schüler gethanen Ausspruch, die ganze Gesellschaft aus dem Reiche. Diese Väter ermangelten nicht, ob ihnen gleich die Umstände der Zeit sehr zuwider waren, ihre Ehre zu retten, und verfertigten viele Schriften, um sich wegen vieler Dinge zu rechtfertigen, die man ihnen zur Last legte. Es glaubten auch diejenigen, die nicht ihre Feinde waren, in der That nicht, daß die Gesellschaft schuldig wäre, daß also der König einige Jahre darauf den Ausspruch des Parlements widerrufte, und sie zurück kommen ließ, wie wir bald hernach erzählen werden.

Der Fortgang des dem Spaniern angekündigten Kriegs war von demjenigen sehr weit unterschieden, den der König wider die Ligve geführet hatte, und gab deutlich zu erkennen, „daß „es ganz etwas anders ist, wenn man mit einem fremden, und an Macht gleichen Feinde „zu thun hat, den man nicht anders, als mit „der Gewalt der Waffen überwinden kann, als „wenn man mit aufrührischen Unterthanen, und „in seinem eigenen Lande kriegen muß, wo die „heimlichen Meutereyen und Verständnisse „mehr, als die Hälfte der Unternehmungen „ausmachen.

In diesem Jahre unterwarfen sich dem Könige die Städte Beaune, Autun und Aussonne. Die beyden Städte Mascon und Auxerre hatten die-

dieſes im vorigen Jahre gethan, und Dijon 1595.
folgte ihrem Beyſpiele, und verſperrte ſeine Straßen gegen das Schloß zu, vor welches Biron rückte, um es zu belagern. Allein der Connetable von Caſtilien rückte unterdeſſen mit einem großen Heere aus Meyland durch die Grafſchaft Burgund in das Herzogthum Burgund ein, und ſetzte mit dem Herzoge von Mayenne bey Gray über die Saone.

Der König begab ſich deswegen dahin, und beſaß ſo viel Muth, daß er bis Fontaine-Francoiſe rückte. Und eben hier bot er nur mit 1500. Mann dieſem großen Heere die Spitze, und legte von ſeiner Herzhaftigkeit eine Probe ab, dergleichen man ſich kaum einbilden kann. Villars-Oudan und Sanſon, zween der vornehmſten Anführer des feindlichen Heers, thaten auf ſeine Truppen einen ungeſtümen Angriff: Villars griff einen großen Haufen an, an deſſen Spitze ſich der Marſchall von Biron befand, und Sanſon einen andern, der jenem zur Seite ſtund. Sie drangen in beyde ein, und ſetzten ihnen nach, bis ſie den Haufen zu Geſichte bekamen, an deſſen Spitze der König ſtund. Villars hat ſich, wie man ſagt, auf die Nachricht, daß ſich der König dabey befände, nicht getrauet, ihn anzugreifen, ſo mächtig iſt der bloſſe Name eines Königs, ſondern ſich linker Hand zurück gezogen. Allein Sanſon war mit ſeinen Haufen nicht ſo glücklich. Denn der König,

1595. der nur hundert Reiter bey sich hatte, die aber recht auserlesen, von vornehmen Stande, und wohl beritten waren, griff ihn mit dem Degen in der Hand an, wagte sich mitten durch und hauete alles in Stücken. Sanson bemühete sich seine Mannschaft wider zusammen, und zum Stehen zu bringen, und büßte dabey sein Leben ein, nachdem er sich dabey viele Ehre erworben hatte.

Der König befand sich bey diesem Streite in einer so großen Gefahr, daß er sagte, wie er bey andern Gelegenheiten um den Sieg, hier aber um sein Leben gefochten hätte.

Der Connetable, dem der König bey dieser Gelegenheit zeigte, was er ausrichten konnte, ließ den Muth so sehr sinken, daß er sich nicht mehr getrauete, etwas zu unternehmen, und sich bald darauf zurück zog. Der Herzog von Mayenne, der wegen so vieler unglücklichen Unternehmungen ganz in Verzweiflung gerieth, und nicht wußte, wo er sein Haupt niederlegen sollte, war entschlossen, nach Sommerive in Savoyen zu flüchten, durch einen Abgeschickten in Spanien um Sicherheit anhalten zu lassen, und dem Könige Philippus II. von seinen Unternehmungen Rechenschaft zu geben. Allein die Gütigkeit des Königs trug Sorge, ihn von diesem verzweifelten Entschlusse abzuziehen, und ihn zu einem gütlichen Vergleiche zu vermögen. Er ließ zu dem Ende den Lignerac, des

Her-

Herzogs Vertrauten, zu sich hohlen, unterhielt 1595.
sich mit ihm von der guten Gesinnung, die er beständig gegen diesen Herzog gehegt hätte, bezeugte ihm, das er mit ihm Mitleiden trüge, versicherte ihn, daß er allezeit bereit wäre, sein Freund zu werden, und erlaubte ihm sich in aller Sicherheit nach Chalons an der Saone zu begeben, bis man einen Vergleich zu Stande brächte.

Der Herzog nahm diesen günstigen Vorschlag an, und bat sich auf die Nachricht, daß der Pabst geneigt wäre, den König wider in den Schoos der Kirche zu nehmen, für den übrigen Theil seiner Partey einen allgemeinen Stillstand aus.

Der größte Theil im königlichen Rathe, welcher die Länge der Zeit, nebst den Kunstgriffen erwog, deren sich der Herzog seit sechs Jahren bedient, und in denen er funfzig Friedenshandlungen angefangen hatte, ohne jemals einen Frieden zu schließen, war der Meynung, man müßte ihm keinen Stillstand verstatten, sondern ihn vollends über den Haufen werfen. Der großmüthige und kluge König hingegen trat dieser Meynung nicht bey, weil ihm folgende zwo wahre Regeln nicht unbekannt waren. Nach der erstern müssen Könige allezeit die größten Rebellen wider aufnehmen, so bald sie nur wider gehorchen wollen; nach der andern ist es etwas sehr gefährliches, herzhafte

1595. Männer, und vornehmlich solche, die von dem Stande sind, als der Herzog von Mayenne war, bis aufs äußerste zu bringen. Dieses war Ursache, daß der König aus eigener Bewegung, und wider die Meynung seiner Räthe, dem Herzoge von Mayenne einen Stillstand zugestund. Es bewies auch die Folge sehr deutlich, daß dieser weise König mehr Einsicht hatte, als alle seine Räthe, und wie nachtheilig es seinem Nutzen würde gewesen seyn, wenn er das Gegentheil gethan hätte.

Die Ligve hatte noch, wie wir gesagt haben, in der Picardie drey Städte in ihren Händen, nämlich la Fere, Ham und Soissons. Die erste hatte Colas, der damals Statthalter darüber war, den Spaniern überliefert, und der Herr von Orvillieres hatte eben dieses mit Ham gethan. Allein die Spanier blieben von diesem letztern Platze nicht lange Meister. Denn Humieres, einer der herzhaftesten Edelleute zu derselben Zeit, griff die Spanier, die daselbst lagen, gleich darauf so hitzig an, daß sie, nach einer langen und blutigen Gegenwehre alle in Stücken zerhauen wurden, wobey Humieres selbst, nebst mehr, als zwey hundert tapfern Männern, sein Leben einbüßte.

Dieser Verlust erweckte bey den redlichen Franzosen eine so große Verbitterung gegen die Ligvisten, daß diese meistentheils aus Verzweiflung nach den Niederlanden und nach Spanien

flüch-

lüchteten, wo sie anfänglich freundlich aufge- 1595.
nommen wurden, und starke Gnadengelder em-
iengen, in Ansehung deren sie Frankreich sehr
großen Schaden thaten. Unter andern entschloß
ich ein tapferer Kriegsmann, mit Namen Ros-
ie, als welcher sich einbildete, man würde al-
en denenjenigen, die keine Plätze hätten, und
ich damit einen billigen Vergleich auswirken
önnten, mit der äußersten Schärfe begegnen,
ich so tapfer zu halten, damit ihn entweder
Spanien reichlich belohnen, oder ihn der König
vider erkauften müßte.

Und eben dieser war es, der dem Grafen von
Fuentes den Anschlag gab, Cambray zu bela-
gern, so bald er Cattelet mit Sturme erobert
hätte, und der ihm rieth, um diese große Un-
ernehmung desto leichter zu machen, daß er vor-
her Dourlens einnehmen sollte, damit ihr nicht
die Franzosen mit einem Heere zu Hülfe kommen
könnten. Ja es geschah auf sein Anrathen, daß
der Graf von Fuentes dem Herzoge von Nevers,
dem Marschalle von Bouillion, und dem Ad-
miral von Villars, die der Stadt Dourlens zu
Hülfe kamen, entgegen gieng, sie schlug, unter
den französischen Edelleuten ein großes Blutbad
anrichtete, und den Villars, einen der herzhaf-
testen Männer der damahligen Zeit, außer dem
Streite umbringen ließ. Der Graf von Fuen-
tes kehrte darauf vor Cambray zurück, nahm es

1595. durch Hunger ein, und beraubte also den Balagny seines vermeynten Fürstenthums.

Eine sehr wichtige und lange erwartete Nachricht tröstete den König wegen dieses doppelten und großen Verlustes von Dourlens und Cambray. Man meldete ihm nämlich, der heilige Vater hätte endlich alle von den Spaniern gemachte Schwierigkeiten und Widersprüche aus dem Wege geräumt, und ihm durch Vermittelung und Anhalten des Herrn von Ossat, und des Herrn Perrons, seiner Anwälde am römischen Hofe, die hernach beyde auf seine Empfehlung den Cardinalshut empfiengen, die Absolution gegeben.

Hierauf entschloß sich der Herzog von Mayenne, an einem Vergleiche zu arbeiten, weil er nunmehr keine Entschuldigungen, und zu seiner Behauptung keine Hofnung mehr hatte. Es war sehr spät, und er konnte nichts anders, als die äußerste Schärfe erwarten, wenn nicht die Großmuth des Königs größer gewesen wäre, als seine Halsstarrigkeit. Es half ihm auch die schöne Gabrielle einen sehr vortheilhaften Vergleich auswirken, als welche sich gegen alle diejenigen, die sich um ihre Gunst bewarben, sehr dienstfertig erwies und auch sonst darauf bedacht war, wie sie sich viele Freunde und Stützen machen könnte, um ihren Endzweck zu erreichen, daß sich der König mit ihr vermählen möchte, wornach sie sehr strebte. Gewiß, die Ausdrücke

ke in dem Edicte, das ihm der König zuge- 1595.
ſtund, und die Bedingungen ſind ſo rühmlich,
daß niemals ein Unterthan von einem Könige von
Frankreich vortheilhaftere bekommen hat. Aber
ie würden es noch mehr geweſen ſeyn, wenn er,
he ſein Anhang ganz wäre zerſtreut worden,
ür die großen Städte, die er, als Oberhaupt,
noch inne hatte, einen Vergleich getroffen, und
ie ſich durch dieſes Mittel verbindlich gemacht
hätte, ihm beſtändig geneigt zu bleiben.

Einige Zeit darauf kam er nach Monceaux,
im dem Könige aufzuwarten. Dieſer gieng
hm, ſo bald er ihn in den Spatziergang, wo er
patzieren gieng, kommen ſahe, einige Schritte
ehr munter und freundlich entgegen, umarmte
hn dreymal hinter einander aufs zärtlichſte, ver-
icherte ihn, er hielte ihn für einen ſo ehrlieben-
en Prinzen, daß er an ſeinem Worte gar nicht
weifelte, und begegnete ihm mit ſo vieler Frey-
nüthigkeit, als wenn ihm der Herzog beſtändig
ugethan geweſen wäre.

Und eben damals ſagte der mit allen Wohl-
aten überhäufte Herzog beym Weggehen, der
König hätte ihn nur damals vollends über-
wunden. Er kam auch hernach beſtändig der
Pflicht eines der getreueſten Unterthanen nach,
den wie ſich der König als einen ſehr gütigen
Herrn erwies, und ſein gegebenes Wort auf das
genaueſte erfüllete.

1595. Zu eben der Zeit, als dieser Herzog seinen Vergleich getroffen, und ein vom Könige bestätigtes Edict erhalten hatte, söhnte sich desselben Bruder von der Mutter her, nämlich der neue Herzog von Nemours, welcher sich bey Lebzeiten seines ältesten Bruders, des braven Herzogs von Nemours, den Marqvis von Saint Sorlin genannt hatte, durch die Vermittelung seiner Mutter, mit dem Könige aus, und brachte einige kleine Plätze, die er in Lionnois und in Foreß noch hatte, wider unter den Gehorsam.

Sein ältester Bruder, einer der edelsten und großmüthigsten Helden, den man jemals gesehen hat, war das Jahr vorher an einer außerordentlichen Krankheit gestorben, bey welcher ihm das Blut, bis auf den letzten Tropfen, nach und nach durch den Mund und durch die Schweislöcher heraus drang, und welche ihm nun entweder der äußerste Schmerz, den er nach seiner Flucht aus dem Schlosse Pierre-Encise, über die Nachricht von der Uebergabe von Vienne, welches seine sicherste Zuflucht war, empfunden hat, oder der scharfe und brennende Gift verursacht hat, der ihm von denenjenigen soll seyn beygebracht worden, die sich vor seiner Rache gefürchtet haben. Er starb unverheirathet, und sein jüngster Bruder, von dem wir hier reden, war der Vater der Herren von Nemours, die wir in den letztern Jahren haben sterben sehen.

Der

Der Herzog von Joyeuſe, welcher nach dem Tode ſeines jüngſten Bruders, der in der Schlacht bey Villemur nahe bey Montauban blieb, den Capucinerorden verlaſſen, um ſich in Languedoc zum Haupte der Ligve aufzuwerfen, und die Stadt Toulouſe, nebſt den darum liegenden Gegenden dieſer Partey behauptet hatte, bediente ſich auch dieſer gelegenen Zeit, um für ſich einen Vergleich zu treffen, und erhielt durch die Vermittelung ſeines andern Bruders, des Cardinals von Joyeuſe, die vortheilhafteſten Bedingungen, und trug unter andern den Marſchallſtab davon. Der Herr von Boisdauphin erhielt eine gleiche Belohnung, ob er gleich nicht mehr, als zwo kleine Städte in dem Lande Mayne und Anjou, nämlich Sable und Chateau-Gontier, inne hatte, in dem ſich der König mehr in Betrachtung ſeiner Perſon, als ſeiner Plätze, ſo gnädig gegen ihn erwies. 1596.

Es war alſo nichts mehr übrig, als der Herzog von Mercöur und die Stadt Marſeille, die ſich noch nicht unterworfen hatten. Dieſe Stadt wurde von dem Conſul Karl von Caſaux, und von Ludwig von Aix Vignier beherrſcht, die ſich daſelbſt der oberſten Gewalt angemaßt hatten. Dieſe beyden Männer ſtunden eben im Begriffe, die Stadt den Spaniern in die Hände zu liefern, als ein gewiſſer Bürger, der Libertat hieß, mit einem Haufen ſeiner guten Freunde, die Einwohner wider ſie aufhetzte, den von Ca-

1596. saux umbrachte, den Ludwig von Aix verjagte, und die Stadt in völliger Freyheit dem Könige einräumte.

Dem Herzoge von Mercœur gestund der König die Verlängerung des Stillstandes zu. Denn dieser war nicht im Stande, so bald nach Bretagne zu gehen, und ihn vollends zu vertreiben, weil er durch die Belagerung von la Fere ververhindert wurde, wobey er sich in Person befand, und in drey bis vier Monaten gar nicht weit gekommen war. Ferner trug sichs zu, als es der König am wenigsten gedachte, daß der Erzherzog Albrecht, der sich an der Spitze des spanischen Heeres befand, auf Anrathen des Rosne, dessen wir nur gedacht haben, vor Calais rückte, und sich die Spanier, nach dem Rosne, der ein großer Kriegsheld war, anfänglich die Schanzen Risban und Nieule erobert hatte, am 24. April des Platzes bemächtigten, und daselbst alles über die Klinge springen liessen. Kurz darauf bekam der König la Fere ein, welches sich wegen des Mangels an Lebensmittel ergab.

Die Spanier verlangten bey dem Vergleiche keine Geiseln von ihm, und sagten, „sie wüß„ten, daß er ein großmüthiger Prinz wäre, und „Treu und Glauben hielte. Dieses Zeugniß „war ihm desto rühmlicher, weil es aus dem „Munde seiner Feinde kam.„

Der

Der Schmerz, den er über den Verluſt von 1596.
Calais empfand, wurde durch den Verluſt von Guines und Ardres verdoppelt, die der kluge und tapfere Roſne auch einnahme. Dieſer würde noch vieles unternommen haben, wenn er nicht einige Monate drauf bey der Belagerung von Hulſt, nahe bey Gent, zum Glücke für Frankreich wäre getödtet worden.

Das Gerücht von dieſem vierfachen bis fünfachen hinter einander erlittenen großen Verluſte ętzte die Herzen der Völker in Schrecken, und die Ausgeſchickten Spaniens ſtreueten durch ihre Erdichtungen und Kunſtgriffe, ſo viel ſie nur konnten, neuen Saamen zur Uneinigkeit aus, und brauchten dazu alle Arten von Scheingründen; und vornehmlich die Unterdrückung des Volks zum Vorwande. Und in der That war dieſe Unterdrückung groß, woran aber mehr die Plünderungen im Kriege, und äußerſte Noth, als der König Schuld war, welcher nichts eifriger wünſchte, als ſeinen Unterthanen, ſo bald es nur möglich wäre, eine Erleichterung zu verſchaffen, wie wir gleich ſehen werden.

Dieſes verurſachte ihm viel Betrübniß und Unruhe, weil er zur Fortſetzung des Kriegs kein Geld hatte, und aus dem ſchon erregten Murren voraus ſahe, es würde ſich ein neues Ungewitter wider ihn erheben, wenn er ſeine Unterthanen weiter drücken würde. „In dieſer Noth

nahm

1596. „nahm er zu dem großen Hülfsmittel, welches „man in Frankreich bey gefährlichen Umstän„den zu ergreifen pflegt, nämlich zu einer Zu„sammenberufung der allgemeinen Stände, seine „Zuflucht.„ Er berief aber nur die vornehmsten von den Großen seines Staats, von den Prälaten, Edelleuten, Obergerichtsbedienten und den Rentmeistern zusammen, weil ihn die dringende Noth nicht verstattete, sie sämtlich zu versammlen.

Auf sein Verlangen geschah diese Zusammenkunft in Rouen in der Abtey St. Ouen auf dem großen Saale. Der König saß mitten in demselben auf einem in Gestalt eines Throns erhöheten Stuhle unter einem Himmel. Zu seinen Seiten stunden die Prälaten und Herren, hinter ihm die vier Staatssecretarien, und unter ihm die ersten Präsidenten der Parlementer mit den Abgeordneten der Bedienten von den Obergerichten und Rentämtern. Er eröfnete die Versammlung mit einer Rede, die eines wahren Königs würdig ist, „welcher glauben muß, daß „seine Hoheit und sein Ansehen nicht etwa nur „in einer unumschränkten Gewalt, sondern in „der Wohlfarth seines Staats, und in der „Glückseligkeit seines Volks bestehet.„

Wenn ich mich bestrebte, sagte er zu ihnen, für einen vortreflichen Redner angesehen zu werden; so würde ich mit mir mehr schöne Worte, als gute Gesinnungen

gen hieher gebracht haben. Allein meine 1596.
Ruhmbegierde strebt nach etwas höherm,
als nach dem Ruhme eines geschickten Red-
ners. Ich strebe nach den glorreichen
Namen eines Befreyers und eines Herstel-
lers von Frankreich. Durch die Gunst
des Himmels, durch die Rathschläge mei-
ner getreuen Diener, und durch den Degen
meines tapfern und großmüthigen Adels,
von dem ich meine Prinzen nicht unter-
scheide, da die Würde eines Edelmanns
der schönste Name ist, den wir haben,
habe ich schon Frankreich aus der Knecht-
schaft und dem Untergange gerissen. Nun-
mehr verlange ich, ihm seine ersten Kräfte,
und seinen alten Glanz wider zu geben.
Nehmt, meine Unterthanen, an dieser an-
dern Ehre eben den Antheil, den ihr an
der erstern genommen habt. Ich habe
euch nicht hieher gerufen, um euch, wie
meine Vorfahren thaten, zu zwingen, mei-
nen Willen blindlings zu bestätigen, son-
dern ich habe euch zusammen kommen las-
sen, um euere Rathschläge zu vernehmen,
sie für genehm zu halten, ihnen nachzu-
geben, mit einem Worte, um mich euch
gleichsam als Vormündern anzuvertrauen.
Dieses ist ein Verlangen, das sich sonst nicht
leichtlich bey Königen, Graubärten und
Siegern findet, wie ich bin. Allein die
Liebe,

1596. Liebe, die ich zu meinen Unterthanen trage, und die äußerste Begierde, die ich habe, meinen Staat zu erhalten, lassen mich alles ganz leicht und rühmlich finden.

Die Versammlung, welche durch diese so zärtlichen Worte innigst gerührt wurde, bemühete sich gerne und willig, Mittel ausfündig zu machen, damit er den Krieg fortsetzen könnte, und verordnete zu dem Ende, daß den königlichen Bedienten auf ein Jahr keine Besoldung gegeben, und auf alle Waaren, welche in die mit Ringmauren versehene Städte gebracht würden, nur das Korn dem Armuth zum Besten ausgenommen, eine Abgabe, nämlich fünf von hundert, doch nur auf zwey Jahre, gelegt werden sollte.

Dieses letztere Mittel verursachte in den jenseit der Loire gelegenen Provinzen ein großes Lärmen. Rosny aber, welchen der König nur seit einigen Monaten zum Oberrentmeister gemacht hatte, und welcher nicht weniger geschickt, als getreu war, wie wir an einem andern Orte melden werden, fügte zu dieser Einnahme noch eine große Summe von öffentlichen Einkünften, die von den Rentmeistern waren unterschlagen worden, und nunmehr in die königliche Schatzkammer gebracht wurden.

1597. Unterdessen merkte der König in Spanien, daß die Kräfte seines Körpers und Geistes durch eine anhaltende Schläfrigkeit, die in eine entsetz-

ẽßliche Krankheit ausschlug, nach und nach ab- 1597.
ahmen, und befürchtete zugleich, es möchte sei-
e Schwächlichkeit in seinen Ländern, die so
eit von einander liegen, allerhand Empörun-
en verursachen. Er hatte über dieses seine
Kentkammer erschöpft, und wünschte sehnlichst,
einer geliebtesten Prinzeßinn Isabella, die Nie-
erlande zu geben. Dieses war Ursache gewe-
en, daß er dem H. Vater sein Verlangen zu ei-
nem Frieden hatte zu erkennen geben lassen, und
S. Heiligkeit hatte den General der Francisca-
ner an ihn abgeschickt, ihn noch mehr darinn zu
bestärken.

Es wurde aber der Friede, als man den Weg dazu gebahnt hatte, durch eine Begeben-heit länger, als ein ganzes Jahr, verzögert. Hernand Teillo, der spanische Gouverneur in Dourlens, bekam Nachricht, daß die Bürger in Amiens in der größten Unordnung und Si-cherheit lebten, und überrumpelte diese Stadt in der Fastenzeit früh um neun Uhr, da die Ein-wohner in der Kirche waren, indem er ein Thor mit einem mit Nüssen beladenen Wagen ver-fahren ließ, und ein Sack, den man mit Fleiße nicht fest zugebunden hatte, mitten unter dem Thore auffuhr, und sich die Soldaten, die auf der Hauptwache waren, damit betrügen ließen. Ei-ne so widrige Zeitung setzte den König um desto mehr in Bestürzung, weil er sich eben damals in Paris mit allerhand Lustbarkeiten und Freudenfe-

sten

1597. sten vergnügte. Er hatte anbefohlen, daß man ihm alle wichtige Briefschaften selbst, und keinem andern Menschen überbringen, und solches thun mußte, es mochte eine Stunde seyn, welche es wollte. Und eben deswegen weckte ihn der Courier damals auf, ob er gleich nach einem Balle im tiefsten Schlafe lag, um ihm von dieser Begebenheit Nachricht zu geben. Er sprang alsobald aus dem Bette, und ließ zween, oder drey seiner Vertrautesten zu sich rufen, um sich mit ihnen darüber zu unterreden. Alle urtheilten, dieses geschähe zur ungelegensten und bedenklichsten Zeit, weil der Herzog von Mercöur in Bretagne noch mächtig war, ferner die Ueberbleibsel von den Meutereyen noch unter der Asche glimmten, die Hugonotten mit allerhand heimlichen Anschlägen schwanger giengen, und endlich Paris, welches dadurch zum Grenzplatze wurde, in eine ganz außerordentliche Bestürzung gerieth. Allein diese heldenmäßige Herzhaftigkeit, welche durch so viele Gefährlichkeiten nicht hatte erschreckt werden können, wurde auch dadurch nicht erschüttert. Er entschloß sich vielmehr, der Gefahr alsobald zu trotzen, und eilends vor Amiens zu rücken, ehe sich die Spanier darinn noch fester setzen möchten.

Seine größten Feldhauptleute waren ganz anderer Meynung. Allein er unternahm es kühnlich, ihres Widerspruchs ungeachtet, weil er mehr Einsicht und Herzhaftigkeit besaß, als sie

alle

alle zusammen, und verließ sich, wie er selbst 1597.
agte, nicht sowohl auf menschliche Hülfe, als
ielmehr auf Gott, der ihm beständig mit seiner
Gnade beygestanden hätte. Und man kann in
er That sagen, daß ihm Gott bey dieser Gele-
enheit auf eine weit sichtbarere Art, als sonst je-
nals, beygestanden hat.

Denn er entdeckte nicht allein viele Verschwö-
ungen wider seine Person, und unter andern
as Vorhaben eines Mönchs, den, wie man
gte, ein Unterhändler des Königs in Spanien
atte verleiten wollen, ihn umzubringen, son-
ern auch die gefährlichsten Anschläge einiger
ute in Paris, die von eben diesem Könige
eld empfiengen, alle seine Tritte und Schrit-
beobachteten, und ihn einmal in seinem Schlos-
St. Germain en Laye aufheben sollten.

Ferner schlugen ihm seine Unterthanen, die
m seine väterliche Liebe mit gleicher Liebe ver-
alten, von allen demjenigen nichts ab, was er
r Beschleunigung dieser Belagerung von ih-
n verlangte. Endlich thaten ihm der Herzog
n Mayenne, und alle Ligvisten, die ihm für
le seine Wohlthaten ihre Erkänntlichkeit zu be-
igen wünschten, die getreuesten Dienste, und
wiesen sich bey dieser Gelegenheit eben so eifrig,
kaltsinnig und verzagt sich die andern dabey
wiesen, daß er selbst gestehen mußte, wie er
nmehr einsähe, daß die meisten von jenen

1597. nicht Feinde von seiner Person, sondern von der hugonottischen Religion gewesen wären.

Die Belagerung ward langwierig, beschwerlich und zweifelhaft, und unser Heinrich würde niemals seinen Endzweck erreicht haben, wenn der König von Spanien alle seine Kräfte dazu hätte anwenden wollen. Allein dieser König war ganz verdrüßlich geworden, wünschte nichts, als Ruhe zu haben, gedachte nicht mehr an Eroberungen, und stund dem Erzherzoge nicht so sehr bey, als es dieser verlangte. Unterdessen versäumte doch der Erzherzog nicht, alles zu thun, was er konnte, um die Stadt zu entsetzen. Er rückte einsmals, da man es am wenigsten vermuthete, mit einer großen Kriegsmacht an das Lager bey Long-Pre an, welches unsere Franzosen in eine solche Unordnung und Furcht setzte, daß er ganz gewiß die 3000 Mann würde in den Platz geworffen haben, die er dazu bestimmt hatte, wenn er sich der Gelegenheit zu bedienen gewußt, und die Zeit nicht mit Berathschlagen zugebracht hätte.

Der König kam eben damals von einer Jagd zurück, und traf unter seinen Völkern ein allgemeines Schrecken, und so gar einige seiner vornehmsten Kriegshäupter ganz niedergeschlagen an. Ihm hingegen mangelte es bey einer so großen Gefahr weder an Herzhaftigkeit, noch an Klugheit. Er verbarg seine Furcht, theilte die Befehle in der größten Gelassenheit aus, zeigte

sich

ich überall mit einem so frölichen Gesichte, redete 1597.
eben so zuversichtlich, als wenn er schon den Sieg erfochten hätte, und ließ seine Truppen eilends auf das Schlachtfeld rücken, welches er sich drey Tage vorher, achthundert Schritte von seinen Linien, ausersehen hatte. Allein er ward ein wenig bestürzt, und zweifelte an dem glücklichen Ausgange einer Schlacht, als er von diesem Orte die schöne Ordnung des spanischen Heers, die Kleinmüthigkeit der Seinigen, und die Schwäche seines Posten betrachtete, wo er sich zu verschanzen nicht Zeit hatte. Er stemmte sich daher auf seinen Sattelbogen, nahm seinen Huth ab, hob seine Augen gen Himmel, und sagte mit lauter Stimme: **Ach! HErr, wenn du mich heute strafen willst, wie es meine Sünden verdienen; so reiche ich deiner Gerechtigkeit mein Haupt dar. Allein, HErr, erbarme dich durch dein heiliges Erbarmen dieses armen Königreichs, und schlage wegen der Sünde des Hirten die Heerde nicht.**

Man kann nicht ausdrücken, was für eine Wirkung diese Worte gehabt haben. Sie kamen in einem Augenblicke allen seinen Soldaten zu Ohren, und es schien, als wenn eine Kraft des Himmels allen Franzosen ihren Muth wiederum gestärkt hätte.

Der Erzherzog getrauete sich nicht, weiter zu gehen, da er die Franzosen zu allen bereit, und

1597. in guter Verfassung fand. Er that hernach noch einige andere Versuche, die ihm eben so wenig gelungen, und zog sich darauf in der Nacht nach Artois, wo er seine Truppen auseinander gehen ließ. Endlich ergaben sich die Belagerten, nachdem Hernand Teillo durch eine Muskete war getödtet worden, in der Güte, worauf der König den Herrn von Vic über diese Stadt zum Gouverneur machte, welcher über gute Ordnung und über eine genaue Mannszucht hielt, und daselbst auf königlichen Befehl eine Citadelle zu bauen anfieng.

Der König rückte mit seinen Truppen von Amiens bis an die Thore von Arras, um dem Erzherzoge zuzusprechen. Er blieb drey Tage in Schlachtordnung stehen, begrüßte die Stadt mit einigen Canonenkugeln, und zog sich, da niemand zum Vorscheine kam, widerum nach Frankreich zurück, und war, wie er auf eine feine Art sagte, auf die Höflichkeit der Spanier übel zu sprechen, weil sie, um ihn zu empfangen, keinen Schritt hervor gekommen wären, und aus Unhöflichkeit die ihnen angebotene Ehre ausgeschlagen hätten.

Der Marschall von Biron that bey dieser Belagerung trefliche Dienste. Es ließ sich auch der König bey seiner Zurückkunft in Paris gegen die Einwohner dieser Stadt, die ihn auf eine recht königliche Weise einholten, vernehmen, und wies auf diesen Marschall: Meine Herren,

ren, sagte er, dieses ist der Marschall von Biron, den ich gerne meinen Freunden und Feinden vorstelle. 1597.

Dem Scheine nach war von der Ligve in Frankreich nichts mehr übrig, als der Herzog von Mercœur, der sich noch in Bretagne behauptete. Der König hatte ihm öfters einen Stillstand zugestanden, und ihm wichtige Bedingungen angeboten. Allein dieser Herzog war in dem Ehrgeitze, den er hatte, sich über dieses Land zum Herzoge zu machen, so ersoffen, daß er die Schließung eines Vergleichs von einer Zeit zur andern aufschob, und sich nicht nur einbildete, die Zeit würde ihm eine günstige Veränderung anbieten, sondern sich auch, ich weis nicht, mit was für Prophecevungen, schmeichelte, die ihn versicherten, als wenn der König in zweyen Jahren sterben würde.

Der König, welcher dieser Verzögerungen überdrüßig ward, richtete endlich sein Augenmerk dahin, und entschloß sich, die Halsstarrigkeit dieses Herzogs zu strafen, wie sie es verdiente. Es würde auch um ihn gänzlich geschehen gewesen seyn, wenn er nicht zu seiner Erhaltung den Schluß gefaßt hätte, seine einzige Tochter dem ältesten Sohne der schönen Gabrielle, der Herzoginn von Beaufort, zur Braut anzubieten. Dieses ist der heutige Herzog von Vendome.

1598. Seine Abgeordneten bekamen im Anfange keine andere Antwort, als daß er sich alsobald aus Bretagne wegmachen, und alle Plätze, die er daselbst in Händen hatte, übergeben sollte, unter welcher Bedingung der König verspräche, das Vergangene zu vergessen, und ihn widerum zu Gnaden anzunehmen. Allein der König, der ein zärtliches Herz hatte, und seinen natürlichen Sohn durch eine so reiche und ansehnliche Heirath empor zu bringen wünschte, ließ sich bald erweichen, und gestund ihm ein sehr vortheilhaftes Edict zu, welches gleich denenjenigen, die den übrigen Häuptern der Ligve waren zugestanden worden, vom Parlement bestätigt wurde. Der Vergleich wurde in Angers zu Stande gebracht, das Ehebündniß im Schlosse gezeichnet, und die Verlobung mit eben der Pracht gefeiret, als wenn es ein rechtmäßiger Prinz von Frankreich gewesen wäre. Der Bräutigam war damals nur vier Jahre, und die Braut nur sechs Jahre alt.

Der König schenkte seinem natürlichen Sohne das Herzogthum Vendome mit eben den Rechten, mit denen es die andern Herzoge besassen, welches das Parlement mit grossen Widerspruche, und nur mit der Bedingung bestätigte, daß dieses in Ansehung der Erbgüter des Königs, ohne Folge seyn sollte, als welche nach den Gesetzen des Reichs mit der Krone wider

wäre

wäre vereinigt worden, so bald er diese bekom- 1598.
men hätte.

Von Angers wollte sich der König nach Bretagne hinab begeben. Er hielt sich einige Zeit in Nantes auf, und gieng von dar nach Rennes, wo die Stände beysammen waren. In diesen beyden Städten brachte er ohngefähr zween Monate mit lauter Freudenfesten, Spielen und Lustbarkeiten zu, ohne sich dadurch hindern zu lassen, die Ausführung vieler Geschäfte mit Ernste zu beschleunigen.

„Denn dieser große König beschäftigte sich, „welches wohl zu merken ist, alle Morgen mit „ernsthaften Dingen, und wandte nur die übri„ge Zeit auf sein Vergnügen, und zwar also, „daß er eilends die größte Lustbarkeit auf die „Seite setzte, wenn etwas wichtiges vorfiel, „indem er ausdrücklich anbefohlen hatte, ihm „ohne Verzug davon Nachricht zu geben.„

Er schafte in dieser Landschaft viele überflüßige Besatzungen ab, hob eine Menge Abgaben auf, welche daselbst währenden Kriegen von der Tyranney einiger Privatpersonen waren eingeführt worden, verjagte das räuberische Gesindel, von welchem das flache Land verwüstet wurde, verordnete auf dem Lande Richter wider die Strassenräuber, die sich daselbst in grosser Menge aufhielten, verliehe der Gerechtigkeit ihr Ansehen wider, welches durch die Frechheit war geschwächt worden, und brachte beynahe

1598. nahe vier Millionen zusammen, von denen ihm die Stände der Provinz acht hundert tausend Thaler gerne verwilligte. Er bemühete sich also, auf eine nützliche Weise, zween Endzwecke zu erreichen, die ihm sehr am Herzen lagen, nämlich seinen Unterthanen eine Erleichterung zu verschaffen, und seine Einkünfte zu vermehren, „zwey Dinge, die nicht beysammen ste„hen können, wenn der Prinz nicht gerecht ist „und gut haushält, oder wenn er die Aufsicht „über seine Einkünfte andern überläßt, ohne „sich die genaueste Rechnung davon ablegen zu „lassen.„

Frankreich hatte also, nach einem zehnjährigen Bürgerkriege, durch Gottes besondere Gnade gegen dieses Königreich, und durch die mühsame Sorgfalt, Gütigkeit und Herzhaftigkeit des besten Königs in der Welt, seine innerliche Ruhe wider bekommen.

Unterdessen arbeitete man auch mit Ernste an einem Frieden zwischen den beyden Kronen Frankreich und Spanien. Beyde Könige wünschten ihn auf gleiche Weise; unser Heinrich, weil er sehnlichst wünschte, Frankreich wider zu erquicken, und ihm nach so vielem Blutvergiessen, und nach so heftigen Erschütterungen zu seinen vorigen Kräften wider zu verhelfen; und Philippus, weil er wohl merkte, daß sich das Ende seiner Tage näherte, und sein Sohn, Philippus III. nicht fähig wäre, die Last des

Kriegs

Kriegs wider einen so großen König zu ertra- 1598.
gen.

Die Gesandten beyder Theile waren deswegen mit dem päbstlichen Nuntius seit drey Monaten in der kleinen Stadt Vervins beysammen gewesen. Die französischen waren Pomponius von Bellievre, und Niclas Brußard von Sillery, beyde Staatsräthe, von denen der erstere noch Präsident im Parlement war, welche gemeinschaftlich, und ohne Eifersucht, an einem Frieden arbeiteten, und in kurzer Zeit die schwersten Puncte entschieden, und auf des Königs Befehl der Friedensschluß den 10. May unterzeichneten, worauf der Friede den 12. eben dieses Monats in Vervins öffentlich bekannt gemacht wurde.

Es würde zu lange werden, wenn ich hier alle Artikel des Friedensschlusses erzählen wollte. Ich will nur anführen, daß Spanien vermöge desselben alle Plätze in der Picardie, und Blavet in Bretagne wider abtreten, und der Herzog von Savoyen in diesen Friedensschluß mit eingeschlossen seyn sollte, wenn er dem Könige die Stadt Berre in der Provence wider einräumen würde, die er inne hatte. Endlich sollte die Steitigkeit wegen des Markgrafthums Saluzzo, dessen sich dieser Herzog gegen das Ende der Regierung Heinrichs III. bemächtiget hatte, der Entscheidung des H. Vaters überlassen werden, der sie in Jahrsfrist entscheiden sollte.

1598. Die Bekanntmachung des Friedens geschah in allen Städten Frankreichs und der Niederlande an einem Tage mit einer so großen Freude, daß der Schall davon bis an die beyden Enden der Christenheit drang. Allein niemand empfand darüber eine so wahre Freude, als unser Heinrich, welcher öfters zu sagen pflegte, es „wäre etwas barbarisches und den Gesetzen der „Natur und des Christenthums zuwider, wenn „man aus Liebe zum Kriege kriegen wollte, und „es sollte ein christlicher Prinz niemals einen „Frieden ausschlagen, wenn er ihm „nicht schlechterdings nachtheilig wäre.

Drit-

* *

Dritter Theil
der
Lebensbeschreibung Heinrichs, des Großen.

Von dem in Vervins 1598. geschlossenen Frieden, bis zu seinem 1610. erfolgten Tode.

Bis hieher sind wir dem Glücke unsers Heinrichs auf sehr schweren und höckerichten Wegen, mitten durch Felsen und Tiefen, zu sehr unglücklichen Zeiten, und bey lauter Stürmen und Ungewittern gefolgt; nunmehr wollen wir ihm auf ebenern und schönern Wegen, in den Annehmlichkeiten der Ruhe und des Friedens folgen, wo dennoch unsers Heinrichs Tugend in der Ruhe nicht schläfrig werden, sondern sich allezeit thätig erweisen wird; wo sich seine große Seele mit den ächtesten Verrichtungen eines Königs beschäftigen, wo er endlich bey seinen Vergnügungen die nöthigsten und wichtigsten Beschäftigungen zu seinen vornehmsten Vergnügen machen wird. 1598.

In

1598. In den ersten beyden Theilen seines Lebens, die wir betrachtet haben, ist er aus Noth ein Held und Kriegsmann, in diesem letzten, aus natürlicher Neigung ein geschickter Rathgeber und großer Staatsmann, in allen aber unüberwindlich und unermüdlich gewesen.

Die wahre Pflicht eines Monarchen besteht vornehmlich in der Beschützung seiner Unterthanen. Er muß sie wider auswärtige Feinde schützen, und die innerlichen Spaltungen und den Frevel der Rebellen unterdrücken. Eben deswegen hat er die Gewalt der Waffen in Händen, und eben deswegen ist es ihm nützlich, die Kriegskunst vollkommen zu verstehen. Allein diese macht nur einen Theil seiner Pflichten aus, und man kann mit Wahrheit sagen, daß sie weder die nöthigste, noch zureichend genug ist. Denn außer, daß der Krieg durch Unterfeldherren kann geführt werden, wer zweifelt, denjenigen Prinzen für den glücklichsten zu halten, welcher sich in solche Umstände setzet, „daß er nicht nö„thig hat, den Degen zu ziehen, und dennoch „mächtig genug ist, die Gerechtigkeit zu hand„haben, die Bösen zu strafen, und rechtschaffe„ne Leute zu ehren und zu erheben? welcher „weis die Gnadenbezeigungen und Belohnungen „auszutheilen, gute Ordnung und die Gesetze „aufrecht zu erhalten, in seinen Ländern die „Ruhe zu behaupten, von demjenigen, was „vorgehet, öftere und genaue Nachricht einzu-

„zie-

„ziehen, durch seine gute Aufführung sein An- 1598.
„sehen und seine Hoheit zu behaupten, sich sei-
„nen Feinden furchtbar, und bey seinen Bunds-
„genossen geehrt zu machen, seinem geheimen
„Rathe als Monarch vorzustehen, den Gesand-
„ten Gehör und Antwort zu geben, große Din-
„ge durch Bündnisse und Unterhandlungen zu
„entscheiden, dem Uebel vorzubeugen, und den
„Bösen und Feinden die Macht, ihm zu schaden,
„zu nehmen, den Staat durch die Handlung
„und durch die Verbesserung der Wissenschaf-
„ten und guten Künste reich, blühend und
„fruchtbar zu machen, den Reichthum von allen
„Orten der Welt dahin zu ziehen, und vornehm-
„lich die Ehre und den Dienst Gottes daselbst
„zu befördern, also, daß sein Staat gleichsam
„ein Paradis des Vergnügens, und ein Auf-
„enthalt der Glückseligkeit sey. Dieses sind,
„nach meiner Ensicht, die würdigen Geschäfte
„eines mächtigen, eines weisen und christlichen
„Königs, der, als ein Hirte seiner Völker, wie
„Homer den großen König Agamemnon öfters
„nennt, nicht allein wissen muß, die Wölfe zu
„verjagen, das ist, Krieg zu führen, sondern
„vielmehr seine Heerde zu führen, sie vor allen
„Krankheiten zu bewahren, sie fett zu machen,
„und ihre Zahl zu vermehren.

Der zur unglaublichen Freude aller Franzo-
sen, Niederländer und Spanier bekannt ge-
machte Friede wurde den 21. Junius von un-
serm

1598. ſerm Könige in der Frauenkirche über dem Kreuze, und die heiligen Evangelien in Gegenwart des Herzogs von Arſchot und des Admiranten von Arragonien, welche der König von Spanien zu dem Ende als Geſandte dahin geſchickt hatte, feierlich beſchworen. Hierauf beſchwor ihn der Cardinal Erzherzog Albert, der Statthalter in den Niederlanden, im Namen ſeines Königs den 26. Junius zu Brüſſel, wobey der Marſchall von Biron zugegen war, den unſer Heinrich nur neulich, mit Genehmhaltung des Parlements, mit der Würde eines Herzogs und Pairs beehrt hatte, um ihm ſo wohl zu dieſer Geſandſchaft mehr Glanz zu geben, als die großen Dienſte zu vergelten, welche ihm dieſer Herr in dem Kriege gethan hatte.

Bey dieſer Reiſe ſparten die Spanier gegen dieſen neuen Herzog weder Schmeicheleyen, noch Lobserhebungen, um ihm Stolz und Eitelkeit einzublaſen, wodurch er in der guten Meynung von ſich ſelbſt ſo betrunken ward, daß er ſich in den Kopf ſetzte, als wenn ihm der König mehr ſchuldig wäre, als er ihm jemals geben könnte, und er anderswo ſeine Geſchicklichkeit theurer verkaufen würde, wenn ſie in Frankreich nicht genug ſollte geehrt werden. Dieſes wird bald ſehr ſchlimme Folgen nach ſich ziehen.

Viele unter den Franzoſen, die den elenden Zuſtand des Königs in Spanien und ſeiner Sachen nicht recht wußten, konnten nicht begreifen,

sen, warum dieser König den Frieden so theuer 1598.
gekauft hätte, indem er sechs bis sieben wichtige Plätze, unter andern Calais und Blavet, abtrat, welche man die Schlüssel zu Frankreich nennen konnte. Die Spanier hingegen, welche sahen, daß ihr König dem Tode nahe, seine Schatzkammern erschöpft, die Niederlande wankend, Portugall und seine Länder in Italien zu einer Empörung entschlossen, und der Sohn, den er hinterließ, zwar ein guter Prinz war, aber die Ruhe sehr liebte, verwunderten sich, warum die Franzosen, welche Amiens mit so vieler Herzhaftigkeit wider erobert, und, nach dem Vergleiche mit dem Herzoge von Mercœur, alle ihre Kräfte wider vereinigt hatten, nicht in die Niederlande eingedrungen wären, weil sie solche wahrscheinlicher Weise würden gewonnen, oder viele Stücke davon abgerissen haben. Der „König antwortete: „er hätte den Frieden nicht „gewünscht, um der Ungemächlichkeiten des „Kriegs überhoben zu seyn, sondern der Chri„stenheit Gelegenheit zu geben, sich wider zu „erholen. Ich weis wohl, sagte er, daß ich „mir die damaligen Umstände hätte sehr wohl zu „Nutze machen können. Allein die Hand Got„tes stürzet öfters die Fürsten mitten in ihrem „größten Glücke, und ein Weiser muß niemals, „wegen einer gehoften günstigen Begebenheit, „einen vortheilhaften Vergleich ausschlagen, „noch sich auf den Schein eines gegenwärtigen

„Glücks

1598. „Glücks verlassen, welches sich durch tausend „unversehene Zufälle verändern kann, indem „es oft geschehen ist, daß ein zu Boden gewor„fener und hart verwundeter Mensch denjenigen „getödtet hat, der ihn hat nöthigen wollen, um „sein Leben zu bitten.

Man sahe aber in kurzer Zeit ein, daß der König Philippus II. diesen Frieden nöthiger gehabt hatte, als Frankreich. Denn seine Krankheit nahm mehr und mehr zu. Er gab 22. Tage hinter einander durch alte Oefnungen seines Leibes beständig Blut von sich, bekam kurz vor seinem Ende vier Geschwüre an der Brust, aus welchen beständig ein Haufen Würmer hervor kamen, die von seinen Bedienten, aller ihrer Mühe ungeachtet, nicht konnten getrocknet werden.

Philippus II. bezeigte bey dieser außerordentlichen Krankheit eine bewundernswürdige Standhaftigkeit, und ließ die Zügel seines Staats nicht eher, als mit dem letzten Seufzer seines Lebens, fahren. Denn er brachte noch, ehe er starb, die Heirath zwischen seinem Prinzen und der Margaretha, der Tochter des Erzherzogs zu Grätz, und zwischen seiner geliebten Tochter Isabella und dem Cardinal und Erzherzoge Albert, der eben von dem Geblüte war, als sie, zu Stande, und gab ihr die Niederlande, nebst der Grafschaft Burgund, mit der Bedin-

gung

gung des Rückfalls, wenn sie ohne Kinder 1598.
sterben sollte, zum Brautschatze mit.

Seine tödtliche Krankheit verhinderte ihn, den Frieden, dessen Artikel er unterzeichnet hatte, mit eben den Feierlichkeiten zu beschwören, als der König und der Erzherzog gethan hatten, und daher that Philippus III. sein Sohn und Nachfolger, den 21. May 1601. in der Stadt Valladolid dieser Pflicht eine Gnüge, welcher Feierlichkeit der Graf la Rochepot, als französischer Gesandter, beywohnte.

Wie nun die unmäßige Freyheit der Kriege viele Jahre hinter einander alle Verbrechen hatte unbestraft begehen lassen; so fand sich noch eine große Menge Taugnichte, welche theils glaubten, als wenn ihnen erlaubt wäre, den andern das Ihrige zu nehmen, theils befugt und berechtigt zu seyn meynten, sich mit Gewalt selbst Recht zu verschaffen, und keine andern Gesetze erkannten, als die Gewalt. Dieses nöthigte unsern Heinrich den Anfang zu der Verbesserung seines Staats mit der Herstellung der öffentlichen Ruhe zu machen. Er verbot zu dem Ende allen und jeden, sie mochten von einem Stande seyn, von welchem sie wollten, Schießgewehr zu tragen, mit der Verwarnung, denenjenigen, die dawider handelten, die Waffen und Pferde wegnehmen, und sie über dieses das erstemal um zweyhundert Thaler, und das anderemal, ohne Gnade und Barmherzigkeit am Leben stra-

1598. sen zu lassen, und gab jedermann die Freyheit, sich aller dererjenigen, die dergleichen Gewehr bey sich trügen, zu bemächtigen, nur seine leichten Reiter, Gensdarmen und Leibtrabanten ausgenommen, die nur dergleichen haben sollten, wenn sie auf der Wache wären.

Ferner dankte er, um das Land von den vielen Soldaten zu entledigen, nicht allein den größten Theil seiner neuen Truppen, sondern auch mehr, als die Hälfte seiner alten ab. Er verminderte auch die Zahl seiner Leibwachten, und verstattete den Statthaltern in den Provinzen und seinen Lieutenanten keine Wachen mehr, indem er nicht leiden wollte, daß außer ihm ein anderer, wer es auch sey, dieses prächtige Zeichen der Oberherrschaft um sich haben sollte.

Ob nun gleich der Krieg den Handel unterbrochen, die Städte in Dörfer, die Dörfer in Steinhaufen, und die Felder in Dorn und Hecken verwandelt hatte; so zwangen doch die königlichen Einnehmer den armen Bauersmann, von den Früchten, die er nicht eingeerndtet hatte, die Abgaben zu geben. Das Geschrey dieser Elenden, die weiter nichts hatten, um sich zu beklagen, als ihre Zungen, rührte daher das Herz eines so gütigen und gerechten Königs so sehr, daß er ihnen durch einen Befehl dasjenige erließ, was sie auf das Vergangene schuldig waren, und ihnen auch aufs Zukünftige Hofnung zu einer Erleichterung machte.

End-

Endlich ließ er, auf die Nachricht, daß wäh- 1598.
renden Unruhen viele falsche Edelleute geworden wären, die von Abgaben und Steuren frey seyn wollten, wider diese Leute eine genaue Untersuchung anstellen, und bestätigte sie nicht etwa bey ihrem unbefugten Eingriffe für ein Stück Geld, wie man öfters zum großen Nachtheile der andern steuerbaren Unterthanen thut, sondern befahl ihnen, aufs neue die Steuren zu geben, damit sie, als die reichsten Unterthanen, den ärmsten einen guten Theil der Last tragen helfen möchten.

Er wünschte auch recht sehnlichst, seinem wahren Adel Gutes zu thun, und ihn wegen des in seinen Diensten gemachten Aufwands schadlos zu halten. Allein seine Rentkammern waren leer, und über dieses würde alles Gold aus Peru nicht zugereicht haben, der Begierde und Verschwendung so vieler Leute eine Gnüge zu thun. Denn der König Heinrich III. hatte durch sein Beyspiel, und durch die Beyspiele seiner Lieblinge den Aufwand so hoch getrieben, daß die Herren wie Prinzen, und die Edelleute wie Herren leben wollten, und deswegen die Güter ihrer Voraltern veräußern, und die alten Schlösser, als die herrlichen Zeichen ihres Adels, in silberne und goldene Kleider, Bediente, Kutschen und Pferde verwandeln mußten, und sie sich hernach, wenn ihnen wegen ihrer Schulden niemand mehr leihen wollte, entweder aus der

1598. königlichen Rentkammer wider erholen wollten, und um Gnadengelder anhielten, oder dem armen Volke auf den Rücken fielen, und es auf unzählige Weise plagten und plünderten. Der König gab daher um einer solchen Unordnung zu steuren, seinen Edelleuten nachdrücklich zu verstehen, wie er wünschte, daß sich ein jeder nach seinem Vermögen richten möchte, und er es gerne sehen würde, da man Friede hätte, wenn sie sich auf ihre Güter begäben, und das Land anbauen, und ihre Felder bestellen ließen. Auf diese Weise nun ersparte er ihnen den grossen Aufwand am Hofe, zeigte ihnen, daß der beste Schatz, den man sich erwerben könnte, der Schatz einer guten Wirthschaft ist. Er wußte über dieses, daß der französische Adel sich eifrigst befleißigt, dem Könige in allen Dingen nachzuahmen, und lehrte ihn darauf durch sein eigen Beyspiel den Ueberfluß in Kleidern einzuschränken. Denn er trug ordentlich einen grauen Rock mit einer Weste, die entweder von Atlas, oder von Taffet, und weder gezackt, noch mit Borten versehen, noch gestickt war, lobte diejenigen, die sich also kleideten, und verlachte die andern, die, wie er zu sagen pflegte, ihre Mühlen und Wälder auf ihrem Rücken trugen.

Gegen das Ende dieses Jahrs fiel er in Monceaux plötzlich in eine heftige Krankheit, an welcher er beynahe gestorben wäre. Ganz Frankreich zitterte darüber, und hielt ihn für ver-

verlohren, und das Gerücht, das davon er- 1598.
schallte, wollte schon die Meutereyen wider erregen. Allein er ward binnen zehn oder zwölf Tagen wider gesund, und es schien, als wenn ihm Gott diese Krankheit nur deswegen zugeschickt hätte, um ihm zu entdecken, daß es in seinem Reiche noch übelgesinnte Gemüther gäbe, und um ihn durch das Wehklagen seines Volks dasjenige Vergnügen empfinden zu lassen, welches sich auf eine allgemeine Liebe gründet.

Bey der größten Heftigkeit seiner Krankheit sagte er zu seinen Freunden diese schönen Worte: Ich fürchte mich gar nicht vor dem Tode, dem ich in den größten Gefährlichkeiten muthig unter die Augen gegangen bin; aber ich gestehe es, ich gehe ungerne aus dieser Welt, ehe ich, meinem Vorhaben gemäs, diesem Reiche zu seiner Hoheit wider verholfen, und meinen Völkern durch eine löbliche Regierung und Erleichterung wegen ihres Beystandes gezeigt habe, daß ich sie so sehr liebe, als wenn sie meine Kinder wären.

Hierauf gieng er, um sein löbliches Vorhaben auszuführen, und alles in Ordnung zu bringen, nach St. Germain en Laye, um daselbst die Ausgaben die er sowohl auf seine Hofstatt, als auf die Besatzungen, Soldaten, Artillerie, Flotten, Besoldungen und andere Dinge wenden mußte, in Richtigkeit zu setzen. Er hatte

1598. damals, wie wir gleich melden werden, in seinem Rathe sehr große Männer, die in allen Dingen sehr geschickt waren, und gleichwohl erwies er sich weit geschickter und einsehender, als sie. Er prüfte und untersuchte alle Arten der Ausgaben mit einer bewundernswürdigen Beurtheilung und Einsicht, und ersparte und schränkte, mit Beybehaltung des Nöthigen alles ein, was sich einschränken ließ. Unter andern schafte er den überflüßigen Aufwand bey seiner Tafel ab, um nicht sowohl für sich zu sparen, als vielmehr seine Unterthanen zu verbinden, ihrer Lüsternheit Schranken zu setzen, damit sie nicht ihre Häuser verfressen möchten, wenn sie darinnen eine gar zu große Küche halten wollten. Und in der That verwandelte sich die Verschwendung durch des Königs Beyspiel, welches weit mehr vermag, als Gesetze und Strafen, sehr bald in eine dem Staate sehr nöthige Sparsamkeit.

Sein Rath bestund damals aus sehr geschickten und getreuen Räthen, als dem Chiverny, Bellievre, Sillery, Sancy, Janin, Villeroy und Rosny. Ich rede nicht von den großen Kriegsleuten, als dem Marschall von Biron, dem Lesdigvieres, Statthalter vom Delphinat, dem Herzoge von Mayenne, dem Connetable von Montmorency, dem Marschalle de la Chastre, dem Marschalle von Aumont, Guitry, la Noue, und vielen andern, deren er sich zur Verwaltung des Staats nicht bediente, ob er

sich

sich gleich oft mit ihnen zu unterreden, und ihnen Ehren halber die großen Geschäfte zu entdecken, und sie um ihr Gutachten zu fragen pflegte. 1598.

Der Canzler Chiverny, welcher diese Würde unter der Regierung Heinrichs III. erhalten hatte, war kaltsinnig, verschmitzt, bedachtsam, und nach dem Urtheile seiner Feinde ein besserer Sachwalter, als Staatsrath.

Er starb das folgende Jahr, und der König besetzte desselben Stelle mit dem Pomponius von Bellievre, welcher die Rechte und das gemeine Beste von Frankreich vollkommen verstund, und ein geübter Unterhändler war, wie er es bey dem Friedensschlusse zu Vervins gezeigt hat. Er war schon ziemlich alt, als ihm der König diese Canzlerstelle auftrug, und sagte daher, „er „träte sie an, um sie bald wieder niederzulegen.„ Dieser bracht es dahin, daß der König einen strengen Befehl wider die Zweykämpfe heraus gab, stellte in dem Rathe eine sehr gute Ordnung her, und machte die Verordnung, nach welcher keiner von den Requetenmeistern in den Rath aufgenommen werden sollte, welcher nicht zehn ganze Jahre in einem von den höchsten, oder sechzehn Jahre in andern Gerichten gesessen hätte.

Nicolaus Bruslard-de-Sillery, der oberste unter den Präsidenten im Parlemente zu Paris, des Bellievre Eidam nnd Zugeordneter bey dem Friedensschlusse zu Vervins, war ein sanftmüthiger, willfähriger und höflicher Mann, und

1598. soll sich öffentlich, wie man sagt, in seinen Gesichtszügen und Reden niemals verändert haben.

Harlay-Sancy war freymüthig, kühn, unerschrocken, und fürchtete niemanden, wenn es den Dienst des Königs betraf; aber auch ein wenig trotzig, und redete mit dem Könige auf eine gar zu freye Art, wovon dasjenige ein Zeugniß ablegt, was er zu ihm wegen der Madame Gabrielle sagte, die es ihn aber zu rechter Zeit wider entgelten ließ.

Janin, der Präsident in den Parlement von Bourgogne und Villeroy, der erste Staatssecretair, hatten es beyde mit der Ligve gehalten, und dem Könige und Reiche nützliche Dienste geleistet, indem sie dieses nur, um die catholische Religion zu vertheidigen, nicht aber aus Liebe zur Meuterey gethan hatten, und dadurch verhindert, daß sich weder die Spanier dieses Reichs bemächtigt, noch sich ihm der Herzog von Mayenne schlechterdings in die Arme geworfen hatte, wie er aus Verzweiflung oft hatte thun wollen. Beyde waren hierinnen ein ander gleich, daß sie den Staat und das Reich eifrig liebten, und einen großen Verstand hatten, so verschieden im übrigen ihre Gemüthseigenschaften waren.

Janin war ein guter alter Franzos, der es gerne bey dem Alten bewenden ließ, und den Gesetzen und Verordnungen folgte, ein guter Rechtsgelehrter, standhaft und schlüßig, gieng gera-

gerade zum Zwecke, wußte keine Umwege zu 1598.
nehmen, und liebte das gemeine Beste.

Villeroy war einer der klügsten und geschicktesten Hofleute, die man jemals gesehen hat. Er hatte einen offenen und aufgeräumten Kopf, der mit einer unglaublichen Fertigkeit die verwirrtesten Dinge entwickelte, sie auf eine so angenehme und verständliche Weise erklärte, daß nichts drüber war, und ihnen eine Gestalt gab, die ihm gefiel. Er war auf eine bewundernswürdige Weise behend, und über dieses an Erfindung gehöriger Mittel sehr reich, und griff eine Sache an so vielen Seiten an, daß sie ihm nicht leichtlich entwischte.

Der König berathschlagte sich öfters mit diesen Räthen, die man damals noch also, und nicht Minister nannte, wie man seit fünf und dreyßig Jahren gethan hat, redete mit ihnen von seinen Geschäften, manchesmal um sich darinnen unterrichten zu lassen, und manchesmal um sie selbst zu unterrichten, und that dieses entweder in seinem Cabinette, oder wenn er in der Tuillerie, Monceaux, St. Germain und Fontainebleau spatzieren gieng. Er unterredete sich öfters mit ihnen besonders, und ließ einen nach dem andern zu sich rufen, und hielt diese Weise, um sich entweder zu verbinden, mit ihm desto freyer zu reden, oder, um ihnen nicht allen auf einmal zu sagen, was er nur etlichen wenigen sagen wollte, oder aus einer andern Ursa-

1598. che, die sich ohne Zweifel auf eine gute Staatskunst gründete. Er sagte, er fände unter ihnen keinen, der ihm so viel Gnüge thäte, als Villeroy, und erörterte mit ihm in einer einzigen Stunde mehr Dinge, als mit den andern in einem Tage.

Was den Maximilian von Bethune, Baron von Rosny und hernach Herzog von Sully, betrift, so war er von seiner zarten Kindheit an um den König gewesen, und in der hugonottischen Religion erzogen worden. Der König hatte desselben Fähigkeit und Liebe in verschiedenen wichtigen Angelegenheiten, und besonders desselben natürliche Geschicklichkeit in dem Rentwesen erkannt, als wozu Rosny alle erforderliche Eigenschaften hatte. Er war in der That sehr ordentlich, genau, ein guter Wirth, von Treu und Glauben, nicht verschwenderisch, nicht hochmüthig, nicht närrischen und eitlen Ausgaben im Spiele, mit Frauenzimmer, und in andern solchen Dingen ergeben, die einem Manne nicht geziemen, der einem solchen Amte vorsteht. Noch mehr, er war wachsam, arbeitsam, behend, und wandte fast seine ganze Zeit auf seine Geschäfte, und wenig auf sein Vergnügen. Ueber dieses hatte er die Gabe in die Rentsachen tief einzudringen, und die Knoten und Verwirrungen zu entwickeln, mit denen ungetreue Rentbedienten ihre Diebereyen zu verbergen suchen.

Wir

Wir haben schon gesagt, wie der König, die 1598.
Verwaltung seiner Renten besser einzurichten, vornehmlich gewünscht, und wie er sich genöthigt gesehen hat, dem Franz von O das Amt eines Oberrentmeisters zu lassen.

Nach dem Tode dieses Mannes aber trauete er dieses Amt fünf bis sechs Personen an, die er für tüchtig und redlich hielt, indem er der Meynung war, diese würden ihm besser dienen, als ein einziger Mann, und sich einbildete, sie würden auf einander ein wachsames Auge haben, und auf einander scharf Achtung geben. Allein es geschah das Gegentheil. Jeder verließ sich auf seinen Amtsgenossen, nichts kam zu Stande, und wenn einer etwas thun wollte, so ermangelten die andern nicht, ihm aus Eifersucht Hindernisse in Weg zu legen, also, daß sie in keinem Stücke einstimmig waren, als daß sie sich ihre Besoldungen wohl bezahlen ließen, die dem Könige sechsmal mehr kosteten, als wenn er nur einen einzigen Oberrentmeister gehabt hätte, ohne daß er von dieser Menge einigen Nutzen hatte.

So bald er daher eingesehen hatte, daß eine so große Menge seine Renten in lauter Verwirrung brächte; so überließ er solche einem einzigen Manne, welches Sancy war. Allein er merkte einige Zeit hernach, daß sich dieser Mann zu andern Verrichtungen besser schickte, und gab ihm deswegen den Rosny zum Gehülfen,

1598. sen, den er endlich allein zum Oberrentmeister machte.

Rosny hatte sich auch, ehe er dieses Amt antrat, die nöthigen Dinge bekannt gemacht, um denselben eine Gnüge zu thun, und wußte vollkommen alle Einkünfte und Ausgaben des Reichs, und entdeckte alles, was er davon wußte, dem Könige, der sich auch auf seiner Seite alle diese Dinge so wohl bekannt gemacht hatte, daß man nicht hundert Thaler aufwenden konnte, ohne daß er wußte, ob man sie wohl, oder übel angewandt hätte. „So vortheilhaft es ei„nem ungetreuen Haushalter ist, daß sein Herr „unwissend sey, und auf sein Thun nicht Ach„tung gebe: so vortheilhaft ist es hingegen ei„nem nützlichen und getreuen Diener, daß sein „Herr wohl unterrichtet sey, und alles genau „sehe, um seine Dienste nach Würden zu schä„tzen.„

Endlich schickte sich auch seine Gesinnung zu des Königs seiner vollkommen. Der König verlangte, als er ihm seine Renten anvertrauete, von ihm, daß er niemals eine Flasche Wein, oder ein Geschenk annehmen sollte, ohne ihm davon zu sagen, und willigte alsobald drein, so bald er ihm davon sagte, und Rosny fand seine Rechnung dabey, indem ihm der König von dem Seinigen öfters einige Geschenke machte, um ihn noch mehr aufzumuntern, ihm immer besser und besser zu dienen. Rosny aber nahm sie niemals

mals an, bis sie auf die gehörige Weise in der 1598.
Rechnungskammer waren bestätigt worden, damit jedermann von den Geschenken, die ihm sein Herr machte, wissen, und man ihm nicht vorwerfen möchte, als wenn er sich der Gnade seines Königs bediente, um desselben Schatzkammer zu erschöpfen.

Unter der Verwaltung dieses Oberrentmeisters war das erste Gesetz, welches der König in Ansehung seines Rentwesens gab, die beständige und unveränderliche Ordnung, die man niemals verändern darf, so bald sie einmal ist beschlossen und angenommen worden. Denn wie die schlimmsten Umstände durch ein standhaftes und gewisses Bezeigen verbessert werden; also werden die besten durch einen leichtsinnigen Kopf über den Haufen geworfen, der heute etwas thut, zernichtet, und ohne Aufhören wider thut, und morgen dasjenige widerrufen wird, was er heute angeordnet hat.

Rosny legte alsobald von seiner Fähigkeit die sichersten Proben ab, und brachte, als er nur vier Generalitäten in Augenschein genommen hatte, in kurzer Zeit anderthalb Millionen Einkünfte wider herbey, die sich verlohren hatten. Er fand auch auf diese Weise, als Amiens von den Spaniern war überrumpelt worden, bald Mittel, ein großes Heer auf die Beine zu bringen, und die Kosten zur Belagerung anzuschaffen, daß er also eines der vornehmsten Werkzeu-

ge

1598. ge war, durch welche diese große Stadt wider erobert wurde.

Hier verdient unter andern ein Mittel angemerkt zu werden, welches er erfand, um den heimlichen Griffen der Rentmeister zu begegnen. Er wußte, daß es in dem königlichen Rathe einige Personen gab, welche mit den Pachtern unter einer Decke lagen, und ihnen im Rathe den Pacht der königlichen Einkünfte um einen wohlfeilen Preis zu schlagen, und öfters großen Erlaß auswirken halfen. Um nun zu verhindern, daß nicht diese Leute das Beste unter sich theilen möchten, band er den Oberpachtern die Hände, und gebot den Unterpachtern, ihnen nichts mehr zu zahlen, und das Geld von ihren Unterpächten geradeswegs in die königliche Kammer zu bringen. Durch dieses Mittel verdoppelte er die Einkünfte des Königs, weil man fand, daß die Unterpächte beynahe um zwey Drittel höher stiegen, als die Oberpächte.

Diese Leute im Rathe und die Rentbedienten schrien im Anfange wider seine Aufführung heftig, legten ihm tausend Fallstricke, und verursachten ihm tausend Widerwärtigkeiten, bis er sie mit der Zeit zur Vernunft brachte. Auf gleiche Weise schimpften und schmälten diejenigen, die von ihm etwas zu fordern, kein Recht hatten, und ihm ohne Aufhören beschwerlich fielen, sehr heftig auf seine Härte, wenn sie von ihm nichts erzwingen konnten. Allein er bekümmer-

merte sich um ihren eitlen Zorn und ihre närri- 1598.
schen Reden wenig, oder gar nicht, sondern trachtete nur, die Schulden des Königs, den Gesetzen gemäs, zu tilgen, und dasjenige, was für gute Dinge war angeordnet worden, zu rechter Zeit zu bezahlen. Denn er hielt davon nichts, daß jemand um dasjenige, was man ihm wahrhaftig schuldig war, hundertmal anhalten sollte.

„Wir haben uns bey dem Rentwesen ein we„nig aufgehalten, weil es unter allen das aller„wichtigste ist, durch welches man alles thut, „ohne welches man nichts thun kann, und wo„von die Erleichterung, oder Unterdrückung der „Völker, und wovon der glückliche, oder un„glückliche Ausgang der Entschlüssungen und „Unternehmungen abhangt.„

Unser Heinrich hätte zu eben der Zeit wohl ge- 1599.
wünscht, für die Verbesserung der Geistlichkeit zu sorgen, welche sich in der That in großer Unordnung befand, so wohl in Ansehung des Weltlichen, da sich die Hugonotten und bösen Catholicken der geistlichen Güter angemaaßt hatten, als in Ansehung des Geistlichen, da der größte Theil der Prälaten und Priester eben so unwissend, als verderbt war. Allein er konnte dieser Unordnung nicht so bald durch beqveme Mittel abhelfen. Die Nothwendigkeit, in welcher er sich befand, diejenigen zu belohnen, die sich um ihn wohl verdient gemacht hatten, zwang ihn, die Mißbräuche zu dulten, und selbst einige zu be-

ge-

1599. gehen, indem er die Pfründen eben so vergab, wie sie vorzeiten Carl Martell vergeben hatte, und sie unfähigen und verheiratheten Personen, Kriegsleuten, Kindern, und so gar Weibern verlieh, um ihnen den Verlust ihrer erschlagenen, oder in seinen Diensten verunglückten Männer zu vergüten.

Ich habe mir nicht vorgenommen, diesen Fehler zu entschuldigen, weil niemals eine rechtmäßige Ursache vorhanden seyn kann, die Güter des Heiligthums den Weltlichen preis zu geben, und die Schätze des Kreuzes zu etwas andern, als zum Altar anzuwenden. Ich weis unterdessen wohl, daß viele Geistliche sie ganz anders gebrauchen, aber wer zweifelt, daß diese Leute nicht schlimmer sind, als die Jüden, welche um den geheiligten Rock Jesu Christi würfelten?

Gegen das Ende dieses Jahrs übergab die allgemeine Geistlichkeit, die sich in Paris versammlet hatte, dem Könige eine nachdrückliche Vorstellung, in welcher ihn die Prälaten baten, die Schlüsse der tridentischen Kirchenversammlung in Frankreich öffentlich bekannt zu machen, sein Gewissen durch die Ernennung zu Bißthümern, Abtayen und andern mit der Seelensorge verknüpften Pfründen nicht zu beschweren, den Layen keine Pensionen auf die Pfründen anzuweisen, und die Schändung der Kirchen und heiligen Oerter künftighin nicht

mehr

mehr zu verstatten, sondern sie wider aufbauen, 1599.
und darinnen den Gottesdienst wider herstellen zu lassen.

Was das tridentische Concilium betrift, so muß man wissen, daß es nur in Ansehung der Glaubensartikel, nicht aber auch in solchen Punkten, welche die Kirchenzucht betreffen, in Frankreich, war angenommen worden, weil viele glauben, diese letztern wären meistentheils den Freyheiten der französischen Kirche, und den Rechten des Königs zuwider. Eben deswegen haben die Eiferer, so viele Mühe sie sich auch gegeben haben, niemals ihren Zweck erreichen können, indem sich die Parlementer beständig sehr heftig dawider gesetzet haben.

Die Anrede der Geistlichkeit beantwortete der König mit großer Beredsamkeit, aber mit wenigen Worten, nämlich, er wüßte, daß dasjenige wahr wäre, was sie ihm wegen der Ernennung zu den geistlichen Aemtern gesagt hätten, er wäre aber weder der Urheber, noch der Erfinder dieses Mißbrauchs. Er wäre, als er währenden bürgerlichen Kriegen die Regierung angetreten hätte, dahin gelaufen, wo er das größte Feuer gesehen hätte, um es auszulöschen, und würde sich nunmehr, da er Friede hätte, bemühen, die zwo Säulen Frankreichs, nämlich die Gottesfurcht und die Gerechtigkeit, wider aufzurichten, und

1599. mit Gottes Hülfe die Kirche in einen eben so guten Zusand zu setzen, in welchem sie sich zu den Zeiten Ludwigs XII. befunden hätte. Allein, sagte er, ich bitte euch, tragt das euerige dazu bey. Bringt es durch euere guten Beyspiele dahin, damit das Volk zum Guten eben so sehr ermuntert werde, als es vorher davon ist abgezogen worden. Ihr habt mich an meine Pflicht erinnert, ich erinnere euch an die euerige, und wir wollen mit einander um die Wette Gutes thun. Meine Vorgänger haben euch mit schönen Worten abgespeiset, ich aber will euch mit meiner grauen Jacke die That zeigen. Ich bin ganz grau von außen, und ganz golden von innen. Ich will euere Vorschläge durchsehen, und so geneigt darauf antworten, als mir immer möglich seyn wird.

Er besaß nicht Klugheit und Geschicklichkeit genug, um sich also aufzuführen, daß die Catholicken und der Pabst mit seiner Aufführung zu frieden gewesen wären, und die Hugonotten nicht Ursache gehabt hätten, darüber unruhig zu werden, und in Furcht zu gerathen. Seine Pflicht und sein Gewissen trieben ihn an, den erstern beyzustehen; hingegen die Staatsklugheit und die großen Verbindlichkeiten, die er den letztern hatte, verstatteten ihm nicht, sie ganz in Verzweiflung zu stürzen. Er gestund ihnen,

um

um ein nöthiges Mittel zu treffen, ein Edict zu, 1599.
das viel weitläuftiger war, als die vorigen. Man nannte es das Edict von Nantes, weil es in dieser Stadt in dem vorigen Jahre, als er sich daselbst aufgehalten hatte, war beschlossen worden. Durch dieses Edict nun verstattete er ihnen alle Freyheit zur Uebung ihrer Religion, und zugleich das Recht, zu Ehrenstellen zu gelangen, in die Hospitäler und Collegia aufgenommen zu werden, an gewissen Oertern Schulen, und beynahe überall Prediger zu haben, und noch viele andere Sachen, welche ihnen nach der Zeit, wegen ihrer Empörungen und verschiedenen Unternehmungen, sind genommen worden.

Das Parlement widersetzte sich diesem Edicte heftig, und länger, als ein Jahr, und bestätigte es nicht eher, bis man ihm begreiflich machte, daß man in dem Reiche ein neues Feuer anzünden würde, wenn man den mißvergnügten und mächtigen Hugonotten diese Sicherheit nicht zugestehen wollte. Auf der andern Seite suchte er den Pabst, der über dieses Edict hätte unwillig werden können, dadurch zu besänftigen, daß er ihm alle Ehrfurcht erwies, und desselben Nutzen eifrigst beförderte, so wie er 1597. und 1598. in Ansehung des Herzogthums Ferrara tha.

Dieses Herzogthum ist ein männlich Lehn des heiligen Stuhls, mit welchem die Päbste vorzeiten die Herren aus dem Hause Este mit der Be-

1599. dingung beliehen hatten, daß es nach Absterben der männlichen rechtmäßigen Erben zurück fallen sollte. Alphonsus von Este, der andere dieses Namens und letzte Herzog, war 1597. ohne Kinder gestorben, und hatte dem Cäsar von Este, dem mächtigen Sohne des Alphonsus I. seines Anverwandten, große Schätze hinterlassen, und beym Pabste sein mögliches gethan, die Beleihung dieses Herzogthums für diesen Bastard zu erhalten, welcher letztere nicht unterließ, als er die Beleihung nicht erhalten konnte, nach dem Tode des Alphonsus II. davon Besitz zu nehmen, und sich dabey mit Gewalt der Waffen zu behaupten. Der Pabst Clemens VIII. sahe sich daher gezwungen, zu den Waffen zu greifen, um ihn wider aus dem Besitze zu treiben. Die Prinzen Italiens theilten sich bey diesem Streite, und die Herzoge von Gvise und von Nemours waren entschlossen, die Vertheidigung Cäsars, als ihres nahen Blutsverwandten, über sich zu nehmen, indem sie von der Anna von Este, einer Tochter des Herkules II. Herzogs von Ferrara, und der Renata, der Madame von Frankreich abstammten. Denn diese Anna hatte sich das erstemal mit Franz, dem Herzoge von Gvise, und das andremal mit Jacob, dem Herzoge von Nemours, vermählt. Der König in Spanien that auch diesem Cäsar unter der Hand Vorschub, weil er nicht wünschte, daß der Pabst durch die Vereinigung dieses Her-

Herzogthums in Italien mächtiger werden sollte. 1599.
Allein Heinrich, der Große, ließ sich diese Gelegenheit nicht entgehen, dem heiligen Vater seinen Degen, und seine Macht anzubieten, wovon Cäsars Bundsgenossen kaum Nachricht bekamen, als sie von ihrem Eifer nachließen, und ihn zwangen, sich mit dem Pabste zu vergleichen, und ihm das ganze Herzogthum Ferrara wider einzuräumen. Er behielt nichts mehr, als die Städte Modena und Reggio, welche der Kaiser für Reichslehne ausgab, und wurde damit vom Kaiser beliehen. Dieses nun ist der Ursprung der heutigen Herzoge von Modena.

Wenn der Eifer, den der König bey dieser Gelegenheit für das Beste des heiligen Stuhls bewiesen hatte, den Pabst sehr merklich verband; so war diesem der Eifer nicht weniger angenehm, den der König täglich blicken ließ, die Hugonotten in den Schoos der Kirche zurück zu bringen. Er bezeigte sich dabey so geschäftig, daß sich viele, und so gar die Gelehrtesten, und Angesehensten von Zeit zu Zeit wider bekehrten. Das allerwichtigste aber war, daß er den jungen Prinzen von Conde den Hugonotten aus den Händen gerissen hatte, die ihn seit dem Tode seines Vaters, der 1587. gestorben war, zu St. Jean-d'Angely sorgfältig bewahrten, und ihn in ihrer falschen Religion erzogen, in der großen Hofnung, ihn dereinst zu ihrem Oberhaupte und Beschützer zu machen. Der König überlegte,

1599. wie nachtheilig es der Wohlfarth dieses jungen Prinzen, und seinem eigenen Besten seyn würde, wenn er ihn daselbst länger ließe, und wußte die Vornehmsten ihres Anhangs so wol zu gewinnen, daß sie zugaben, daß man ihn an den Hof brachte, und gab ihn darauf den Johann von Vivonne, Marqvis von Pisani, einen Herrn von einem seltnen Verdienste, und einer untadelichen Weisheit zum Hofmeister, welcher nichts vergaß, ihn in der catholischen Religion, und in den schönsten Empfindungen der Ehre und Tugend wohl zu erziehen. Der junge Prinz war damals noch nicht älter, als sieben bis acht Jahre, und der König gab ihm, als er neun Jahre alt ward, die Statthalterschaft von Guienne, liebte ihn zärtlich, und erzog ihn, als seinen vermeinten Nachfolger.

Bey der Ruhe des Friedens redete man von nichts, als von Lustbarkeiten, Festen und Vermählungen. Die Vermählung der Infantinn von Spanien, Isabella Clara Eugenia, und des Herzogs Albert wurde in den Niederlanden, und die Vermählung der Madame Catharina, der Schwester des Königs, mit Heinrich, dem Herzoge von Bar, und ältesten Prinzen Carls II. Herzogs von Lothringen, in Paris vollzogen.

Catharina war vierzig Jahre alt, angenehmer, als schön, indem der eine Fuß etwas zu kurz war, und lebhaft genug, liebte die schönen Wissenschaften, und wußte für ein Frauenzimmer viel,

viel, war aber dabey eine halsstarrige Hugonot- 1599.
tinn. Der König befürchtete, sie möchte sich mit einem protestantischen Prinzen vermählen, welcher dadurch ein Beschützer der Hugonotten, und gleichsam ein anderer König in Frankreich werden möchte. Um dieser Ursachen willen gab er sie dem Herzoge von Bar, indem er sich durch diese Verschwägerung mit dem lothringischen Hause bey den Catholicken desto mehr Vertrauen zu erwerben gedachte. Ja er that vor ihrer Vermählung alles mögliche, sie zu bekehren, so gar, daß er auch Drohungen brauchte, und einsmals, als er bey ihr nichts hatte ausrichten können, zum Herzoge von Bar sagte: **Mein lieber Bruder, dir kömmts zu, sie zu bändigen.**

Wegen des Orts, und der Cermonien der Trauung gab es auch einige Schwierigkeiten. Der Herzog wollte in der Kirche, und hingegen die Braut im Predigthause getraut seyn. Der König aber fand ein Mittel, ließ sie in seinem Cabinette trauen, führte seine Schwester an der Hand dahin, und befahl seinem natürlichen Bruder, der ungefähr seit zwey Jahren Erzbischoff in Rouen war, die Trauung zu verrichten. Dieser neue Erzbischoff weigerte sich anfänglich, und berufte sich auf die Kirchengesetze, die dieses verböten, bis ihm der König vorstellte, daß sein Cabinet ein geheiligter Ort sey, und seine Gegenwart den Mangel aller Feierlichkeiten ersetzte,

1599. worauf sich der arme Erzbischoff nicht länger widersetzen konnte.

Da diese Heirath zum Wohl der catholischen Religion geschehen war, so scheint es, daß der Pabst damit hätte wohl zu frieden seyn können. Allein er erklärte, weil er nichts Böses geschehen lassen wollte, ob gleich etwas Gutes daraus erfolgen könnte, daß der Herzog von Bar in den Kirchenbann gefallen wäre, da er sich, ohne Erlaubniß der Kirche, mit einer Ketzerinn verheirathet hätte, und der Herzog konnte mit aller seiner Unterthänigkeit, die er gegen den Pabst bezeigte, deswegen keine Vergebung erlangen, sondern Gott selbst mußte Hand dran legen. Diese Prinzeßinn starb drey Jahre hernach vor Traurigkeit und Verdruß über das üble Bezeigen ihres Gemahls, welcher wegen ihrer Bekehrung beständig in sie stürmte.

Außer den Feierlichkeiten aller dieser Vermählungen wurde der Hof von vielen andern Sachen unterhalten, und durch zwo Veränderungen, deren eine der Herzog von Joyeuse, und die andere die Marquisinn von Bell'isle vornahm, in Erstaunen gesetzet.

Der Herzog von Joyeuse, welcher das Ordenskleid eines Capuciners verlassen hatte, um das Haupt der Ligue in Langvedoc zu werden, gieng ohne jemanden etwas davon zu sagen, in sein Kloster in Paris zurück, und zog das Ordenskleid wider an, daß man wenige Tage darauf

auf erstaunte, als man denjenigen in diesem 1599.
Bußfertigen Kleide auf der Canzel predigen sahe, den man die vorige Woche, als einen der artigsten Hofleute, bey einem Balle hatte tanzen sehen. Der Erzählung nach sollen ihn die heiligen Ermahnungen seiner Mutter die ihn von Zeit zu Zeit an sein Gelübde erinnert, und einige zweydeutige Worte, die der König in einer Gesellschaft zu ihn gesagt hatte, auf die Gedanken gebracht haben, als wenn er mit einem guten Gewissen, und mit Ehren nicht länger in der Welt leben könnte.

Die Marquisinn von Bell'isle, die Schwester des Herzogs von Longueville, und Wittoe des Marquis von Bell'isle, des ältesten Sohns des Marschalls von Retz, gab auch, wegen eines heimlichen Mißvergnügens, der Welt Abschied, und schloß sich zu Toulouse in dem Kloster der weißen Barfüssernonnen ein, wo sie sich in dem Schleier einhüllte, und ihre Lebenstage zubrachte.

Einige Zeit darauf kam die Nachricht nach Hof, daß Philippin, der unächte Sohn des Herzogs von Savoyen, in einem Zweykampfe von dem Herrn von Creqvy wäre getödtet worden, von welchem letztern man ohne Schmeicheley sagen kann, daß er einer der artigsten und herzhaftesten Männer seiner Zeiten gewesen ist. Die Geschichte von diesem Zweykampfe stehet an so vielen Orten beschrieben, und schwebt noch so

1599. stark in dem Andenken aller Kriegsleute, daß es überflüßig seyn würde, wenn ich die besondern Umstände davon erzählen wollte.

Die Jagd war damals das ordentlichste Vergnügen des Königs. Man erzählt, daß er einmals, als er mit vielen andern Herren in dem Walde bey Fontainebleau auf der Jagd gewesen ist, ein großes Geräusch von Hörnern, Jägern und Hunden gehört, und es geschienen hat, als wenn es sehr weit von ihnen wäre, bis es ihnen in einem Augenblicke ganz nahe gekommen ist. Einige von seiner Gesellschaft wagten sich zwanzig Schritte vorwärts, und sahen unter den Gebüschen einen großen schwarzen Mann, der sie so erschreckte daß sie nicht sagen konnten, was weiter geschehen ist. Sie hörten nur, daß er ihnen mit einer rauhen und fürchterlichen Stimme die Worte: m'attendez-vous, wartet ihr auf mich, oder m'entendez-vous, verstehet ihr mich, oder amendez-vous, bessert euch, zurufte.

Die Holzhacker und Bauren, die um den Wald herum wohnten, sagten, dieses wäre nichts außerordentliches, und sie sähen diesen großen schwarzen Mann, den sie den großen Jäger nannten, öfters mit einem Kuppel Hunden, welcher mit einem großen Geräusche jagte, und niemanden Leid thäte.

Man macht in allen Ländern der Welt unendliche Erzählungen von dergleichen Bethörungen sol-

solcher Jäger, und man kann glauben, wenn 1599.
man ihnen trauen soll, daß sie nichts anders, als Spiele der Hexen, oder einiger bösen Geister sind, welchen Gott dieses verstattet, um die Ungläubigen zu überzeugen, und sie sehen zu lassen, daß es besondere, und ein über den Menschen erhabenes Wesen giebt.

Weun nun aber die Abentheuer, wie man sagt, Zeichen großer und trauriger Begebenheiten sind; so kann man glauben, daß dieses den unvermutheten Tod der schönen Gabrielle angedeutet hat, als welche einige Tage darauf starb. Die Liebe, welche der König gegen sie hegte, war, an statt sich durch den Genuß zu vermindern, so hoch angewachsen, daß sie es gewagt, von ihm zu verlangen, seinen Fehler zu erkennen, und ihre Kinder durch die Ehe zu rechtmäßigen und ehelichen Kindern zu erklären, und er sich, ihr diese Gnade schlechterdings abzuschlagen, nicht getrauet, sondern sie beständig bey der Hofnung erhalten hatte.

Diejenigen, welche die Ehre dieses großen Königs lieben, können kaum glauben, daß er jemals so etwas hätte thun können, das ihm ohne Zweifel Verachtung, und durch die Verachtung den Haß seines Volks würde zugezogen haben. Nichts desto weniger war zu befürchten, die Reizungen dieser Frauen, die desselben Schwachheit einmal gefunden hatte, möchten nebst den schmeichelnden Hofleuten, die sie beynahe

1599. nahe alle durch ihre Geschenke und Liebkosungen gewonnen hatte, diesen armen Prinzen zur Unehre verleiten. Er hatte, die Wahrheit zu sagen, gegen das Frauenzimmer ein zu zärtlich Herz, und war ein Sklav dieser Leidenschaft, so sehr er über die andern Leidenschaften alle herrschte. Man kann sein Andenken wegen dieses Vorwurfs nicht rechtfertigen, und wenn er in allen andern Theilen seines Lebens zu bewundern ist, so muß man ihm in dieser Sache nicht nachahmen.

Unterdessen spielte Gabrielle, die sich wegen seines Versprechens beständig mit der Hofnung schmeichelte, bald seine Gemahlinn zu werden, ihre Rolle so gut, daß sie ihn nöthigte den Pabst um einige Verordnete zu bitten, welche seine Ehescheidung von der Königinn Margaretha untersuchen sollten, und der König ließ den heiligen Vater, um ihn zu gewinnen, und desto eher in seine Absichten zu ziehen, durch den Sillery, seinen Abgesandten, unter der Hand zu verstehen geben, daß er sich mit desselben Enkelinn, Maria von Medicis, der Schwester des Herzogs von Florenz, vermählen wollte, zu welcher er aber damals, wie man glaubt, nicht die geringste Neigung gehabt hat.

Es schob auch der Pabst, weil er entweder desselben Vorgeben nicht trauete, oder sahe, daß die Königinn Margaretha nicht einwilligen würde, die Sache von einer Zeit zur andern auf, und

gab

gab lauter zweydeutige Antworten. Er soll auch 1599.
einsmals, als der Cardinal von Ossat und Sillery in ihn heftig gedrungen haben, ihrem Herrn zu Willen zu seyn, widrigenfalls er weiter gehen, und die Herzoginn heirathen möchte, über diese Worte so sehr bestürzt geworden seyn, daß er alsobald die Sache Gott überlassen, ein Fasten in ganz Rom angeordnet, und zu Gott gebeten, ihm einzugeben, was für seine Ehre und für Frankreichs Wohl das Beste sey, und nach dem Gebete, gleichsam als nach einer Begeisterung ausgerufen hat: **Gott hat dafür gesorget.** Wenige Tage darauf ist ein Courier mit der Nachricht von dem Tode dieser Herzoginn in Rom angekommen.

Unterdessen war der König über diese Verzögerung sehr ungeduldig, und mußte befürchten, der Verdruß, sich verachtet zu sehen, möchte ihn eben zu dem verzweifelten Schlusse verleiten, zu welchen er vorher den König in Engelland, Heinrich VIII. verleitet hatte, oder er möchte sich auf Anrathen einiger Schmeichler, die seine guten Gesinnungen bestürmten, verleiten lassen, sich die Königinn Margaretha auf eine Weise, welche es auch sey, vom Halse zu schaffen.

Die Gabrielle gieng damals mit ihrem vierten Kinde schwanger, und der König, welcher das nahe Osterfest, von allem Anstosse und Aergernisse entfernt, seine Andacht haben wollte, schickte sie nach Paris zurück, und begleitete sie

bis

1599. bis auf die Hälfte des Wegs. Es kam ihr sauer an, sich von ihm zu scheiden, und sie empfahl ihm mit weinenden Augen ihre Kinder, gleichsam als wenn es ihr heimlich geschwant hätte, daß sie ihn niemals wider sehen sollte.

Sie bezog in Paris das Haus des berühmten Rentmeisters Zamet, speisete alleine, wohnte am Tage des kleinen heiligen Antonius, oder grünen Donnerstage, der Messe Tenebrä bey, und empfand, als sie nach Hause zurück gekommen war, und im Garten spatzieren gieng, einen Schlagfluß im Gehirne. Sie ließ sich deswegen, als der erste Anfall vorüber war, weil sie in diesem Hause nicht länger bleiben wollte, zu der Frau von Sourdis, ihrer Muhme, tragen, welche nahe bey St. Germain de l' Auxerrois wohnte, wo sie den übrigen Tag, und den Morgen drauf eine Ohnmacht nach der andern bekam, und den Sonnabend frühmorgens starb.

Von den Ursachen ihres Todes redete man auf verschiedene Art. Allein bey alle dem war es für Frankreich ein Glück, indem er dem Könige einen Vorwurf entriß, um dessen willen er sich und seinen Staat ins Unglück stürzen wollte. Sein Schmerz war so groß, als seine Liebe gewesen war. Gleichwie er aber keine von solchen schwachen Seelen war, die ein Vergnügen finden, wenn sie ihr Trauren verewigen, und sich in ihren Thränen baden; also nahm er nicht nur die Tröstungen an, sondern suchte sie auch, ob

er

er gleich beständig in Ansehung der Kinder, und 1599.
besonders des Herzogs von Vendome die Neigung beybehielt, die er gegen die Mutter gehegt hatte.

Unterdessen wünschten die redlichen Franzosen sehnlichst, daß ein so löblicher König rechtmäßige Kinder hinterlassen könnte. Sie hatten es nicht gewagt, in ihn gar zu heftig zu dringen, sich eine Gemahlinn zu nehmen, mit welcher er dergleichen zeugen könnte, so lange Gabrielle lebte, aus Furcht, er möchte sie zur Gemahlinn nehmen, und aus eben dergleichen Furcht hatte die Königinn Margaretha in die Ehescheidung nicht willigen wollen. Diese aber gab, so bald nur Gabrielle todt war, ihre Einwilligung gerne dazu, und fertigte an den heiligen Vater eine Bittschrift ab, verlangte selbst die Ehescheidung, und gründete sich wegen der Ungültigkeit ihrer Ehe hauptsächlich auf zwo Ursachen, von denen der Mangel ihrer Einwilligung die erste war. Denn sie führte an, sie wäre durch den König Carl IX. ihren Bruder, gezwungen worden, ihren Gemahl zu heirathen. Die andere war die nahe Blutsverwandtschaft, da sie einander im dritten Grade verwandt waren, bey welcher sie keine gültige Erlaubniß hätten bekommen können, einander zu heirathen.

Auf gleiche Weise baten die Herren des Reichs und das Parlement den König, durch öffentliche Abgeordnete, an eine Vermählung zu denken,

und

1599. und führten ihm die üblen Folgen, und die Gefahr zu Gemüthe, in welche Frankreich gerathen würde, wenn er ohne Prinzen sterben sollte. Diese Abschickungen an den König werden denenjenigen nicht frembd vorkommen, die sich unsere alte Geschichte bekannt gemacht haben, wo man siehet, daß die Könige weder sich, noch ihre Prinzen anders, als mit Genehmhaltung ihrer Baronen verheirathet haben, und dieses in denselben Zeiten beynahe für ein Grundgesetz des Staats ist angenommen worden.

Der König schickte darauf, durch das gerechte Bitten seiner Unterthanen gerührt, an den Pabst seine Bittschrift ab, und führte eben die Gründe an, welche die Königinn in ihrer Bittschrift angeführt hatte, und befahl dem Cardinal von Ossat, und dem Sillery, seinem außerordentlichen Gesandten, den er nach Rom geschickt hatte, um auf des Pabsts Entscheidung wegen der Widerabtretung des Markgrafthums Saluzzo zu dringen, daß sie diese Sache eifrigst treiben sollten.

Das Consistorium bekam davon Nachricht, und der Pabst trug einigen Prälaten auf, die Sache in Frankreich nach den Rechten dieser Krone zu entscheiden, welche nicht verstatten, daß man die Franzosen in dergleichen Sachen über die Alpen fordere, indem es ihnen fast unmöglich seyn würde, die Zeugen nebst den nöthigen Beweisen dahin zu bringen. Diese Prälaten

laten nun waren der Cardinal von Joyeuse, der 1599.
päbstliche Nuntius, und der Erzbischoff von Arles, welche diese Ehe für nichtig erklärten, so bald sie nur beyde Theile gefragt, und die Beweise eines jeden gesehen hatten, und beyden die Erlaubniß gaben, sich nach ihrem Gutdünken wider zu verheirathen.

Die Königinn Margaretha, welche seit vielen Jahren den König verlassen, und sich freywillig in dem festen Schlosse Usson in Auvergne eingeschlossen hatte, erhielt, außer der Erlaubniß, nach Paris zu kommen, vieles Geld, um ihre Schulden zu bezahlen, große Pensionen, die Nutzungen aus dem Herzogthume Valois, und aus einigen andern Ländereyen, und das Recht, den Titel einer Königinn beständig zu führen. Sie lebte noch mehr, als funfzehn Jahre, bauete nahe bey Pre-aux-Clercs einen Pallast, welchen man hernach, um damit ihre Schulden zu bezahlen, verkauft, und wider niedergerissen hat, um andere Häuser dahin zu bauen, und liebte nicht allein große Meister in der Musik, sondern auch gelehrte und beredte Männer, weil sie ein zärtlich Ohr hatte, und selbst sehr witzig, und von einem angenehmen Umgange war. Im übrigen war sie bis zur Verschwendung freygebig, prächtig und herrlich, wußte aber nicht, was das heißt, seine Schulden bezahlen. „Dieses ist bey einem Prinzen ohne allen Zweifel einer der größten Fehler, weil nichts so sehr der

1599. „Gerechtigkeit zuwider ist, deren Beschützer und „Muster er seyn soll.„

Nach der Ehescheidung befürchteten Bellievre und Villeroy, der König möchte sich in neue Liebshändel verwickeln lassen, und in die Stricke und Schlingen fallen, die ihm von den Schönen des Hofs gelegt wurden. Sie vermochten ihn daher durch viele Staatsgründe, sich etwas gewisses zu erwählen, und sich um die Maria von Medicis zu bewerben, welche eine Tochter des Franciscus, und eine Nichte Ferdinands, Großherzogs von Toscana, war.

1600. Der Cardinal von Ossat und Sillery entdeckten seine Absicht dem Großherzoge Ferdinand, ihrem Vetter, und Alincour, der Sohn des Villeroy, den er an den heiligen Vater abgeschickt hatte, ihm wegen der schleunigen Gerechtigkeit in Ansehung seiner Ehescheidung zu danken, hatte Befehl, ihn zugleich zu erkennen zu geben, daß der König seine Augen auf alle Prinzeßinnen der hohen Häuser in der Christenheit geworfen, und keine liebenswürdigere Prinzeßinn gefunden hätte. Die Sache wurde durch die Bemühung dererjenigen, welche sie unternommen hatten, mit so vieler Geschicklichkeit und Wachsamkeit getrieben, daß sich der König verheirathet sahe, ehe er es meynte. Der Ehevertrag wurde den 4. April 1600. in Florenz durch seine Abgesandten unterzeichnet, und Alincour brachte ihm in sieben Tagen die Nachricht davon

nach

nach Fontainebleau, wo er eben damals der be- 1600.
rühmten Unterredung, welche Jacob David du Perron, der damals Bischoff in Evreux war, und nachher Cardinal wurde, und Philippus du Pleßis Mornay mit einander hielten, beywohnte, bey welcher die Wahrheit über die Lügen öffentlich triumphirte.

Man hat von den Feierlichkeiten, die damals in Florenz vorgegangen sind, von der Pracht des Großherzogs, von der Trauung und dem Beylager dieser Königinn, von ihrer Einschiffung, ihrer Ueberbringung durch die Galeren von Maltha und Florenz, und von ihrer Einholung in Marseille, Avignon und Lion ganz besondere Nachrichten, und eben deswegen will ich davon nichts sagen.

Währender Zeit, daß diese Heirath in Florenz zu Stande gebracht wurde, fiel der König, dessen Herz sich nicht lange Zeit bey seiner Freyheit behaupten konnte, auf einen neuen Gegenstand.

Man muß wissen, daß sich Maria Touchet, welche des Königs Carls IX. Buhlerinn gewesen war, und von welcher der Graf von Auvergne abstammt, mit dem Herrn von Entragues verheirathet, und mit ihm viele Kinder, unter andern eine sehr schöne Tochter, mit Namen Henriette, gezeugt hatte, welche folglich von der Mutter her des Grafen von Auvergne leibliche Schwester war. Dieser Graf war damals et-

1600. liche dreyßig, und sie etwa achtzehn Jahre alt.

Man weis mehr, als zu wohl, daß es nur Schmeichler und niederträchtige Höflinge sind die an dem Hofe der Großen alles verderben, und „diese selbst verführen. „Diese sind es, die den „Gift mit Zucker bestreuen, die den Prinzen „zum Bösen kühn machen, indem sie ihm die „Schande vor dem Bösen nehmen, die ihn mit „dem Laster bekannt machen, die ihm Gelegen„heiten dazu suchen und verschaffen, und die, „also zu reden, das Werk des Satans und Ver„suchers treiben. Es ist unmöglich, den Hof „von solchen Pesten zu reinigen. Sie schleichen „sich ein, so ungerne man sie in den Pallästen „sieht, machen sich durch neue Belustigungen „angenehm, gewinnen das Ohr durch schmei„chelhafte Lobserhebungen, durch gute Erzäh„lungen, durch lächerliche Pralereyen, und „flössen, wenn sie Eingang finden, den Gift „heimlich ins Herz, und vergiften die unschul„digsten Seelen.„

Unser Heinrich hatte dergleichen Leute um sich, ein so großer Prinz er auch war, welche sich alle Mühe gaben, so bald sie nur einmal desselben Neigung gegen das Frauenzimmer gemerkt hatten, an statt ihn im Guten zu bestärken, und als wahre Freunde davon abzuhalten, ihn in seiner Leidenschaft noch weiter zu treiben, und durch desselben Fehler ihr Glück machten. Eben diese wa-

waren es, welche die Schönheiten, Artigkeiten, 1600.
den Verstand und den vergnügenden und lusti-
gen Umgang der Madmoiselle von Entragues so
sehr lobten, daß sie ihm Lust machten, sie zu se-
hen und zu lieben. Sie konnten ihrem Herrn
nie einen schlimmern Dienst erweisen, als diesen.
Denn sie besaß in der That eben so viel Reizun-
gen, als Verstand und Verschlagenheit. Ihre
abschlägliche Antwort und Bescheidenheit reiz-
ten die Leidenschaft des Königs noch mehr, wel-
cher ihr, ob er gleich sonst nicht verschwenderisch
war, auf einmal hundert tausend Thaler brin-
gen ließ. Sie nahm sie an, und ließ zwar
auch viele Liebe und Ungedult gegen einen so
großen König blicken, doch mengte sie auf eine
listige Weise ihren Vater und ihre Mutter mit
ins Spiel, welche ihre Tochter so genau beo-
bachteten, daß sie ihm keine Gelegenheit verschaf-
fen konnte, mit ihr zu reden.

Ueber dieses ließ sie ihm melden, sie empfän-
de den äußersten Verdruß, ihm nicht Wort hal-
ten zu können, und müßte dazu die Einwilli-
gung ihres Vaters und ihrer Mutter haben, wel-
che zu erhalten, sie sich auf ihrer Seite bemühen
würde. Nach vielen Verzögerungen und Ver-
tröstungen sagte sie zu ihm, ihre Aeltern könnten
sich zu einer so kützlichen Sache nicht bereden
lassen, wenn sich nicht ihre Majestät, um ihr
Gewissen gegen Gott, und ihre Ehre bey der
Welt sicher zu stellen, entschließen wollte, ihr

1600. die Ehe zu versprechen. Sie würde sich niemals dieses schriftlichen Versprechens bedienen, und wüßte wohl, wenn sie sich auch desselben bedienen wollte, daß sie keinen Richter finden würde, der es wagte, einen Herrn vor sich zu fordern, welcher funfzig tausend Soldaten zu seinem Befehle hätte; allein diese guten Leute verlangten es also, und er sollte nur ihrer Einbildung etwas nachgeben, weil es weiter auf nichts ankäme, als ihr für das allerkostbarste, was sie in der Welt hätte, ein kleines Stück Pappier zu geben. Ja sie wußte endlich seinen Sinn so wohl zu lencken, daß er ihr eine schriftliche Versicherung von seiner eigenen Hand gab, durch welche er sich verbindlich machte, sie in einem Jahre zur Gemahlinn zu nehmen, wenn sie ihm binnen dieser Zeit einen Sohn zur Welt bringen würde.

Diesen ganzen listigen Streich findet man in den Nachrichten des Sully, welcher meldet, daß ihn der König damals ganz alleine in Fontainebleau in die erste Gallerie geführt, und ihm die mit seiner eignen Hand geschriebene Versprechung gewiesen, und seine Meynung darüber zuwissen verlangt, und er hingegen, an statt darauf zu antworten, sie in zwey Stücken zerrissen, und der König, darüber ganz erstaunt, im Zorne zu ihm gesagt hätte: Wie? Ich glaube, du bist närrisch. Sire, es ist wahr, hat Sully darauf geantwortet, ich bin närrisch, und ich wünsche, so närrisch zu seyn, daß ich in Frankreich

ganz

ganz der einzige sey. Der König soll darauf 1600.
aus der Gallerie in sein Cabinet gegangen seyn, und eine Feder mit Dinte gefordert haben, um eine andere zu schreiben, wie Sully geglaubt hat. Dem sey nun aber, wie ihm wolle, diese Versprechung verursachte ihm hernach vielen Verdruß, weil Henriette sie gültig machen wollte, wie wir weiter unten erzählen werden.

Zu eben der Zeit nun, da der König auf die Scheidung seiner ersten Ehe in Rom drang, hielt er bey den heiligen Vater inständigst an, daß er den Streit wegen der Zurückgabe des Markgrafthums Saluzzo entscheiden möchte, als dessen Entscheidung ihm durch den verviniſchen Frieden war überlassen worden.

Um dieses wohl zu verstehen, muß man wissen, daß dieses Markgrafthum ein Lehn vom Delphinat war, dessen sich der König Franz I. vermöge des Rechts des Rückfalls wider bemächtigt hatte, da die Besitzer desselben ohne männliche Erben gestorben waren.

Der Herzog von Savoyen bemächtigte sich 1588. während der Versammlung der Reichsstände in Blois, auf die Nachricht, daß sich die Ligve in Frankreich verstärkte, und dieses Reich wahrscheinlicher Weise zergliedert werden würde, dieses Markgrafthums, ohne die geringste Gelegenheit zu einem Streite zu haben. Er bemäntelte diese unrechtmäßige Besitznehmung nur mit dem schönen Vorwande, er hätte dasselbe in

1600. Besitz genommen, aus Furcht, Lesdignieres möchte sich davon Meister machen, und sich durch dieses Mittel die Lehre der Hugonotten mitten in seinen Ländern fest setzen.

Sieben Jahre darauf, nämlich 1597. begab sich der König nach der Schlacht bey Fontainefrancoise nach Lion, und der Herzog, welcher wohl voraus sahe, daß der König das Markgrafthum wider haben wollte, ließ ihm deswegen einige Bedingungen zu einem Vergleiche vorschlagen. Der König erbot sich auch, es einem von desselben Prinzen, als ein Lehn, und unter einigen andern Bedingungen zu geben. Der Herzog aber verlangte es ohne einige Abhängigkeit, worüber also die ganze Unterhandlung abgebrochen wurde.

Unsere Gesandten ermangelten darauf bey Schließung des gemeinen Frieden in Vervins nicht, auf die Zurückgabe dieses Lehns zu dringen; des Herzogs Gesandten hingegen, welche den Friedenshandlungen beywohnten, führten zum Besten ihres Herrn an, dieses Land gehörte, als ein Lehn von Savoyen, ihrem Herrn zu, welcher viele gültige Rechte vor sich hätte, diese Lehnbarkeit zu erweisen, und man müßte diese vorher sehen, und den ganzen Streit nach den Rechten entscheiden. Damals würde viel Zeit nöthig gewesen seyn, diese Beweise und Urkunden von Savoyen kommen zu lassen, und der Nuntius des heiligen Vaters drang stark auf

den

den Frieden, aus Furcht, es möchte sich bey 1600.
diesem Aufschube etwas zutragen, das den Frieden verzögerte. Man hielt daher, um diesen nicht zu verzögern, für das Beste, dem Pabste die Entscheidung dieser Sache zu überlassen, mit der Bedingung, daß er sie binnen einem Jahre entscheiden sollte.

Die Franzosen hielten binnen dieser Zeit in Rom einmal um andere an, diesen Streit zu entscheiden; die Savoyer hingegen vertheidigten sich nicht eher, als bis die Frist bald zu Ende lief, und thaten dies nur aus Furcht, sich zu versäumen, und dadurch ihre Sache zu verliehren.

Beyde Theile führten ihre Rechte an. Die Rechte der Franzosen waren besser, wozu noch ein ruhiger Besitz von mehr, als sechzig Jahren, kam, welcher zur Verjährung mehr, als zureichend war. Nach verflossener Jahrsfrist bat der Pabst den König, ihm zu einem schiedsrichterlichen Ausspruche noch zween Monate einzuräumen, und unterdessen das Markgrafthum in Verwahrung zu geben, wozu der König gerne seine Einwilligung gab. Allein der Herzog fieng an, mißtrauisch zu werden, der Pabst möchte es für einen seiner Nepoten haben wollen, daß auch sein Gesandter dem Pabste dieses Mißtrauen zu erkennen gab, welcher sich deswegen mit dem ihm in Verwahrung gegebenen

1600. Markgrafthume und schiedsrichterlichen Ausspruche nichts mehr zu schaffen machen wollte.

Der Herzog bildete sich ein, er dürfte nur Aufschub und Frist suchen, und es würde vielleicht geschehen, daß der König, diese Sache weiter zu treiben, entweder müde werden, oder sich etwas wichtigeres zutragen würde, welches die Gedanken des Königs anders wohin zöge. Noch mehr, er wußte, daß es noch viele melancholische Gemüther, denen man die Einbildung, als wenn der König im Herzen beständig ein Hugonotte wäre, nicht hatte nehmen können, und folglich einige heimliche und gefährliche Feinde gab, also, daß kein einziges Jahr vergieng, da nicht viele Zusammenverschwörungen geschahen, und schmeichelte sich deswegen mit der Hofnung, es würde doch endlich eine glücklich ausgeführt werden. Und in der That entdeckte man in eben diesem Jahre drey Zusammenverschwörungen, von welchen diejenige, die den meisten Lärmen machte, eine Frau zur Urheberinn hatte, als welche sich gegen den Grafen von Soissons erbot, den König zu vergiften. Allein der Graf gab sie an, worauf sie lebendig verbrannt wurde.

Um nun also Zeit zu gewinnen, verlangte der Herzog, in eigener Person nach Frankreich kommen zu dürfen, indem er von seiner Klugheit und Verschlagenheit eine so gute Meynung hatte, daß er versichert war, er würde dieses Markgraf-

grafthum vom Könige geschenkt bekommen, oder 1600.
zum wenigsten solche Vorschläge thun, und so viele Künste anwenden können, daß mehr, als ein Jahr, vergienge, ehe der Streit entschieden würde. Er sagte, sein Gesandter hätte ihm gemeldet, wie er vom Könige gehört hätte, daß sie diesen Streit, wenn sie beysammen wären, bald in der Güte beylegen würden, und auf dieses Wort hätte er sich auf die Reise gemacht. Allein viele vermutheten mit vieler Wahrscheinlichkeit, daß er dieses in der Absicht thäte, um einige in dem Rathe des Königs zu gewinnen, die Neigungen zu ergründen, die Mißvergnügten zu bemerken und aufzumuntern, den Saamen der Verführung und Zwietracht auszustreuen, und die heimlichen Verständnisse, die er etwa an dem Hofe hätte, zu erneuren. Andere bildeten sich ein, er wäre über Spanien mißvergnügt, weil Philippus II. seiner jüngsten Prinzeßinn die Niederlande zur Mitgift, und hingegen der ältesten, als der Gemahlinn des Herzogs, weiter nichts, als ein Crucifix und Marienbild hinterlassen hätte. Er hatte auch in der That mit den spanischen Ministern einige Verdrüßlichkeiten gehabt, und ließ ausstreuen, es mag nun entweder wahr, oder nicht wahr gewesen seyn, daß er diese Reise unternommen hätte, ohne dem Philippus III. seinem Schwager, etwas davon zu melden. Endlich urtheilte jeder nach seiner Einbildung, und vielleicht

er-

1600. errieth kein einziger das Geheimniß seiner Gedanken, indem es niemals einen Prinzen gegeben hat, der unergründlicher und heimlicher gewesen wäre, als er. Man sagte auch von ihm, sein Herz wäre, eben wie sein Land, mit Bergen bedeckt. Denn er war bucklicht, so wie Savoyen ganz bergicht ist.

Der Herzog hatte, um seinen Stand und seine Macht zu zeigen, ein großes Gefolg und zwölfhundert Pferde bey sich; seine Bedienten aber waren wegen seiner verstorbenen Gemahlinn alle schwarz gekleidet, welches viele von seinen Leuten für ein böses Zeichen hielten. Der König wünschte, ihn seinem Stande gemäs zu empfangen, und befahl den Städten und Statthaltern, dem Herzoge eben so viel Ehre zu erweisen, als ihm selbst.

Er fuhr die Rhone hinunter nach Lion, und wurde daselbst vom Guiche, dem Gouverneur dieser Stadt empfangen. Allein das Stiftscapitel des heiligen Johannes weigerte sich, ihm die Stelle eines Domherrn und Grafen dieser Kirche zu geben, weil er theils die Grafschaft Villars nicht mehr besaß, um deren willen die Grafen von Savoyen vor Zeiten daselbst waren angenommen worden, und theils seine Adelbriefe nicht bey sich hatte, und sich die Zeit nicht nehmen wollte, die Ahnenprobe abzulegen, welche von diesem Capitel niemanden, wer es auch sey, erlassen wird, als unsern Königen.

Von

Von Lyon gieng er nach Roanne, von dar 1600.
zu Wasser nach Orleans, und von Orleans mit der Post nach Fontainebleau, wo sich der König aufhielt. Er langte daselbst den 20. December mit siebzig Pferden an, und meynte anfänglich, sich dadurch des Königs Vertrauen zu erwerben, daß er sich öffentlich über die Spanier beschwerte, und ihm seine Heimlichkeiten und sein Vorhaben, die Spanier aus Italien zu jagen, entdeckte, oder sich zum wenigsten stellte, als wenn er es ihm entdeckte. Er sagte ihm, was er für Freunde, Mittel und Verständnisse dazu hätte, und wollte ihn bereden, als wenn er ihm sein ganzes Herz eröffnete, als wenn er ganz französisch wäre, und wünschte, sich mit Frankreich ohne einigen Vorbehalt zu verbinden. Der König hörte ihm mit Aufmerksamkeit zu, dankte ihm für seine guten Gesinnungen, und beschloß die Unterredung mit diesen Worten: **Ich bin der Meynung, wir müssen erstlich die Sache ausmachen, die wir mit einander haben, und hernach erst von dem übrigen reden.** Drey Tage darnach begab sich der König nach Paris, wo sie von der Ursache, die den Herzog nach Frankreich gebracht hätte, weiter reden wollten.

Unterdessen nahm das letzte Jahr des funfzehnten Jahrhunderts, nämlich das 1600 Jahr seinen Anfang, welches wegen des hundertjährigen Jubelfestes, das sich in Rom eröfnete, be-

1600. berühmt ist. Es fanden sich damals in Rom zwanzig tausend Franzosen ein, einige aus Andacht, andere aus Neugierde, unter welchen letztern sich viele Hugonotten befanden, welche dahin gegangen waren, um diese große Ceremonien anzusehen. Sie konnten auch dieses mit aller Freyheit thun, weil währendem Jahre des großen Jubelfestes in Rom die Inquisition aufhört, oder zum wenigsten viel gelinder ist, als in Spanien. Der Herzog von Bar wohnte dieser Eröfnung unbekannter Weise auch bey, indem er dahin gegangen war, den heiligen Vater um die Absolution zu bitten, die er aber bey aller seiner Unterthänigkeit, so groß sie auch war, nicht erhalten konnte, und nicht eher erhielt, als bis Catharina, seine Gemahlinn, gestorben war.

Beym Anfange, dieses Jahrs sahe man den König und den Herzog von Savoyen in einer so großen Vertraulichkeit mit einander leben, daß man geglaubt hätte, sie wären ein Herz. Die französische Höflichkeit und Artigkeit verband den König, dem Herzoge alle Arten von Ehrenbezeigungen zu erweisen, und die Begierde, welche der Herzog hatte, das Markgrafthum von ihm zu erhalten, war Ursache, daß er sich ausnehmend höflich bezeigte, und alle Mitel suchte, sich einem so großen Könige angenehm zu machen. Es gestund der französische Hof zu, niemals einen vollkommenern Hofmann, das

Frauen-

Frauenzimmer, niemals einen artigern Herrn, die 1600.
Bedienten und Großen des Königs, niemals einen freygebigern Prinzen gesehen zu haben. Er wußte sich bey dem Könige also aufzuführen, daß er weder einen seines gleichen, noch einen Knecht vorstellte, und gab sich, wenn er auch den Schein haben wollte, daß er an Hoheit geringer sey, als der König, alle Mühe, auch den Schein zu haben, als wenn er ihn an Edelmüthigkeit und Freygebigkeit überträfe. Er gab mit vollen Händen, so gar den Vornehmsten des Hofs, und der König verstattete diesen, dessen Geschenke anzunehmen, und machte auf seiner Seite dem Herzoge große Geschenke. Der König bewirthete ihn selbst, und ließ ihn durch die Grossen seines Hofs bewirthen, und ihm alle Tage neue Lustbarkeiten sehen, und wünschte unter andern, daß der Herzog das Parlement sehen möchte, welches unsere Könige beständig fremden Prinzen, als den Inbegriff ihrer Hoheit, und als den Ort gezeigt haben, wo ihre Majestät ihren prächtigsten Thron hat. Sie begaben sich daher mit einander hinter das Gegitter der großen Kammer, wo sie verborgen mit Erstaunen eine ganz besondere Streitsache, die man ausdrücklich dazu erwählt hatte, vortragen, und den Achilles von Harlay, den ersten Präsidenten einen Bescheid geben hörten, welches ein so verehrungswürdiger und beredter Mann war, daß alles, was aus seinem Munde gieng, selbst

aus

1600. aus dem Munde der Gerechtigkeit zu gehen schien.

Es war keine Höflichkeit und Ehrenbezeigung, die der König dem Herzoge nicht erwies, ohne doch in Ansehung seines Markgrafthums etwas nachzugeben. Der Herzog drehete und wandte sich von einer Seite zur andern. Bald erbot er sich, solches von der Krone zu Lehn zu nehmen, bald schlug er dem Könige große Absichten auf Mayland, und aufs Reich vor, und bald kam er mit dem Entwurfe eines mächtigen Bündnisses aufgezogen, um die Spanier in Italien über den Haufen zu werfen. Allein der König war zu fein, sich hinters Licht führen zu lassen, und gab zur Antwort, er wäre nicht so ehrgeizig, andern das Ihrige zu nehmen, sondern suchte nur das Seinige wider zu erhalten, und wollte mit dem Herzoge von dieser Sache nicht reden, mit dem Vorgeben, als wenn man sie ihren Räthen lediglich überlassen müßte. Sie bestimmten auch darauf einige Personen dazu. Allein die von der königlichen Seite bestunden beständig auf der Zurückgabe, und der Herzog bemühete sich, sich davon los zu machen, daß also nichts ausgemacht wurde.

Ob nun gleich dem Herzoge seine ganze Hofnung, etwas zu erhalten, verlohren gieng; so verlohr er doch deswegen nicht allen Muth, sondern verließ sich auf die heimlichen Verständnisse, in die er sich mit einigen Großen des Hofs,

und

und besonders mit dem Herzoge von Biron ein- 1600.
gelassen hatte. Nach vielen soll er, diesen Herzog zu verführen, schon damals angefangen, und sich zu dem Ende der Unterhandlung eines gewissen Laffins bedient haben, eines burgundischen Edelmanns, aus dem Hause Beauvais la Nocle, der einer der allerschädlichsten Verräther war, die man in ganz Frankreich finden konnte, und dessen Handwerk darinnen bestund, daß er, was von beyden Seiten geredet wurde, hin und her trug. Der König kannte ihn wohl, und wußte, daß er mit dem Biron vertraut umgieng, und hatte die Gnade, diesem Marschall mehr, als einmal zu sagen: **Laß dir diesen Menschen nicht zu nahe kommen; er ist eine Pest, die dich ins Verderben stürzen wird.** Der Herzog wußte, daß Biron den König liebte, weil ihn dieser zu den größten Würden des Reichs erhoben hatte, und ihn seiner Gunst würdigte. Es war also nöthig, ihm diese Liebe zu benehmen, um ihn zu einem bösen Vorhaben geschickt zu machen. Biron war ohne allen Zweifel sehr herzhaft und tapfer, aber auch zugleich von seiner Tapferkeit so aufgeblasen, daß er nicht leiden konnte, wenn sich jemand mit ihm verglich, und er nach dem vervinischen Frieden seine großen Thaten ohne Aufhören rühmte, weil er nichts mehr zu thun hatte. Nach seinem Sagen hatte er alles gethan, wie er denn in seinen Lobeserhebungen so sehr er-

1600. trunken war, daß er seine Tapferkeit über die Tapferkeit des Königs erhob. Er glaubte, der König wäre ihm seine Krone schuldig, und könnte ihm nichts abschlagen, und er würde ihn gänzlich regieren. Diese Pralereyen mißfielen dem Könige, als welchen es verdroß, daß sich sein Unterthan in Ansehung der Tapferkeit mit ihm verglich, und noch mehr, daß er die Einbildung hatte, ihn regieren zu wollen, ihn, der zehnmal mehr Verstand und Einsicht hatte, als dieser Marschall.

„Dieses ist gewiß ein edler Ehrgeiz, welcher einen König nicht allein wohl ziert, sondern ihm auch nothwendig ist, daß er glaubt, keiner seiner Unterthanen gelte mehr, als er. Wenn er diese gute Meynung nicht von sich selbst hat; so kann es nicht fehlen, er wird sich von demjenigen, den er für geschickter hält, als sich selbst, regieren lassen, und dadurch bald in eine Art von Gefangenschaft fallen. Er muß sich vielmehr, wenn er sich auch betrügen sollte, beständig für den allerfähigsten halten, sein Reich zu regieren. Ich sage wohl noch mehr, er wird sich hierinnen nicht betrügen, weil es niemanden zukommt, als ihm, so unwissend er auch sey, seinen Staat zu verwalten, indem ihn Gott zu diesem Amte bestimmt hat, ihn, und keinen andern, und die Völker stets geneigt sind, die Befehle anzu-

„neh-

„nehmen, wenn sie aus seinem geheiligten Mun- 1600.
„de kommen.„

Heinrich, der Große, hatte daher wider den Marschall von Biron, wegen seiner Eitelkeit, einen Abscheu bekommen, daß er auch dem Herzoge von Savoyen, welcher einsmals die herrlichen Thaten und großen Verdienste der beyden Biron, des Vaters und Sohns, gegen ihn rühmte, zur Antwort gab: „Es ist wahr, sie „haben mir gute Dienste gethan, aber ich habe „viele Mühe, der Trunkenheit des Vaters, und „der fliegenden Hitze des Sohns zu steuren.„ Der Herzog fieng diese Worte auf, und ließ sie durch den Laffin dem Biron hinterbringen, welcher, an dem empfindlichsten Orte getroffen, sich darauf zu hundert Ausschweifungen verleiten ließ, und nunmehr seine übrige Liebe gegen den König verlohr, nachdem er vorher die Ehrfurcht verlohren hatte. Man vermuthet, daß er sich von derselben Zeit an allen Arten böser Unternehmungen überlassen, und versprochen hat, in das Bündniß, welches der Savoyer mit dem Könige in Spanien errichten sollte, zu treten, wenn ihm der Herzog seine Prinzeßinn zur Gemahlin geben, und ihm zu dem Herzogthum Bourgogne verhelfen würde.

Der Herzog von Savoyen, der sich nunmehr am französischen Hofe länger, als zween Monate aufgehalten hatte, stellte sich, wie das Sprüchwort sagt, bey einem bösen Spiele im-

1600. mer lustig, verbarg seinen Verdruß unter einer scheinbaren Freude, und wußte nicht, wie er ohne Schande zurück gehen, oder ob er ohne einigen Nutzen noch länger bleiben sollte. Um ihm nun nicht Gelegenheit zu geben, zu sagen, man hätte ihm mit der äußersten Härte begegnet, ließ ihm der König melden, wenn ihm ja das Markgrafthum so sehr am Herzen läge, und er es nicht ohne einen merklichen Schaden wider abtreten könnte; so würde er zu frieden seyn, wenn er das Land Bresse dafür bekäme. Diese Bedingung schien dem Herzoge eben so hart zu seyn, als die Zurückgabe des Markgrafthums, gleichwohl stellte er sich dazu nicht abgeneigt, um nur einen Vorwand zu haben, mit Ehren wider fort zu kommen. Es wurden auch damals einige Artikel entworfen, welche ihm, seinem Geständnisse nach, nicht unangenehm waren; er bat sich aber einige Zeit aus, um sich entweder über die Zurückgabe, oder über den Tausch zu bedenken, und die Meynung der Großen seines Staats bey einer so wichtigen Sache zu vernehmen, worauf man ihm drey ganze Monate zugestund. dieses geschah 1600. gegen das Ende des Februars.

Etliche Tage darauf nahm er von dem Könge Abschied, welcher ihn bis nach Charenton begleitete, und darauf dem Baron von Lux, und dem Herrn von Praslin befahl, ihn bis an die Gränzen zu begleiten. Er gieng durch Champagne

pagne und Bourgogne zurück, nahm seinen Weg durch Bresse, und begab sich nach Bourg, und war sehr erfreut, als er da ankam, weil er sich befürchtet hatte, man möchte ihn in Frankreich anhalten. Es hatten auch einige in der That dem Könige angerathen, ihn so lange anhalten zu lassen, bis er das Markgrafthum zurück gegeben hätte. Allein der König ward über einen solchen Antrag ungehalten, und antwortete im Zorn, **daß man ihn zu beschimpfen suchte, und er lieber seine Krone verlieren, als in den Verdacht fallen wollte, daß er so gar seinem größten Feinde nicht Wort gehalten hätte.** 1600.

Die drey Monate vergiengen, ohne daß der Herzog seinem Versprechen eine Gnüge that, und der König ward darüber unwillig, und verlangte, er sollte sich entweder zu dem einen, oder zu dem andern entschließen. Der Herzog bekam einen neuen Aufschub, und versprach beständig, ihm eine Gnüge zu thun. Unterdessen ließ er dem Rath in Spanien die Gefahr, worinnen er sich befand, vorstellen, und melden, daß ihn der Verlust des Markgrafthums, den Spaniern Dienste thun zu können, außer Stand setzen, den Franzosen einen Weg nach Italien eröfnen, und sich dieses Ungewitter über Mayland ergießen würde, wenn es seine Länder verwüstet hätte. Der Rath in Spanien sahe die Wichtigkeit davon wohl ein, konnte sich aber, nach sei-

1600. ner langsamen Art, in langer Zeit zu nichts entschließen. Endlich bekam der Graf von Fuentes, der Gouverneur von Mayland, Befehl, doch zween Monate später, als es seyn sollte, diesem Prinzen mächtig beyzustehen. Zu dem Ende begab er sich nach Mayland, wo er mit zwo Millionen, die vorräthig waren, zu großen Zurüstungen den Anfang machte.

Nachdem nun der Herzog durch verschiedene Künste diese Unterhandlung aufs neue fast zween andere Monate aufgeschoben hatte; so machte der König Anstalt, als welcher aller dieser Verzögerungen müde ward, diesen Proteus, der sich in alle Gestalten verwandelte, zu binden, und zu zwingen, eine gewisse Antwort von sich zu geben. Er rückte zu dem Ende bis nach Lion, wohin er seine Räthe voraus geschickt hatte, und der Herzog nahm, auf die Nachricht von desselben Annäherung, zu andern Ränken seine Zuflucht. Er schickte drey Gesandten dahin, welche gemeinschaftlich eine Urkunde überreichten, durch welche sie sich erklärten, daß ihr Herr bereit wäre, den Vergleich von Paris zu erfüllen, und verspräche, das Markgrafthum wider abzutreten. Allein derjenige von den Gesandten, dem das Geheimniß anvertrauet war, weigerte sich, die hierüber abgefaßten Artikel zu unterzeichnen, ehe und bevor sie der Herzog seinem Rathe gewiesen, und unterzeichnet hätte. Durch diesen Umschweif nun gewann der Herzog wider

sieben

sieben bis acht Tage Zeit. Der König aber, der 1600.
entschlossen war, mit ihm zum Zwecke zu kommen, folgte ihm beständig Fuß für Fuß, entwickelte alle Ränke desselben, und ließ ihm keine Ausflucht mehr. Er mußte also mit Ja, oder Nein antworten, und versprach, den sechzehnten August das Markgrafthum abzutreten.

Auf diese Versicherung ließ der König den Bourg-l'Espinasse, einen alten Obersten unter den Fußvolk, mit den Schweizern anrücken, um von dem Markgrafthume Besitz zu nehmen. Allein der Herzog legte bey desselben Annäherung die Larve ab, und sagte frey, unter den Bedingungen, die man ihm vorgeschlagen hätte, wäre ihm der Krieg nicht so hart, als der Friede. Also sahe sich der König genöthigt, Hand ans Werk zu legen, wie er denn wohl voraus gesehen hatte, daß es so weit kommen würde, nämlich einen offenbaren Krieg anzufangen. Er kündigte ihm denselben den eilften August an, doch mit der ausdrücklichen Erklärung, daß dieses nur wegen der Markgrafschaft, keineswegs aber dem vervinischen Frieden zum Nachtheile geschähe, als welchen er unverbrüchlich zu halten wünschte.

Er gab zu eben der Zeit allen benachbarten Prinzen von diesem Friedensbruche Nachricht, und entdeckte ihnen die gerechten Ursachen, die ihn dazu bewogen. „Dieser große König wußte wohl, daß ein Friedensbruch unter den

1600. „Christen sehr verhaßt ist, und man ohne solche „Gründe, von denen die Gemüther stark über„zeugt werden, niemals etwas thun darf, das „die gemeine Ruhe stört.„

Er hielt sich damals in Grenoble auf, und hatte zum Anfange dieses Kriegs nicht mehr bey sich, als drey bis vier Compagnien von seiner Leibwacht, und gab einem, der vorschlug, er möchte sein Leibregiment anrücken lassen, zur Antwort, er wollte dieses nicht weit von sich weglassen, weil es die zehnte Legion wäre, die ohne den Cäsar nicht stritt. Es währte aber nicht lange, so kamen der französische Adel und viele Freywillige zu ihm, gleichsam als zu einer Hochzeit und einem Balle, von allen Seiten gelaufen.

Der Marschall von Biron fiel, ob er gleich schon mißvergnügt war, mit einigen Truppen, die er zusammen gebracht hatte, an verschiedenen Orten in Bresse ein, und du Terrail sprengte die Thore der Stadt Bourg auf, ohne sich der Citadelle bemächtigen zu können, welche sich besser wehrte, und fast ganz die Schwierigkeit dieses Kriegs ausmachte. Crequy drang in Savoyen ein, und machte sich, um die Mitternacht, von Montmelian, nicht aber von dem Schlosse Meister.

Der durch die ersten Funken dieses Kriegsfeuers beunruhigte Pabst, welcher sich befürchtete, es möchte ganz Italien in Flammen gesetzet

seßet werden, wendete alles an, um es bald wi- 1600.
der auszulöschen. Er schickte einen Prälaten, welcher den Titel eines Patriarchen von Constantinopel führte, an den König ab, um ihm die übeln Folgen dieses Friedensbruchs zu Gemüthe zu führen, und ihn im Namen Gottes zu beschwören, nicht weiter zu gehen. Der König ließ ihn auch versichern, er hätte die Absicht nicht, die Ruhe Italiens zu stöhren, er wäre ein christlicher und gerechter Prinz, hätte von Gott ein Reich bekommen, das schön genug, und mit dem er zu frieden wäre, und wünschte nur dasjenige wider zu haben, das zu seiner Krone gehörte, und würde, wenn er andere weit aussehende Absichten hätte, größere Zurüstungen gemacht haben.

Wenige Tage hernach brach er auf, und drang selbst in Savoyen ein. Seine Gegenwart seßte die Stadt Chambery in eine solche Bestürzung, daß sie eilends einen Vergleich traf, und die Besaßung auszog. Er bemächtigte sich hierauf der Zugänge von Tarentaise und Maurienne, und eroberte in zween oder drey Tagen das Schloß Conflans, und das Schloß Charbonniere, die man bis dahin für unüberwindlich gehalten hatte.

Der Herzog von Savoyen regte und bewegte sich bey diesem Verluste nicht, und ward dadurch so wenig gerührt, daß er unterdessen jagte und tanzte, da man ihn seiner Provinzen

1600. beraubte. Er schien gar nicht der Gegner, sondern nur ein Zuschauer zu seyn. Seine Unterthanen erschracken eben so wenig über den glücklichen Fortgang des Königs, und sagten, wenn er einen Platz in Savoyen einnähme, so würde ihr Herzog wohl andere in Frankreich einnehmen. Man konnte gar nicht errathen, woher diese große Sicherheit kam. Einige glaubten, der Herzog verließe sich, ich weis nicht, auf was für Wahrsagungen der Sterndeuter, die ihm sollten prophezeyet haben, daß im Monate August kein König in Frankreich seyn sollte, welches auch in der That eintraf, weil sich der sieghafte König um eben dieselbe Zeit mitten in Savoyen befand. Andere waren der Meynung, der Herzog verließe sich noch auf das mit dem Marschall von Biron errichtete Verständniß, als dessen Treue, die er bey seinem Aufenthalte in Frankreich durch seine Künste wankend gemacht hatte, wegen der vielen Gelegenheiten zum Mißvergnügen, die man dem Marschalle seit diesem Kriege gegeben hatte, ganz und gar verschwunden war. Denn der König bezeigte gegen ihn nicht mehr ein so großes Vertrauen, und gieng nicht mehr so frey mit ihm um, als vorher, und überließ die vornehmste Einrichtung dieser Eroberung dem Lesdiguieres, welchem in der That das Land, und die Art, in den Gebirgen Krieg zu führen, besser bekannt war, als dem Biron. Dieser Vorzug erbitterte einen solchen stolzen

Mann

Mann auf eine raſende Art, welcher glaubte, man 1600.
könnte und ſollte ohne ihn nichts thun. Ferner beraubte ihn die abſchlägliche Antwort, die ihm der König wegen der Statthalterſchaft über die Citadelle in Bourg gab, aller ſeiner Vernuft. Seit derſelben Zeit führte er weiter nichts, als ausſchweifende und ſtrafbare Dinge in ſeinem Kopfe, und fieng an, wie man ſagte, ſich mit dem Savoyer in ein Bündinß einzulaſſen, um den bürgerlichen Krieg in Frankreich wider rege zu machen, wovon ich aber, die beſondern Umſtände, die man niemals erfahren hat, nicht erzählen kann.

Der Herzog von Savoyen, welcher die beyden Feſtungen, Montmelian in Savoyen, und Bourg in Breſſe für unüberwindlich hielt, und auf ſie die Sicherheit ſeines Landes bauete, erſtaunte ſehr, als er Nachricht bekam, daß der Marqvis von Brandis, der Commendant der erſtern, durch einen Vergleich verſprochen hatte, dieſe Feſtung in einer gewiſſen Zeit zu übergeben. Er zog deswegen ſelbſt zu Felde, und that ſein mögliches, um ſich in den Stand zu ſetzen, ihm zu Hülfe zu kommen. Er nahm ſeine Zuflucht zu den Spaniern; der Graf von Fuentes aber, welcher die Sache noch mehr verwickelt zu ſehen wünſchte, weigerte ſich, ihm in ſeiner Noth mit Mannſchaft beyzuſtehen, daß alſo die Zeit des getroffenen Vergleichs verfloß, und er die Feſtung Montmelian zu ſeinem und ſeiner Unterthanen groſſen Erſtaunen, und zur Schande

des

1600. des Marqvis von Brandis verlohr. Es gieng auch einige Wochen darauf, wegen Mangels der Lebensmittel und Kriegsbedürfnissen, die Citadelle in Bourg verlohren, welche der Commendant bis aufs Aeußerste vertheidigt hatte.

Der König, der seinen Weg bey Genf vorbey genommen hatte, brachte das Land Chablais und Faußigny unter seine Botmäßigkeit, und die Einwohner in Genf nahmen die Festung Catharina ein, welche von den Savoyern war angelegt worden, um sie im Zaume zu halten, und machten sie der Erde gleich. Nach dieser Eroberung nahm er sich vor, die Stadt Genf zu besuchen, die so berühmt, und eine Vormauer der protestantischen Religion ist, wo ihn Theodor Beza, der älteste und gelehrteste unter allen hugonottischen Priestern, mit einer kurzen Anrede empfieng. Der Marschall von Biron, welcher sich in der Gesellschaft des Königs befand, besahe die Stadt, welche die Einwohner seit vierzig Jahren mit vieler Mühe und mit großen Kosten befestigt hatten, und rühmte sich, um entweder den Ruhm eines Großfeldherrn zu haben, oder seinen Eifer gegen die catholische Religion zu bezeigen, daß er sie in zwanzig Tagen einnehmen könnte. Allein der König fand es nicht für gut, weil Frankreich diese Stadt seit der Regierung des Königs Franz I. in seinen Schutz genommen, und sich verbindlich gemacht hatte, sie wider den Herzog von Savoyen zu vertheidigen,

gen, welcher auf diese Herrschaft einen Anspruch 1600.
macht.

Unterdessen hatte der Pabst, der auf alle mögliche Weise das Kriegsfeuer zu dämpfen wünschte, an den König und Herzog, seinen Nepoten, den Cardinal Aldobrandin, abgeschickt, der ohne Aufhören arbeitete, einen Frieden zu vermitteln, und dem es die größte Mühe kostete, Verbindlichkeiten zu finden, die sicher und stark genug wären, den Herzog von Savoyen zu verbinden, als dessen Versprechungen und Treue so ungewiß, und so schlüpfrig waren, daß man ihnen nicht trauen konnte.

Zu eben der Zeit setzte sich der König, den der Krieg nicht verhindert hatte, an seine Vermählung zu denken, zu Schiffe, und fuhr auf der Rhone nach Lion hinab, wo die Königinn, seine neue Braut, angekommen war, und ihn erwartete.

Der päbstliche Gesandte hatte unterdessen nicht unterlassen, an einem Frieden zu arbeiten, und war deswegen nach Lion gekommen, wo er funfzehn Tage nach der Königinn Ankunft seinen Einzug hielt. Die Gesandten von Savoyen folgten ihm dahin, hatten aber eine Vollmacht, die mit solchen Worten abgefaßt war, daß der Herzog Vorwand genug hatte, ihr Vornehmen zu mißbilligen. Unterdessen baten sie doch, als sie sahen, daß sich die Citadelle in Bourg in der äußersten Noth befand, den päblichen Gesandten in-

inständigst, die Friedenshandlungen wider vorzunehmen, der es aber nicht eher thun wollte, bis sie es ihm schriftlich gegeben hätten, daß sie ihn zum Besten ihres Herrn darum gebeten hätten.

1601. Die Artikel wurden endlich abgefaßt und zugestanden, worauf man sie auf beyden Seiten unterzeichnete, und den Frieden in Lion den siebzehnten Jenner 1601. öffentlich bekannt machte, durch welchen der Herzog dem Könige, und allen folgenden Königen von Frankreich die Länder und Herrschaften Bresse, Bugey und Veromey, und überhaupt alles, was ihm von Genf an längst der Rhone zugehörte, nebst dem Amte und der Baronie Gex für das Markgrafthum Saluzzo abtrat, welches der König dem Herzoge und seinen Nachfolgern ganz überließ. Nebst diesem faßte auch der Friedensschluß in sich, daß dem Herzoge von Savoyen alle Plätze, die ihm der König abgenommen hatte, wider eingeräumt, aber auch dem Könige die rechtlichen Ansprüche, die er wider den Herzog zu haben vermeynte, den cambresischen und verviniſchen Friedensschlüssen zu Folge, vorbehalten werden sollten.

Bey diesem Tausche gewannen beyde Theile. Der König bekam für ein kleines Markgrafthum, das weit von seinen Ländern, und mitten in Savoyen lag, und welches er ohne starke Besatzungen, die zweymal mehr kosteten, als die Einkünfte ausmachen, nicht behaupten konnte, ein Land, das im Umfange mehr, als fünf

und

und zwanzig Meilen ausmachte, mit seinem Reiche gränzte, und seine Gränzen erweiterte, worinnen es mehr, als achthundert Edelleute gab, und das sehr fruchtbar, und besonders mit vielen Triften zu Stuttereyen versehen war. 1601.

Eben so vortheilhaft war dieser Tausch dem Herzoge, als welcher sich durch die Erwerbung dieses Markgrafthums einen beschwerlichen Dorn aus dem Fuße zog, oder vielmehr einen Degen von sich abwandte, der ihm mitten auf den Leib gerichtet war, und sich dadurch in Sicherheit setzte. Denn er wagte es nicht, so lange es die Franzosen inne hatten, ohne eine Bedeckung von drey bis vierhundert Pferden, aus Turin zu gehen, und er mußte mitten in seinem Lande starke Besatzungen unterhalten.

Nach unterzeichnetem Frieden gieng der König mit der Post von Lion nach Paris zurück, wohin ihm die Königinn mit kleinen Tagsreisen folgte. Einige Zeit nach ihrer Ankunft zeigte er ihr die Gebäude, die er in St. Germain en Laye aufgeführt hatte, indem das Bauen eine von seinen Vergnügungen war, die auch in der That sehr unschuldig ist, und einem mächtigen Prinzen wohl läßt, wenn er seine größten Schulden bezahlt, und seinen Unterthanen die größte Last der Abgaben erleichtert hat. „Denn er „hinterläßt durch Aufbauung solcher stolzen Ge„bäude der Nachwelt schöne Kennzeichen seiner „Hoheit und Reichthümer, ziert sein Reich aus,

„zieht

1601. „zieht sich die Bewunderung der Völker zu, zeigt „den Fremden, daß seine Schatzkammern voll „und angefüllt sind, giebt vielen armen Hand„werksleuten Brod und Leben, arbeitet auf ei„ne nützliche Art für seine und seiner Nachfol„ger Beqvemlichkeit, und bringt die Baukunst, „Bildhauerey und Malerey ins Aufnehmen, „welche von allen gesitteten Völkern der Welt „beständig sind hochgeschätzet worden.„

Unser Heinrich bediente sich nur dieses Vergnügens, um seinen Geist nach der Arbeit wider zu erqvicken, nicht aber damit zu beschäftigen. „Denn er hatte eine zu große Seele, und einen „zu erhabenen Sinn, als daß er sich hätte so „mittelmäßigen Dingen ganz ergeben, oder sich „eitlen Zeitvertreiben überlassen sollen. Es ist „wahr, er bauete, er jagte, er spielte, aber oh„ne sich von seinen Geschäften gar zu sehr abzu„ziehen, und ohne das Ruder seines Staats fah„ren zu lassen, welches er eben so fest und sorg„fältig währender Ruhe hielt, als bey einem „Sturme.„

Es fehlte auch weit, daß er bey der Ruhe, welche öfters gleich der Meerstille betrüglich ist, hätte einschlafen, oder nicht bedenken sollen, daß ein löblicher König währendem Frieden auf den innerlichen Zustand seines Reichs eben so viele Mühe, als währendem Kriege auf den äußerlichen wenden muß. Er wußte, daß der Spanier und Savoyer beständig heimlich murrten,

und

und in ihren Herzen eine Unternehmung wider 1601.
ihn ausbrüteten. Der Graf von Fuentes hatte ein großes Heer auf die Beine gebracht, um dem Savoyer beyzustehen, und war verdrüßlich, daß ihm der Friede die Gelegenheit genommen hatte, solches zu brauchen. Einige Plätze, die von ihm in dem zwischen beyden Reichen geführten Kriege in der Picardie waren eingenommen worden, hatten ihn stolz gemacht, daß er glaubte, er würde beständig über die Franzosen siegen. Zu eben der Zeit hatte der König in Spanien, unter der Anführung eines gewissen Doria, eine starke Flotte in die See geschickt, welche ohne Zweifel eine Absicht auf Provence hatte, wenn der Friede nicht wäre geschlossen worden. Ja es unterließ Fuentes nicht, obgleich der Friede geschlossen war, wider Marseille etwas zu unternehmen, um den Frieden zu brechen. Diejenigen aber, mit denen er sich deswegen in ein heimlich Verständniß eingelassen hatte, erboten sich gegen den König, sechs bis sieben hundert Mann in die Falle zu locken, und sie entweder gefangen zu nehmen, oder niederzumetzeln. Allein der König glaubte nicht, daß ein so kleiner Vortheil die Mühe verlohnte, den Feinden zu einem Friedensbruche Gelegenheit zu geben, und wider einen Krieg anzufangen, der gefährlich hätte werden können, weil sie sich mächtig gerüstet hatten. Ferner befürchtete er, es möchte noch in seinem Reiche ein Feuer unter

1601. der Asche glimmen, und man möchte ihm bey dem Gerüchte eines Kriegs noch leichter nach dem Leben stehen. Denn er hatte sich, die Wahrheit zu sagen, mehr vor ihren Messern und Dolchen, als vor ihren Degen zu fürchten. Er stellte sich deswegen, als wenn er ihr Vorhaben nicht merkte, und gab den Einwohnern zur Antwort: **Ich will den Sieg nicht stehlen. Die Nachstellungen sind nur im Kriege erlaubt, und man muß sich wohl in Acht nehmen, etwas beyzutragen, als wenn das Unternehmen der Feinde auf einen Friedensbruch abgezielt hätte.**

Endlich entschlossen sich die Spanier, nachdem sie erkannt hatten, daß dieser weise Argus Augen und Wachsamkeit genug hatte, sich auf keiner Seite überfallen zu lassen, ihre Waffen zu heiligen und löblichen Unternehmungen zu brauchen. Ein Theil ihres Heers zog zu Lande nach Ungarn, welches damals von den Türken angegriffen wurde, und wo der Herzog von Mercoeur, welcher sich in diesem Lande eine gerechtere Ehre, als in Frankreichs Bürgerkriegen, zu erwerben suchte, das kaiserliche Heer anführte. Dieser zeigte daselbst den Ungläubigen durch viele herrliche Thaten, und besonders durch den merkwürdigen Zurückzug bey Canischa, daß die französische Tapferkeit von Gott erwählt sey, die christliche Religion zu beschützen. Man zweifelt auch nicht, daß er sie aus diesem Reiche, dessen

sie

ſie ſich über die Hälfte bemächtigt hatten, gänz- 1601.
lich würde gejagt haben, wenn er nicht das fol-
gende Jahr an einem Fleckfieber geſtorben wäre,
das er in Nürnberg bekam, als er nach Loretto
gehen wollte, um unſerer lieben Frauen ſeine
Ehrfurcht zu bezeigen.

Einige Zeit darauf trug ſich etwas zu, wo-
bey der König die Spanier ſehen ließ, daß er
nichts leiden konnte, was wider ſeine Ehre, und
wider die Würde ſeines Staats wär. Rochepot,
ſein Geſandter in Spanien, hatte einige Edelleu-
te in ſeinem Gefolge, unter denen ſich ſein Enkel
befand, welche ſich in einem Fluſſe badeten, und
darüber mit einigen Spaniern im Streit gerie-
then, etliche davon tödteten, und darauf zum
Geſandten flüchteten. Die Freunde der Getöd-
teten brachten darauf den Pöbel in eine ſo große
Bewegung, daß er ſich um das Haus herum
lagerte, und bereit war, es in Brand zu ſtecken.
Die Obrigkeit ſahe ſich, um den traurigen Fol-
gen dieſer Raſerey zuvor zu kommen, genöthigt,
eine Ungerechtigkeit zu begehen, und die Quar-
tierfreyheit des Geſandten zu übertreten, gieng
dahin mit einer ſtarken Mannſchaft, und ſchlepp-
te die Beſchuldigten mit ſich weg. So unwil-
lig nun der König in Spanien über die Beleidi-
gung des Völkerrechts ward, ſo nahm er doch
die Entſchuldigung der Obrigkeit an, und ließ
den Geſandten um Verzeihung bitten, ohne die
Franzoſen wider in Freyheit ſetzen zu laſſen.

1601. Man gab damals viele Abhandlungen und Schriften von den Rechten und Vorzügen der Gesandten heraus. Es ist wahr, sagte man, ein Gesandter hat in seinem Hause allein die Obergerichte, aber die Leute von seinem Gefolge sind der Gerichtsbarkeit desjenigen Staats, in welchem sie sich befinden, wegen solcher Verbrechen, die sie außer seinem Hause begehen, unterworfen, und man kann ihnen also den Proceß machen, wenn sie außer demselben gefangen werden. Und ob man wohl weis, daß diese Schärfe ordentlicher Weise nicht beobachtet wird, und sich die Hochachtung, die man gegen die Person eines Gesandten bezeigt, auf alle diejenigen erstrecket, die ihm folgen; so ist doch dieses nur eine Höflichkeit, und keineswegs ein Recht. Allein deswegen ist es nicht erlaubt, den Verbrecher in des Gesandten Hause aufzusuchen, welches ein heiliger Ort, und für seine Leute gleichsam eine sichere Freystadt ist. Unterdessen darf auch ein Gesandter dieses nicht mißbrauchen, noch daraus eine Zuflucht der Böswichte machen, noch den Unterthanen des Prinzen wider die Gesetze und Gerechtigkeit eine Freystadt verstatten. Denn widrigenfalls beschwert man sich bey seinem Herrn, welcher verbunden ist, die Sache alsobald wider gut zu machen. Der König, welcher wegen des Schimpfs, den man Frankreich in seinem Gesandten gethan hatte, beleidigt war, wie er es seyn mußte, und die Vergütung der

Obrig-

Obrigkeit nicht für zureichend hielt, befahl des- 1601.
wegen seinem Gesandten, sich alsobald nach Frankreich zurück zu begeben, welcher es auch that, ohne von dem Könige in Spanien Abschied zu nehmen. Er verbot zu eben der Zeit allen Handel und Wandel mit den Spaniern, und gieng, da er voraus sahe, daß sie bey dem Anfange der Feindseligkeiten etwas wider einige Plätze in der Picardie unternehmen könnten, eilends von Paris nach Calais, um diese Gränzen in Augenschein zu nehmen.

Die Völker, welche anfiengen, die Ruhe zu schmecken, und ihre Felder in Gedult zu bestellen, geriethen in Furcht und Schrecken, es möchte sie ein neuer Krieg der Freyheit des Soldaten wider aussetzen. Allein Gott hatte mit diesen armen Leuten Mitleiden, und der Pabst, welcher sich ins Mittel schlug, dem Uebel zu steuren, das der Christenheit drohete, legte auf eine glückliche Weise den Streit wider bey. Der Spanier überließ dem Pabste den Proceß und die Gefangenen, welcher sie einige Tage hernach dem Grafen von Bethune, dem französischen Gesandten in Rom, überlieferte, worauf der König einen andern Gesandten, welches der Graf von Barraut war, nach Spanien wider schickte.

Währender Zeit, das der König in Calais war, wie wir gesagt haben, lag der Erzherzog vor Ostende, wo er die allerberühmteste Belagerung fortsetzte, die seit der Belagerung von

1601. Troja vorgefallen ist. Er befürchtete nicht ohne Ursache, die Annäherung des Königs möchte den Fortgang seiner Unternehmung verzögern, wobey er schon so viel Mannschaft, Zeit, Schiffe, Geld und Kriegsvorrath verlohren hatte, und ließ ihm deswegen zu seiner Ankunft Glück wünschen, und nicht nur versprechen, daß man ihm von Seiten Spaniens, wegen der in dem Hause seines Gesandten verübten Gewalthätigkeit, Genugthuung verschaffen würde, sondern ihn auch bitten, nicht geschehen zu lassen, daß sich die Belagerten diesen Umstand zu Nutze machen möchten. Der König, der sich eben so wenig in der Höflichkeit, als in den Waffen, von andern überwinden ließ, schickte darauf den Herzog von Aiguillon, den ältesten Sohn des Herzogs von Mayenne, an ihn ab, ihn versichern zu lassen, daß er den Frieden beyzubehalten wünschte, und sich nur an die Gränzen begeben hätte, um einige heimliche Anschläge zu zerstreuen, und zu der Billigkeit des Königs in Spanien das Vertrauen hätte, daß er ihm würde Recht widerfahren lassen.

Bey seinem Aufenthalte in Calais schickte auch die Königinn Elisabeth den Milord Edmond, ihren vornehmsten Vertrauten, an ihn ab. Um nun diese Höflichkeit zu erwidern, schickte er den Marschall von Biron, nebst dem Grafen von Auvergne und dem Kerne des Adels seines Hofs nach England, um ihr melden zu lassen, wie unangenehm es ihm wäre, daß er

das

das Vergnügen nicht haben könnte, sie zu sehen, 1601.
da er so nahe wäre.

Diese Königinn nun gab sich alle mögliche Mühe, die Franzosen ihre Hoheit und Macht sehen zu lassen, und zeigte einsmals dem Biron, den sie bey der Hand hielt, viele auf dem Tuwr in London gesteckte Köpfe, mit den Worten, daß man in England die Rebellen also abstrafe, und erzählte ihm zugleich die Ursachen, warum sie den sonst so zärtlich geliebten Grafen von Esser hätte hinrichten lassen. Diejenigen, die damals solches mit anhörten, erinnerten sich dessen hernach, als sie sahen, daß der Marschall von Biron in eben das Unglück gefallen war, als der Graf von Esser, und seinen Kopf verlohre, nachdem er vorher die Gnade seines Königs verlohren hatte.

Hier muß man nicht vergessen, daß sich der König, vor seiner Reise nach Calais, mit seiner Gemahlinn wegen des Jubeljahrs nach Orleans begeben hat, wo nach des heiligen Vaters Verordnung die Betfarthen für Frankreich ihren Anfang nahmen. Seine Frömmigkeit, die rein und unverfälscht war, gab seinen Unterthanen ein schönes Beyspiel, als welche sahen, daß er den Proceßionen andächtig beywohnte, zu Gott mit großer Andacht betete, und sein Herz auf seinen Lippen hatte. Und eben damals legte er den ersten Grundstein der Kirche zum heiligen Kreuze in Orleans, welche die Hugonotten un-

1601. gefahr vor vierzig Jahren jämmerlich verwüstet hatten, und gab zu ihrer Widerausbauung eine ansehnliche Summe Geldes her.

Ganz Frankreich hatte bey dieser Jubelfeier den Himmel inbrünstigst gebeten, ihm einen Dauphin zu schenken, und es von dem Unglücke zu befreyen, in das es würde seyn gestürzt worden, wenn der König ohne Prinzen gestorben wäre. Diese Wünsche wurden erhört, und die Königin kam in Fontainebleau am Tage des Heil. Cosmus, nämlich den 27. September mit einem Prinzen nieder, welchem man in der Taufe den Namen Ludwigs beylegte, den das Andenken des Heil. Ludwigs und Ludwigs XII. des gütigen Königs und Vaters seines Volks, Frankreich so wehrt und angenehm macht. In den folgenden Zeiten legte man ihm den Zunamen des Gerechten bey, und wir halten es iezo für einen seiner schönsten Ehrennamen, daß er der Vater eines weisen und sieghaften Ludwigs gewesen ist. Vor seiner Geburt gieng ein großes Erdbeben vorher, welches einige Tage vorher entstund. Die Königinn hatte eine schwere Niederkunft, und das Kind war so durchgearbeitet, daß es ganz blau aussahe, welches vermuthlich von innen seine Gesundheit und gute Leibsbeschaffenheit verderbt hat. Der König wünschte ihm den Seegen des Himmels, theilte ihm den seinigen mit, gab ihm seinen Degen in die Hand, und bat Gott, dem jungen

gen Prinzen die Gnade zu erweisen, daß er sich 1601.
desselben zu Gottes Ehren, und zur Beschützung seines Volks bedienen möchte, worauf die Prinzen vom Geblüte, die nebst ihm in der Königinn Zimmer waren, den Dauphin alle nach einander grüßten. Ich übergehe mit Stillschweigen, wie die Courier diese Zeitung in alle Provinzen gebracht haben, die Freudens Bezeigungen, die deswegen in ganzem Reiche, und vornehmlich in der großen Stadt Paris, die Heinrich, den Großen, eben so sehr liebte, als sie seinen Vorgänger gehaßt hatte, sind angestellt worden, die Glückwünsche, die der König deswegen von allen Potentaten in Europa bekommen hat, und das gewöhnlich Geschenk des heiligen Vaters, nämlich die heilige Windel, die der Herr Barberini, welcher hernach Cardinal, und unter dem Namen Urban VIII. Pabst ward, damals überbrachte.

Fünf Tage vorher war auch die Königinn von Spanien, mit ihrem ersten Kinde, das eine Prinzeßinn war, niedergekommen, welche in der Taufe den Namen Anna bekam, worüber sich die Spanier eben so sehr erfreueten, als wenn es ein Prinz gewesen wäre, weil in diesem Lande die Prinzeßinnen zur Krone gelangen. Diejenigen unter den Franzosen, die in das Zukünftige tiefer einsahen, nahmen an dieser Freude aus einem andern Grunde Theil. Denn es schien, da diese Prinzeßinn von eben dem Alter war, als

1601. der Dauphin, daß sie der Himmel für einander hätte gebohren werden lassen, und sie einsten seine Braut werden sollte, wie denn in der That Ludwig XIII. dieses Glück genossen hat, und Frankreich noch genießt, und bey allen Gelegenheiten die seltne Weisheit, die exemplarische Frömmigkeit und heldenmäßige Standhaftigkeit dieser großen Prinzeßinn bewundert.

Der König erkannte die Gnade Gottes mit Danke, der ihm einen Dauphin, das Ziel seiner Wünsche geschenkt hatte, und verdoppelte seine Bemühungen und Sorgfalt, um dasjenige zu leisten, was er seinem Staate schuldig war, und, wie er sagte, die Erbschaft seines Prinzen zu verbessern. Wir wollen hier einige Anstalten und Verordnungen anführen, die er zu dem Ende gemacht hat.

Während der Belagerung von Amiens hatte ihn der Geldmangel genöthigt, einige Bediente zu seinem Rentwesen auf drey Jahre zu bestellen. Er war aber damit kaum zu Ende gekommen, als er einsahe, daß es unnöthig wäre; so viel Leute zu haben, die in seinen Kammerrenten herumwühlten, und es nicht anders seyn könnte, als daß beständig etwas weniges in den Händen eines jeden kleben bleiben müßte. Er schafte sie deswegen wider ab, und verordnete, daß der Aelteste und Abwechselnde dieses dreyjährige Amt wider an sich kaufen sollten. Unter dieser Abschaffung waren die Rentmeister, die Einneh-

mer

mer der ungewissen Einkünfte und einige andere 1601.
nicht begriffen.

Rosny hatte den Rentmeistern und Pachtern den Daumen so hart auf die Augen gesetzet, daß sie nicht mehr so große Stücke verschlingen konnten, als vorher. Allein dieses war noch nicht genug. Sie hatten sich, ehe er Oberrentmeister geworden war, so sehr bereichert, daß der König mit Rechte ein Gericht (man nannte es die königliche Kammer) anordnete, und den Beysitzern desselben, die man aus den Obergerichtshöfen erwählte, auftrug, die Betrügereyen dererjenigen, die mit den königlichen Einkünften zu thun gehabt hatten, aufs genaueste zu untersuchen. Diese Kammer nun leerte viele von diesen Leuten wider aus. Nichts desto weniger fand doch eine große Menge Wege und Mittel, sich in Sicherheit zu setzen; einige, in Betrachtung ihrer Anverwandschaften, andere, mit Hülfe des Geldes, indem sie diejenigen, die um den König waren, und vornehmlich seine Maitressen gewannen, oder selbst die Richter bestachen. „So wahr ist es, daß das Gold „überall durchdringt, und vor diesem schädli„chen Metalle nichts sicher ist! Man darf sich „daher nicht wundern, daß diese Leute ihre Ki„sten und Kästen so sehr anfüllen, als sie nur „können, weil ihre Rechtfertigung desto leich„ter ist, je mehr sie haben.„

Ich

1601. Ich habe es schon gesagt, und ich sage es noch einmal, (denn man kann es nicht oft, und nachdrücklich genug sagen) es ist kein ander Mittel, dieser Unordnung, die größte von allen Unordnungen eines Staats, und Ursache der andern alle, zu steuern, als die Wachsamkeit und genaue Aufsicht des Königs. „Er selbst „muß die Schlüsseln zu seiner Schatzkammer be„halten, auf sie seine Augen beständig richten, „und aufs genaueste wissen, was einkömmt, „und wider aufgeht, auf was für Arten seine „Einkünfte einkommen, zu was man sie anwen„det, wer diejenigen sind, die damit zu thun „haben. Ueberhaupt, er muß so gute Rechnung „halten lassen, als unser Heinrich, damit die Ein„nehmer, wenn sie redlich sind, nicht böse wer„den, und wenn sie böse sind, nicht Gelegen„heit haben mögen, ihre Untreu auszuüben.„

Man hatte ihm zu verstehen gegeben, daß es in seinem Reiche zwo Unordnungen gäbe, welche es sehr arm machten, und daraus alles Gold und Silber zögen. Die eine war, daß man Gold und Silber in fremde Länder, als nach Italien, Deutschland und in die Schweiz brächte, wo es die kleinen Potentaten einschmelzten, und geringhaltigere Münzen daraus prägen liessen. Die andere war die Pracht, welche auch eine große Menge davon zu Stickereyen, Franzen und Borten, wie nicht weniger zu den Vergül-

güldungen der Decken, Camine und andern Hausraths verbrauchte. 1601.

Er gab daher zween scharfe Befehle heraus, durch welche beyde Mißbräuche verboten wurden, erneuerte in dem erstern die alten Verordnungen wegen der Ausfuhre des Goldes und Silbers, drohete den Uebertretern die Strafe des Strangs, und befahl allen Statthaltern, für die Beobachtung dieses Verbots zu wachen, und niemanden einen Freybrief zu geben, mit der Verwarnung, daß sie selbst wegen dieser Ausfuhre zur Verantwortung gezogen werden sollten.

In dem andern verbot er, daß niemand auf seinen Kleidern Gold oder Silber tragen, und zu Vergüldungen gebrauchen, oder das erstemal um vieles Geld, und das andremal mit Gefängnisse bestraft werden sollte. Ueber diesen Befehl ward auch sehr scharf gehalten, weil niemand ausgenommen war, und sich der König selbst seinem Gesetze unterwarf, und einen Prinzen vom Geblüte übel anließ, welcher sich nach dieser Verordnung nicht richtete.

Es wurde über dieses eine ungeheure Menge Gelds in der Seide verthan, für deren Erkaufung alles unser Geld zu den Fremden gebracht wurde. Der Konig, welcher dieses sahe, und bey sich überlegte, daß die seidenen Zeuge schön und zum Gebrauche beqvem wären, fiel darauf, man müßte dergleichen Manufacturen in Frankreich auch einführen, damit die

Fran-

1601. Franzosen dasjenige gewinnen möchten, was die Fremden gewännen. Zu diesem Ende befahl er, daß man eine Menge weiße Maulberbäume an solchen Oertern, wo sie am besten fortkämen, und besonders in Touraine pflanzen, Seidenwürmer ziehen, und Leute unterrichten sollte, Seidenhäußgen zu verfertigen, und das Gespinnst dieser kostbaren Würmer zu verarbeiten.

Wenn man nach seinem Tode eben so sorgfältig gewesen wär, diese Anstalten beyzubehalten, und in andern Provinzen einzuführen; so würde man dem Reiche mehr, als fünf Millionen erspart haben, welche es alle Jahre für die seidenen Zeuge außer Land schickt. Man hätte einer Million Menschen, die zu anderer Arbeit ungeschickt sind, als den alten Leuten, den Weibspersonen und den Kindern Brod gegeben, und diesem Volke Gelegenheit verschaft, mit Hülfe desjenigen, was sie sich durch ihren Fleiß verdient hätten, desto leichter ihre Steuern und Abgaben zu entrichten.

Es gab noch ein größers Uebel, welches, also zu reden, die Eingeweide des Reichs auszehrte, nämlich die unmäßigen Zinsen. Die übeln Wirthe, das ist, der größte Theil des Adels, borgten überall Geld, und verzinseten hundert mit dem zehnten, oder zwölften Pfennige, woraus zwo sehr üble Folgen entstunden. Denn die erste war, daß die Schuldner von den Zinsen

nach

nach und nach aufgefressen wurden, und die reichsten und ältesten Häuser, welche gleichsam die Säulen und Pfeiler des Staats sind, in sieben bis acht Jahren zu Grunde giengen. 1601.

Die andere war, daß die Kaufleute bey dieser Gelegenheit, ihr Geld so hoch, und ohne alle Gefahr zu nützen, den Handel ganz aufgaben, wodurch der Mangel an Gold und Silber im Reiche würde überhand genommen haben, wenn die Quellen des Handels einmal würden ausgetrocknet gewesen seyn. „Denn Frankreich hat „keine andern Bergwerke, als den Handel und „Verkauf seiner Landsfrüchte.„

Diese Betrachtungen nöthigten den König, nicht nur allen Wucher bey Einziehung des geliehenen Geldes, und einer großen Geldstrafe zu verbieten, worauf die Parlementer einige Räthe in die Provinzen abschickten, und wider die Wucherer eine scharfe Untersuchung anstellen ließen, sondern auch alle Zinsen, oder versicherte Renten auf den sechzehnten Pfennig zu setzen. Die Zinsen waren vorher, wie wir schon gemeldet haben, bis auf den zehnten oder zwölften Pfennig gestiegen, und zwar aus der Ursache, weil es damals noch nicht so viel Geld gab, als ietzo, und es war billig, die Zinsen herunter zu setzen, da es sich nach der Entdeckung von Indien und America so sehr vermehrt hatte. Und eben dieses ist Ursache, daß man hernach die Zinsen bis auf den achtzehnten Pfennig herunter

1601. ter gesetzet hat, und man sie vielleicht künftig bis auf den zwanzigsten herunter setzen wird.

In eben der Absicht, seine Unterthanen zu bereichern, und den Ueberfluß in sein Reich zu bringen, nahm er von allen Orten die Nachrichten an, welche dienen konnten, den Handel zu verbessern und zu erleichtern, seinen Unterthanen alle Beqvemlichkeiten zu verschaffen, und die unfruchtbarsten Oerter anzubauen und fruchtbar zu machen. Er wollte, so viel ihm möglich wäre, die Flüsse schiffbar machen, und ließ die Brücken und Dämme ausbessern, und die Heerstraßen pflastern, indem er wohl wußte, daß sie, wenn man sie nicht unterhält, so böse werden, daß man kaum hin und her fahren kann, und dadurch aller Handel und Wandel unterbrochen wird, wovon in einem Staate eben die Unordnungen entstehen, die in einem menschlichen Körper zu entstehen pflegen, wenn er verstopft, und der Gang des Bluts und der Lebensgeister nicht frey ist.

Er gab, wenn er reisete, auf alles genau Achtung, zog von allen Nothwendigkeiten und Unordnungen Nachricht ein, und half ihnen alsobald mit großer Sorgfalt ab. Unter seiner Gnade und unter seinem Schutz kamen an vielen Orten des Reichs Manufacturen von Leinwand, Tüchern, Spitzen, kleinen Waaren und andern Sachen zu Stande.

Die

Die Bürger baueten nach seinem Beyspiele 1601.
ihre Häuser wider auf, welche der Krieg verwüstet hatte, und die Edelleute, welche ihre Waffen an Nagel gehangen, und in der Hand nur eine Spitzruthe hatten, fiengen nunmehr an, gute Wirthschaft zu treiben, und ihre Einkünfte zu vermehren. Das ganze Volk war der Arbeit ergeben, und man konnte sich nicht genug verwundern, da man sahe, daß sich dieses Reich, welches fünf bis sechs Jahre vorher, gleich einer Höle der Schlangen und giftigen Thiere, mit lauter Dieben, Straßenräubern, Taugenichten und liederlichen Gesindel angefüllt gewesen war, durch die Sorgfalt dieses großen Königs gleichsam in einen Bienenstock unschuldiger Bienen verwandelt hatte, die sich um die Wette bemüheten, Proben von ihrem Fleiße abzulegen, und Wachs und Honig zu sammlen. Die Faulheit war daselbst schändlich, und gleichsam ein Verbrechen, und ist auch in der That, wie das Sprüchwort sagt, die Mutter aller Laster. „Ein Mensch, der sich nicht die Mühe „giebt, sich mit etwas ernstlichen zu beschäfti„gen, ist sich selbst unnütze, und dem gemeinen „Wesen schädlich.„ Eben dieses war Ursache, daß die Richter und Aufseher die Müßiggänger, Landstreicher, und das herrenlose Gesinde aufsuchten, und auf die königlichen Galeren schickten, um sie zu zwingen, wider ihren Willen zu arbeiten.

1602. Gleichwie aber kein Glück so beständig und dauerhaft ist, das nicht leichtlich gestört werden könnte; also trugen sich in diesem Jahre zwo Begebenheiten zu, welche ganz Frankreich würden über den Haufen geworfen haben, wenn der König dem Unglücke nicht beyzeiten vorgebeugt hätte.

Der Ausschuß der Landstände von Rouen hatte sich 1596. versammlet gehabt, um Mittel zu finden, damit der König den Krieg fortsetzen, und seine Schulden bezahlen könnte, und ihm, wie wir schon gemeldet haben, eine Abgabe von allen Eßwaaren, welche in die verschlossenen Städte gebracht wurden, nämlich einen Sou vom Pfunde verwilligt. „Der Staat, sagt „Tacitus, der größte Staatsverständige unter „den Geschichtschreibern, kann sich ohne Sol„daten nicht erhalten, noch Soldaten ohne Sold, „noch Sold ohne Abgaben haben. Folglich „sind diese nothwendig, und folglich ist es billig, „daß jeder zum Aufwande eines Staats etwas „beyträgt, von dem er einen Theil ausmacht, „und dessen Bequemlichkeiten und Schutz er ge„nießt. Allein diese Abgaben müssen mäßig, „und nach dem Vermögen eines jeden eingerich„tet seyn; jeder muß seinen Theil beytragen; „sie müssen ferner leicht zu heben, und die Unko„sten, die man auf die Erhebung verwendet, „nicht größer seyn, als die Hauptsumme; man „muß sie nicht auf Sachen legen, die verhaßt

„sind

„sind, als auf Eßwaaren, welche das Armuth 1602.
„zu seinem Unterhalte braucht; man muß end-
„lich nur Blut aus den Adern, nicht aber das
„Mark aus den Beinen ziehen.„ Es war aber diese Abgabe eines Sou von einem Pfunde nicht also beschaffen, sondern sehr beschwerlich und verhaßt. Denn man suchte in jeder Stadt bey den Kaufleuten alles durch; man packte alle Waaren aus; man sahe, was jeder brachte, und also war im Reiche keine Freyheit mehr. Ferner war sie übermäßig, weil man fand, daß eine Waare, die man zehnmal bis zwölfmal verkaufte, beynahe eben so viel Zoll zahlte, als sie werth war. Noch mehr, es wurden viele Kosten erfordert, sie zu heben. Denn man brauchte dazu so viel Einnehmer, daß man davon ein ganzes Heer hätte auf die Beine bringen können, die sich eben, wie ihre Vorgesetzten, bereichern wollten, und den Kaufleuten, die darüber in Verzweiflung geriethen, alle Drangsalen anthaten. Ja es gab auch, worüber man sich nicht genug wundern kann, selbst in dem königlichen Rathe Leute, welche von diesen Einnehmern Kostgänger waren, ihnen bey ihren Gewalthätigkeiten beystunden, und alle Klagen, die man über ihre Ungerechtigkeiten führte, verwarfen.

Die Unterthanen schweben in dem strafbaren Irthume, als wenn sie befugt wären, wenn man ihnen Recht und Gerechtigkeit versagt, sich selbst

1602. Recht zu schaffen, und ihre Zuflucht zur Gewalt zu nehmen, wenn ihr Bitten nichts hilft. Dieses ist fast die Ursache von allen Empörungen, und eben dieses machte, daß die Unterthanen jenseit der Loire, welche durch diese neue Abgabe sehr aufgebracht wurden, die Einnehmer verjagt, und was noch schlimmer ist, einige davon getödtet, ja so gar einige Städte mit ihren Obrigkeiten zu den Waffen gegriffen hatten. Die Pachter machten auf ihrer Seite das Uebel durch rasende Drohungen noch schlimmer, als wenn man den rebellischen Städten ihre Mauren niederreißen, und daselbst Citadellen anlegen würde, um sie im Zaume zu halten, und ich glaube, daß es diese Herren nicht sowohl aus Liebe, das Ansehen des Königs zu behaupten, welches dergleichen Leute beständig im Munde führen, als vielmehr aus Begierde, sich zu rächen, und ihren Eigennutz zu befördern, wohl gewünscht hätten. Der König befürchtete, als er von diesen Bewegungen Nachricht erhalten hatte, sie möchten von den ausgeschickten Anhängern des Herzogs von Biron, dessen Zusammenverschwörung er kurz vorher entdeckt hatte, seyn erregt worden, und gieng deswegen einige Tage nach Ostern von Fontainebleau nach Blois, und von dar nach Poitiers, hörte die Beschwerden seiner Unterthanen gnädig an, und that den Abgeordneten der Städte in Guienne diese Vorstellung: Die Steuern, die er einnehmen ließe, wür-

würden nicht, wie es zu den Zeiten des vorigen Königs geschehen wäre, zur Bereicherung der Minister und Lieblinge, sondern zu den nöthigen Ausgaben des Staats angewandt, und er würde, wenn seine Kammergüter zureichend gewesen wären, von seinen Unterthanen nichts gefordert haben, daher es billig wäre, da er zuerst alle das Seinige dazu hergegeben hätte, daß sie auch etwas von dem Ihrigen dazu beytrügen. Sein sehnlichster Wunsch wäre, sein Volk zu erqvicken, und keiner seiner Vorfahren hätte das Gebet seiner Unterthanen, daß Gott die Jahre seiner Regierung segnen wolle, so eifrigst gewünscht, als er. Endlich wären die Unruhen, in die man sie hätte setzen wollen, als wenn er gesonnen wäre, in ihren Städten Festungen anzulegen, falsch, und zielten nur zu Empörungen ab, indem er keine andern Festungen zu haben wünschte, als in den Herzen seiner Unterthanen. 1602.

Durch diese gelinden Vorstellungen nun stillte er alle Unruhen, ohne einer Bestrafung nöthig zu haben, außer daß man die Bürgermeister in Limoges absetzte, und die Pancarte, oder Zollrolle an den Zollstätten, nämlich die Abgabe eines Sou vom Pfunde, nur zu dem Ende einführte, damit des Königs Ansehen behauptet würde. Denn dieser Prinz, welcher einer der

1602. gerechtesten und besten in der Welt war, schafte die Pancarte gänzlich wider ab, so bald er nur die äußersten Drangsalen erkannte, die sie verursachte.

Das andere, das ihm noch mehr Unruhe machte, und den Staat ganz über den Haufen werfen konnte, wenn er es nicht abgewandt hätte, war die Zusammenverschwörung des Marschalls von Biron. Man muß wissen, daß Lassin das vornehmste Werkzeug des heimlichen Verständnisses zwischen diesem Marschalle und dem Herzoge von Savoyen gewesen war. Er hatte alle Briefe hin und her getragen, und sich mit dem Herzoge, und mit dem Grafen von Fuentes in einige Unterredungen eingelassen, also, daß er von dem ganzen Handel wußte. Dieser nun faßte den Schluß, als er sahe, daß er sich auf die Worte des Savoyers nicht verlassen konnte, und Biron wankelmüthig zu werden schien, diesen Handel dem Könige zu entdecken, weil er entweder befürchtete, er möchte in der Länge der Zeit auf andere Weise bekannt werden, oder wegen dieses Dienstes eine große Belohnung zu erhalten, und sich beym Könige, bey dem er gar nicht wohl angeschrieben stund, wider einzuschmeicheln hofte.

Bey diesem Vorsatze brauchte er den Stiftshauptmann von Chartres seinen Vetter, um des Königs Gnade und Vergebung des Vergangenen wider zu erhalten, welchem er die

Mit-

Mitverschwornen zu entdecken, und hinlängliche 1602.
Beweise zu schaffen versprach. Er hatte viele Briefe, die ihm waren in Verwahrung gegeben worden, zurück behalten, welche aber nicht genug entdeckten, und zu einer Ueberzeugung nicht deutlich genug waren. Um nun zu einer völligen Ueberzeugung Beweise genug zu haben, begieng er folgende Bosheit.

Biron hatte mit seiner eignen Hand einige Nachrichten geschrieben, worinnen die Zusammenverschwörung stückweise stund, und Laffin stellte ihm vor, es wäre unvorsichtig, sie aufzubehalten, und andern zu geben, weil seine Hand mehr, als zu bekannt wäre, und es würde sicherer seyn, wenn man sie abschriebe, und das Original verbränte. Biron fand dieses für gut, und gab ihm solche Nachrichten, um sie abzuschreiben, und Laffin schrieb sie binnen der Zeit, daß Biron auf seinem Bette lag, in der That ab, gab ihm hernach die Abschrift, wickelte den ersten Aufsatz zusammen, und that, als wenn er ihn ins Feuer würfe, behielt ihn aber, und warf, aus vorher überlegter List, einige andere Pappiere hinein. Eine so wichtige Sache hätte Biron wohl selbst verbrennen sollen; da er es aber nicht that, weil es ihm Gott zuließ, so kostete ihm hernach diese Unvorsichtigkeit das Leben, wie wir bald sehen werden.

Laffin setzte darauf seine heimlichen Anschläge fort, um noch mehrere besondere Heimlichkeiten

1602. auszukundschaften, gieng in unbekannter Kleidung nach Mayland, und unterredete sich mit dem Fuentes. Allein dieser geschickte und verschmitzte Spanier merkte wohl, daß er sie verrathen wollte, und hielt mehr an sich. Man sagt auch, daß Laffin dieses Mißtrauen gemerkt, und aus Furcht, man möchte sich ihn vom Halse schaffen, durch abgelegene Wege wider zurück gegangen ist. Es ließ auch der Herzog von Savoyen, dem Fuentes davon Nachricht gegeben hatte, Laffins Secretair, mit Namen Renaze, gefangen nehmen, weil er sich befürchtete, er möchte sich wider den Biron zum Zeugen gebrauchen lassen. Man hatte aber bey den gepflogenen Berathschlagungen den Schluß gefaßt, ganz Frankreich zu zergliedern. Der Herzog von Savoyen sollte Provence und Delphinat, Biron Bourgogne und Bresse, nebst der dritten Prinzeßinn desselben Herzogs, und funfzig tausend Thaler zur Mitgift, und einige andere Herren andere Provinzen, nebst dem Titel eines Pairs bekommen, welche kleine Herren alle unter dem Könige von Spanien stehen sollten. Um diesen Endzweck zu erreichen, sollten die Spanier mit einem starken Kriegsheer, und der Savoyer mit einem andern in Frankreich einfallen, wobey man die Hugonotten in Bewegung bringen, die vielen Mißvergnügten an verschiedenen Orten in Harnisch jagen, und die durch die Pancarte erbitterten Unterthanen erregen und aufwiegeln wollte.

Alle

Alle diese Anschläge waren, wie man sagte, 1602.
zur Zeit des savoyischen Kriegs gefaßt worden, und der Marschall von Biron, der durch die abschlägliche Antwort, die ihm der König wegen der Citadelle in Bourg gegeben hatte, aufs höchste war erbittert worden, hatte ihnen Gehör gegeben, und sich in diese verdammlichen Anschläge mehr, als zu sehr eingelassen. Unterdessen schien er doch sein Verbrechen zu bereuen. Denn er hatte es dem Könige entdecket, als er mit ihm in Lion in dem Franciscanerkloster spazieren gegangen war, und ihn deswegen um Verzeihung gebeten, aber auch wider den guten Rath, den ihm der Herzog von Espernon, der viel klüger und vorsichtiger war, als er, gegeben hatte, vergessen, sich eine völlige Verzeihung auszuwirken.

Ja, er ließ sichs bald darauf wider gereuen, daß er es bereuet hatte, fiel in seinen ersten Fehler wider zurück, und setzte seinen Briefwechsel mit Auswärtigen fort. Er redete über dieses von dem Könige mit wenig Ehrerbietung, verringerte den Ruhm von desselben herrlichen Thaten, erhob den seinigen, und rühmte sich, als wenn er ihm die Krone aufs Haupt gesetzet, und Frankreich errettet hätte. Ueberhaupt alle seine Reden waren nichts anders, als Pralereyen, Großsprechereyen und Drohungen.

Alles dieses erzählte man dem Könige wider. Man sagte ihm, seine rühmlichen Thaten wür-

1602. den vom Biron verkleinert, hingegen die Macht des Königs in Spanien gerühmt, die Weisheit seiner Räthe, seine Freygebigkeit, in Belohnung guter Dienste, und sein Eifer, in der Vertheidigung der wahren Religion gelobt. Der König aber sagte zu denenjenigen, die ihm dieses erzählten, auf eine kluge und weise Art: **Ich kenne Birons Herz, daß es treu und mir ergeben ist. Seine Zunge ist in Wahrheit unmäßig; ich verzeihe ihm aber seine bösen Reden wegen der herrlichen Thaten, die er verrichtet hat.**

Zwey Dinge beförderten endlich vollends Birons Unglück, als welche den König nöthigten, seine bösen Anschläge genauer zu untersuchen. Das eine war die allzu große Menge seiner Freunde, und die Liebe, die er bey den Soldaten hatte, indem er sich selbst rühmte, als wenn sie ihm schlechterdings zu Gebote, und bereit gewesen wären, zu thun, was er gewollt hätte. Das andere war seine vertraute Freundschaft mit dem Grafen von Auvergne, dem mütterlichen Bruder der Mademoiselle von Entragues, welcher man den Namen einer Marquisinn von Verneuil beylegte. Denn er gab durch das eine seinem Könige Anlaß zur Eifersucht, und wollte sich furchtbar machen, und machte sich durch das andere bey der Königinn verhaßt, als welche sich einbildete, und vielleicht nicht ohne Grund, er würde sich im Reiche einen Anhang machen, um

zu

zu ihrem Nachtheile diese Nebenbuhlerinn und 1602.
ihre Kinder zu behaupten.

Um nun hinter diese Sache zu kommen, so viel es möglich wäre, ließ der König den Laffin zu sich holen, welcher sich auch länger, als einen Monat vor des Königs Reise nach Poitou, nach Fontainebleau begab. Er unterredete sich daselbst im Anfange sehr heimlich, und hernach ganz öffentlich mit dem Könige, und gab ihm eine Menge Pappiere, unter andern den Aufsatz, den Biron mit seiner eigenen Hand geschrieben hatte, und dessen wir schon gedacht haben. Der König wurde durch das, was ihm Laffin offenbarte, in die größte Unruhe gesetzet, und sahe bey der ganzen Reise nach Poitiers ganz tiefsinnig, nnd nach seinem Beyspiele der Hof ganz traurig und bestürzt aus, ohne daß jemand die Ursache errathen konnte.

Bey der Zurückkunft von Poitiers nach Fontainebleau ließ der König dem Herzoge von Biron befehlen, daß er zu ihm kommen sollte. Biron stund bey sich an, und entschuldigte sich mit einigen kahlen Gründen; der König hingegen beharrte dabey, und schickte erstlich den Herrn von Escures, und hernach den Präsidenten Janin an ihn ab, um ihn versichern zu lassen, daß er nichts Böses zu befürchten hätte. Diesem nun hätte Biron Gehör geben, und sich gefaßt machen sollen, Gnade anzunehmen, und sein

Ver-

1602. Verbrechen durch Stolz und Verstockung nicht zu vergrößern.

Biron aber trauete dem Laffin, von dem er wußte, daß er sich an den Hof begeben hatte, mehr, als sich selbst, zumal, da ihm der Baron von Lux, sein Vertrauter, der sich damals auch am Hofe aufgehalten hatte, sagte, als wenn Laffin reinen Mund gehalten, und nichts offenbart hätte, das ihm schaden könnte. Dieses glaubte der Baron von Lux auch in der That, weil der König, nach seiner Unterredung mit dem Laffin, mit einem frölichen Gesichte zu ihm gesagt hatte: **Ich bin recht froh, daß ich diesen Menschen gesehen habe, der mir vielen Zweifel und Argwohn genommen hat.**

Unterdessen bekam Biron von seinen Freunden viele Briefe, er möchte nicht so toll seyn, dem Hofe seinen Kopf selbst zu überliefern, indem es viel sicherer wäre, sich durch einen Anwald, als in eigener Person zu rechtfertigen. Allein Biron schlug diese Warnungen in Wind, und begab sich nach einer kurzen Ueberlegung, aller seiner Gewissensbisse ungeachtet, mit der Post nach Fontainebleau, da ihn der König nicht mehr erwartete, und Anstalt machte, ihn holen zu lassen.

Die Geschichte derselben Zeiten, und die verschiedenen Nachrichten erzählen die Gefangennehmung, den Proceß und Tod dieses Marschalls

schalls sehr umständlich, und ich will deswegen 1602.
nur das Vornehmste davon anführen.

Man kann sich weder über die Unbesonnenheit und Blindheit dieses Unglücklichen genug verwundern, noch im Gegentheile die Gütigkeit und Gnade des Königs genug loben, der Birons Halsstarrigkeit zu überwinden, sich alle mögliche Mühe gab. „Das Bekänntniß eines Feh„lers ist das erste Zeichen der Reue.„ Der König nahm ihn besonders, bat ihn mit vielen Betheurungen, ihm die Beschaffenheit seiner heimlichen Verständnisse, und die mit dem Herzoge von Savoyen eingegangenen Bündnisse zu entdecken, und versprach ihm bey seiner Treue, alles auf ewig zu vergessen. Er sagte, er wüßte schon alle Umstände genug, wünschte aber, sie aus seinem Munde zu hören, und schwor ihm zu, ihm auf sein Geständniß völlige Gnade widerfahren zu lassen, wenn er auch das allergrößte Verbrechen begangen hätte. Allein Biron antwortete auf die unbesonnenste Weise, an statt dieses für eine Gnade zu erkennen, oder sich zum wenigsten mit Bescheidenheit gegen seinen beleidigten König zu entschuldigen, er wäre unschuldig, und nicht gekommen, sich zu rechtfertigen, sondern die Namen seiner Verleumder zu erfahren, und wider sie Recht zu verlangen, widrigenfalls müßte er sich selbst Recht verschaffen. So stolz nun aber diese Antwort war, und so sehr sie auch sein Verbrechen vergrößerte; so un-

ter-

1602. terließ der König dennoch nicht, ihm mit vieler Leutseligkeit zu sagen, er möchte sich besser bedenken, und würde sich hoffentlich besser rathen.

Der Graf von Soissons ermahnte ihn noch an eben demselben Tage nach dem Abendessen im Namen des Königs, ihm die Wahrheit zugestehen, und beschloß seine Vorstellung mit diesem Spruche des weisen Salomo: **Wisse, daß der Zorn des Königs ein Bote des Todes ist.** Allein er antwortete ihm mit noch größerer Dreistigkeit, als er dem Könige geantwortet hatte.

Der König beschwor ihn den Morgen darauf, als er spazieren gieng, zum andern male, ihm die Zusammenverschwörung zu gestehen, ohne doch von ihm weiter etwas herausbringen zu können, als Betheuerungen der Unschuld, und Drohungen wider seine Ankläger.

Hierüber ward der König in dem Innersten seines Herzen von mancherleyen Gedanken beunruhigt, indem er nicht wußte, was er thun sollte. Auf der einen Seite hielten die Treue, die ihm Biron bewiesen hatte, und seine grossen Verdienste den gerechten Zorn zurück; auf der andern Seite hingegen ließen sein abscheuliches Verbrechen, sein Stolz und seine Halsstarrigkeit der Gerechtigkeit des Königs den Zügel, und reitzten ihn, den Verbrecher zu strafen, wozu noch kam, daß man der Gefahr, die seinem

Staate

Staate und seiner eigenen Person drohete, nicht 1602.
anders zuvor kommen konnte, als wenn man das Haupt einer Zusammenverschwörung zerschmetterte, deren Abgrund man nicht übersehen konnte.

Der König begab sich bey dieser Gemüthsunruhe in sein Cabinet, fiel auf seine Knie, und bat Gott von ganzem Herzen, daß er ihm eine gute Entschließung eingeben möchte, welches er bey allen seinen großen Verrichtungen gemeiniglich zu thun pflegte, weil Gott sein sicherster Rathgeber, und getreuester Beystand war. Nach verrichtetem Gebete merkte er, wie er nachmals gesagt hat, daß er von seiner Unruhe völlig befreyt war, und entschloß sich, dem Biron den Händen der Gerechtigkeit zu übergeben, wenn seine Räthe fänden, daß die Beweise, die man geschrieben hatte, zu seiner Verurtheilung stark und zureichend genug wären. Er erwählte dazu aus demselben vier Personen, nämlich den Bellievre, Villeroy, Rosny und Sillery, und wies ihnen die Beweise, worauf sie ihm alle einmüthig sagten, daß sie mehr, als zureichend wären.

Hierauf machte er den dritten Versuch, ob er vielleicht dieses stolze Herz noch gewinnen könnte. Er brauchte zum letzten male Vorstellungen, Bitten, Betheuerungen und Versicherungen der Gnade, um ihn zum Geständnisse seines Verbrechens zu bewegen.

Allein

1602. Allein Biron antwortete beständig auf einerley Art, und setzte hinzu, er wollte seinen Verleumdern die Hälse brechen, wenn er sie wüßte.

Der König ward endlich dieser Pralereyen und Halsstarrigkeit müde, verließ ihn, und sagte ihm diese letzten Worte: **Ey, so wird man auf andere Art hinter die Wahrheit kommen müssen. Lebt wohl, Baron von Biron.** Dieses Wort war gleichsam der vorangehende Blitz eines Donnerwetters, das ihn zu Boden schmeißen wollte. Der König, der ihn damit so hoher Ehrenstellen, zu denen er ihn erhoben hatte, entsetzte, zeigte ihm, daß er ihn weit mehr erniedrigen würde, als er ihn erhoben hätte.

Als nun hierauf Biron aus der Königinn Zimmer gieng, wo er in der Karte gespielet hatte; so wurde ihm vom Vitry, einem Hauptmanne unter den Leibtrabanten, der Degen abgefordert, und er gefangen genommen. Eben dieses widerfuhr dem Grafen von Auvergne, als dessen sich Praslin, auch ein Hauptmann von der Garde, versicherte. Man setzte sie den Morgen drauf in Schiffe, und brachte sie auf der Seine unter einer guten Bedeckung in die Bastille.

Biron hatte eine grosse Menge Freunde, die aber bey einer solchen Gelegenheit, da er wegen einer Zusammenverschwörung wider die Person des Königs war angeklagt worden, alle stumm

und

und unbeweglich blieben. Seine Anverwandten, die sich am Hofe befanden, thaten dem Könige Fußfälle, ihn nicht um Recht und Gerechtigkeit zu bitten, sondern seine Barmherzigkeit anzuflehen, und der Herr von la Force, der hernach Marschall von Frankreich geworden ist, führte das Wort im Namen aller. Wenn Biron im Anfange mit so vieler Demuth und Unterthänigkeit geredet hätte, als sie thaten, so würde er ganz gewiß Gnade bekommen haben. Nunmehr aber war es zu spät; die Gnade hatte nicht mehr statt, sondern der Gerechtigkeit Platz gegeben. 1602.

Der König befahl seinem Parlemente, ihm den Proceß zu machen; und schickte dem ersten Präsidenten, dem Präsidenten Potier Blan-Mesnil, und zween Räthen eine besondere Verordnung zu, auf Ansuchen seines Anwalds den Proceß anzufangen.

Die Beweise waren stark, und Birons Vertheidigung sehr schwach. Er ließ in einer Sache, wo es auf Tod und Leben ankam, deutlich sehen, daß er weniger Verstand, als Herzhaftigkeit besaß. Denn er erkannte gleich anfangs seine Schrift für die seinige, worüber er allerhand Ausflüchte hätte machen, und einige Tage gewinnen können, die man gebraucht hätte, um die Wahrheit darzuthun. Dieser Aufsatz war währendem Kriege in Savoyen geschrieben worden, und er gab vor, der König hätte bey

1602. seinem Aufenthalte in Lion ihm alle seine Uebereilungen verziehen, weswegen der König ein mit dem großen Siegel besiegeltes Schreiben an das Parlement schickte, und darinnen diese Verzeihung widerrufte. Allein man zog dieses eben in keine große Betrachtung. Denn erstlich konnte er über die ihm zugestandene Gnade nichts schriftliches aufweisen, und zum andern beobachtet das Parlement dieses, als eine Regel, daß es Verbrechen giebt, welche der König nicht verzeihen kann, als die Beleidigung der göttlichen und menschlichen Majestät, und diejenigen, die ein abscheuliches Aergerniß geben, und dem gemeinen Wesen zu einem großen Schaden gereichen. Ja er erkannte den Laffin, den man ihm beym Verhöre, und bey der Darstellung der Zeugen vorstellte, für einen ehrlichen Mann, und redlichen Edelmann, an statt ihn, als einen Menschen zu verwerfen, der wegen hundert Vorwürfe nicht fähig wäre, ein Zeugniß abzulegen, bis er desselben Aussage hatte verlesen hören, da er anfieng, ihn mit Schimpfworten zu überhäufen, und ihn einen Verräther, Zauberer und Bösewicht zu nennen. Allein es war zu spät, und seine Vorwürfe waren nicht mehr gültig.

Er bildete sich ferner ein, als wenn Renaze in Piemont noch gefangen säße, welcher sich aber etliche Tage vorher mit der Flucht davon gemacht hatte, bis er ihm wider alles sein Vermuthen

muthen vorgestellet wurde. Er glaubte, ein 1602.
Gespenst zu sehen, blieb stumm und bestürzt, und hörte, ohne ihm einigen Vorwurf zu machen, seine Aussage an, welche mit Lassins Aussage überein kam.

Beyde sagten außer demjenigen, was wir schon erzählt haben, wider ihn aus, daß er sich mit dem Commendanten des Schlosses St. Catharine heimlich verbunden hätte, den König umbringen zu lassen, wenn er den Platz in Augenschein nehmen, und Biron ihn begleiten, und in einem gewissen Kleide, um erkannt zu werden, etliche Schritte vorausgehen würde. Sie sagten ferner, man hätte noch einen andern Anschlag gehabt, den König aufzuheben, wenn er auf die Jagd gehen, oder sonst nicht viele Begleitung haben würde, und ihn nach Spanien zu führen.

Nachdem nun also der Proceß in der Bastille durch vier Commissarien war eingerichtet worden, so wurde er auf der Seine, die auf beyden Seiten mit dem Regimente der Garde besetzt war, in das königliche Gerichtshaus gebracht, und in dem Parlement in Gegenwart aller Kammern, außer, daß die Pairs nicht zugegen waren, ob sie gleich dazu waren eingeladen worden, verhört, wobey er sich auf die Bank der Missethäter setzen mußte, und nach dem Verhöre in die Bastille zurück gebracht.

1602. Den Morgen drauf, nämlich den letzten Julius, wurden die Stimmen gesammlet, und von hundert und funfzig Richtern war kein einziger, der ihn nicht zum Tode verurtheilt hätte. Das Todesurthel gieng dahin, daß er wegen der Zusammenverschwörungen wider die Person des Königs, wegen seiner Unternehmungen wider den Staat, Verräthereyen und heimlichen Bündnisse, die er, als Marschall des königlichen Heers, mit den Feinden errichtet hätte, des Verbrechens der beleidigten Majestät schuldig und überwiesen wäre. Zur Büßung dieser Verbrechen sollte er aller seiner Länder, aller seiner Ehrenstellen und Würden verlustig seyn, und ihm auf dem öffentlichen Gerichtsplatze der Kopf abgeschlagen werden. Ferner sollte sein ganzes Vermögen, beweglich und unbeweglich, dem Könige heimfallen, seine Herrschaft Biron des Titels einer Pairie auf ewig beraubt, und diese Herrschaft mit allen seinen andern Gütern mit den Krongütern wider vereinigt seyn.

Der König änderte darauf, unter dem Vorwande, Birons Anverwandten einige Gnade zu erweisen, in der That aber aus Furcht vor einem Tumulte, weil Biron von den Soldaten sehr geliebt wurde, und am Hofe eine große Menge Freunde hatte, den Ort, wo das Urthel

an

an ihm sollte vollstreckt werden, und ließ dieses 1602.
in der Bastille thun. Der Canzler begab sich mit dem ersten Präsidenten dahin, und ließ ihn in die Capelle führen, wo ihm früh um zehn Uhr das Urthel vorgelesen wurde, das er mit dem einen Knie auf der Erde, und mit ziemlicher Gelassenheit anhörte, bis die Worte, **Zusammenverschwörungen wider die Person des Königs**, kamen, da er aufsprang, und schrie: **Es ist nicht wahr, dieses ist falsch, streicht es aus**. Endlich forderte ihm der Canzler dem Gebrauche nach, die Ordenskette, nebst der herzoglichen Krone und dem Marschallsstabe ab, worauf Biron, der die beyden letztern nicht bey sich hatte, die erste aus seiner Tasche heraus zog, und zurück gab.

Es würde unnütze seyn, wenn ich alle seine Reden, Vorwürfe, Uebereilungen, Klagen, Ausrufungen, und hundert Ausschweifungen, wie man sie nennen kann, und mit denen er sich vergieng, anführen wollte.

Um fünf Uhr des Abends wurde er an die Blutbühne geführt, und ihm der Kopf abgeschlagen, wobey man merkte, daß sein Kopf wegen des wallenden Bluts, das sich dahin gezogen hatte, dreymal in die Höhe sprang, und aus dem Kopfe mehr Blut, als aus dem übrigen Körper hervor floß.

Man brachte ihn darauf in die St. Paulskirche, und begrub ihn ohne Gepräng, aber mit

1602. einem erstaunlichen Zusammenlaufe der Leute, welche alle mit thränenden Augen diesen tapfern Mann beklagten, den ein abscheulicher Ehrgeiz, und zu weit getriebener Stolz in ein so unglückliches Ende gestürzt hatte.

Es ist gut, zu wissen, daß dieser Marschall sehr unwissend gewesen ist, und sehr viel auf Sterndeuter, Wahrsager, Geomantisten, und andere solche Betrüger gehalten hat, wie denn auch Laffin desselben Gunst dadurch gewonnen haben soll, daß er ihm weis gemacht hat, als wenn er mit dem Teufel redete, und ihn dieser versichert hätte, Biron würde ein unumschränkter Herr werden. Man setzet hinzu, Biron wäre noch in seiner Jugend unbekannter Weise zu einem Wahrsager gegangen, der ihm prophezeyet hätte, er würde ein sehr großer Herr werden, aber auch seinen Kopf verlieren, und hätte sich darüber erzürnt, und den Wahrsager entsetzlich geschlagen. Ein anderer Wahrsager soll ihm prophezeyet haben, er würde König werden, wenn ihn nicht ein Hieb von hinten zu daran verhinderte; noch ein anderer, er würde durch das Schwerd eines Burgunders sterben, welches auch eingetroffen ist, indem der Henker, der ihm den Kopf abgeschlagen hat, aus Burgund gebürtig gewesen ist.

Man erzählt von ihm noch viele andere solche Prophezeyungen, von denen aber, die Wahrheit zu sagen, die meisten gemeiniglich erst

nach

nach geschehener Sache erdacht werden. Ja 1602.
man muß glauben, wenn auch dergleichen Wahrsagungen vorhergegangen seyn sollten, daß sie von ungefähr eintreffen, und man nichts vorher weis, indem es unmöglich ist, daß nicht etwas von dem vielen Gewäsche solcher Wahrsager eintreffen sollte. „Es ist daher ein Zei„chen einer großen Klugheit, wenn man sich „solche seltne und ungereimte Dinge nicht in „Kopf setzen lässet. Denn außer daß sie keinen „Grund in der Vernunft haben, so beleidigt „man Gott, wenn man daran glaubt, und „man giebt Gelegenheit, sich betrügen und bey „der Nase herumführen zu lassen. Vernünfti„ge Leute glauben auch niemals daran, ob sie „sich gleich manchesmal solcher Dinge bedienen, „um damit die Einfältigen zu etwas zu bere„den.„

Laffin und Renaze bekamen völlige Begnadigung. Ein gewisser Secretair des Marschalls von Biron, mit Namen Hebert, stund die ordentliche und außerordentliche Marter aus, ohne etwas zu gestehen, und wurde nichts desto weniger zu einem ewigen Gefängnisse verurtheilt, und kurze Zeit darauf vom Könige wider in Freyheit gesetzt. Allein die Empfindung desjenigen, was er ausgestanden hatte, war stärker, als die Empfindung der Gnade. Er gieng nach Spanien, und starb auch daselbst. Der Baron von Lux, Birons Vertrauter, kam aus

1602. Vertrauen auf das ihm vom Könige gegebene Wort an den Hof, sagte alles, was er wußte, und vielleicht noch mehr, erhielt deswegen auf eine Art, wie er wollte, völlig Gnade, und wurde in seinen Aemtern und Commendantenstellen über das Schloß zu Dijon, und die Stadt Beaune bestätigt. Der König behielt die Statthalterschaft über Bourgogne für den Dauphin, und machte an seiner Stelle den Bellegarde erstlich zum Verweser, und hernach selbst zum Statthalter.

Montbarot, ein Herr aus Bretagne, wurde wegen einiger Anzeichen, die er wider sich hatte, in die Bastille gesetzt, und hernach auch wider losgelassen, so bald man fand, daß er unschuldig war.

Allein der Baron von Fontanelles, ein Edelmann aus einem sehr guten Hause, hatte nicht gleiches Schicksal. Denn er wurde, vermöge eines Urthels des großen Raths, an öffentlicher Gerichtsstätte gerädert, weil er sich der Zusammenverschwörung theilhaftig gemacht, und sich über dieses mit den Spaniern in ein heimliches Verständniß eingelassen, und ihnen eine an den Küsten von Bretagne gelegene kleine Insel in die Hände zu spielen versprochen hatte. Gleichwohl zog der König desselben Geschlecht in Betrachtung, und gestund desselben Anverwandten zu, daß er in dem Urtheile mit seinem rechten

Namen

Namen nicht genannt werden ſollte, welchen aber 1602.
die Geſchichte nicht hat verſchweigen können.

Der Herzog von Bouillon, welcher auch etwas in Birons Handel verwickelt worden war, hielt für das ſicherſte, ſich in ſeine Aſtergrafſchaft Turenne zu begeben, und bekam vom Könige, welcher von deſſelben geheimen Unternehmungen Nachricht erhielt, Befehl, nach Hofe zu kommen, und ſich zu rechtfertigen. Allein er ſchrieb, an ſtatt dahin zu gehen, einen wohl abgefaßten Brief an den König, ſtellte ihm darinnen vor, er hätte erfahren, wie ſeine Ankläger ſehr böſe und verſchmitzt wären, und bäte daher, der König möchte ihm die Reiſe an den Hof erlaſſen, und für genehm halten, daß ſein Proceß, um Sr. Majeſtät, ganz Frankreich und ſeiner eigenen Ehre eine Gnüge zu thun, vermöge eines den Reformirten gegebenen Freybriefs, vor dem Gerichtshofe in Caſtres angeſtellet, und ſeine Ankläger mit ihren Beſchuldigungen dahin geſchickt würden. Er begab ſich auch ohne Verzug nach Caſtres, ſtellte ſich beym Gerichtshofe ein, und ließ ſich wegen ſeines Erſcheinens einen Schein ausſtellen. Mit dieſer Antwort aber war der König nicht zufrieden, als welcher das Verfahren der Richter in Caſtres, die ihm darüber einen Schein ausgefertigt hatten, verwarf, und ihm melden ließ, es wäre noch nicht auf eine gerichtliche Rechtfertigung angeſehen, und er ſollte ſich eheſtens einſtellen.

1602. Der Herzog bekam durch seine Freunde, die er am Hofe hatte, von der Entschlüssung des Königs, welcher den Präsidenten von Commartin an ihn abschickte, ihm seinen Willen zu melden, kaum Nachricht, als er von Castres nach Orange gieng, und sich von dannen durch Genf nach Heidelberg zum Pfalzgrafen begab, und sich, als ein weiser Staatsmann, der er war, vernehmen ließ, „man müßte weder mit seinem „Könige capituliren, noch sich ihm nähern, so „lange er zornig wäre.„ Diese Sache brach einige Jahre nicht aus, und wir werden an seinem Orte sehen, wie sie abgelaufen ist.

Man muß gestehen, des Königs große Gunst gegen den Rosny diente damals fast allein zum Vorwande des Mißvergnügens und aller Verschwörungen der Großen. Der König hatte ihn in der That durch vier bis fünf schöne Ehrenstellen erhoben, weil er nicht vermögend zu seyn glaubte, desselben Verdienste genug zu belohnen. Und hierinnen verdient der König nichts anders, als Lob, und dieses um desto mehr, weil ein guter Herr einem guten Diener nicht Gutes genug thun kann. Allein wenn sich auch die unruhigen Köpfe und Mißvergnügten beschwerten, daß er ihm zu viel Ehrenstellen und Aemter gäbe; so konnten sie sich zum wenigsten nicht beschweren, daß er ihm zu viel Macht, und daß er sie ihm ganz alleine gäbe.

Denn Rosny hatte, die Wahrheit zu sagen, die Freyheit nicht, die geringste Gnade für sich aus-

auszutheilen. Man mußte sich bey allen und jeden Sachen gerade an den König wenden, als welcher selbst alle Begnadigungen und Belohnungen solchen Leuten, die er für würdig hielt, austheilen wollte, damit sie ihm verbunden seyn, und lediglich unter ihm stehen möchten. „Dieser große Prinz wußte wohl, daß derjenige, „der alles giebt, auch alles kann, und derjenige, der nichts giebt, auch nichts mehr vermag, als demjenigen gefällt, der alles giebt.„ Er hatte zu viel Muth und Ehrliebe, als daß er leiden sollte, daß ein anderer die edelste Verrichtung seines königlichen Ansehens thäte. So große Gunst und Vertraulichkeit man auch bey ihm genoß, so würde man doch, wenn man die geziemende Ehrfurcht gegen ihn aus den Augen gesetzet, und mit ihm anders, als man mit seinem Herrn und Könige reden und thun soll, geredet und gethan hätte, ganz gewiß in seine Ungnade gefallen seyn, welches eine von den Ursachen war, die den Biron ins Unglück stürzten, wie wir schon angemerkt haben. Urtheilet daher, ob es wohl derjenige, welcher wollte, daß man sich ihm in keiner einzigen Sache gleichstellen sollte, gelitten haben würde, wenn jemand den unumschränkten Herrn hätte vorstellen wollen? Urtheilet, ob er wohl würde zufrieden gewesen seyn, wenn seine Minister nur seine Einwilligung über etwas von ihm verlangt, und von Dingen, welche schon vorher von ihnen 1602.

1602. nen wären beschlossen gewesen, mit ihm nur obenhin geredet hätten? Nein keineswegs. Er wollte, daß alle Bescheide von ihm, und von seinem Triebe kämen, daß die Wahl durch ihn geschähe, daß er allein die Macht zu erheben, und zu erniedrigen, und niemand, als er, das Schicksal seiner Unterthanen in Händen hätte. Man darf aber nicht meynen, als wenn er, wie es doch billig ist, auf die Empfehlungen der Großen seines Staats und seiner Minister bey Vergebung der Pfründen, Aemter und Ehrenstellen gar nicht gesehen hätte. Dieses geschahe, aber stets auf eine solche Art, daß er demjenigen, dem er sie verliehe, zu erkennen gab, er hätte sie niemanden, als ihm zu danken. Das folgende Beyspiel kann zu einem Beweise dienen.

Rosny bat, als das Bißthum Poitiers ledig ward, den König inständigst, bey dieser Gelegenheit einen gelehrten Mann und großen Prediger, mit Namen Fenouillet, in Betrachtung zu ziehen. Allein der König gab es, dieser Empfehlung ungeachtet, dem Abte Rochepozay, der für sich viele gute Eigenschaften hatte, und über dieses ein Sohn eines Vaters war, der dem Könige währendem Kriege mit dem Degen, und bey Gesandschaften mit seinem Verstande gute Dienste geleistet hatte. Einige Zeit darauf ward das Bißthum Montpellier ledig, und der König ließ aus eigenem Triebe den Fenouillet holen, und gab es ihm mit der Bedingung,

daß

daß er dafür niemanden, als ihm allein verbun- 1602.
den seyn sollte. Hieraus sieht man, wie er auf des Rosny Empfehlung einigermaßen gesehen hat, aber man sieht auch, wie sehr die Macht dieses Favoriten, der jedermanns Eifersucht wider sich erregte, eingeschränkt gewesen ist. Ich nenne ihn einen Favoriten, weil er zu den vornehmsten Ehrenstellen war erhoben worden, ob er gleich, die Wahrheit zu sagen, vor den andern Räthen gar keinen Vorzug hatte. Denn Villeroy und Janin wurden zu den Staatsgeschäften und zu den auswärtigen Angelegenheiten, wie Bellievre und Sillery zur Handhabung der Gerechtigkeit und Policey, und zu den inländischen Geschäften weit mehr gebraucht, als er. Man darf sich auch nicht einbilden, als wenn diese Männer im geringsten unter ihm gestanden hätten. Es gab in dem Staate nur ein einziges Haupt, welches der König war, der alle Glieder bewegte, und von dem sie alle Leben und Stärke bekamen.

Gegen das Ende dieses Jahrs gedachte sich der Herzog von Savoyen zu rächen, und sich seines Schadens, wegen des verlohrnen Markgrafthums Saluzzo, an der Stadt Genf zu erholen, und nahm sich vor, sie plötzlich zu überfallen, und zu ersteigen. Die Unternehmung war auf Anrathen des Herrn von Albigny beschlossen worden, und der Herzog von Savoyen

schon

1602. schon über die Gebirge gegangen, weil er sich einen glücklichen Ausgang ganz gewiß versprach.

Der Herr von Albigny näherte sich mit zwey tausend Mann, die dazu bestimmt waren, der Stadt bis auf eine halbe Meile, ohne so verwegen zu seyn, dieses Unternehmen selbst auszuführen, sondern überließ es andern. Der Anfang dazu war sehr glücklich. Mehr als zwey hundert Mann erstiegen die Mauer, erreichten die Wälle, und liefen in der ganzen Stadt herum, ohne gemerckt zu werden, bis die Bürger durch das Geschrey einer flüchtigen Soldatenwache, welche die Feinde entdeckte, und von ihnen plötzlich angegriffen wurde, aus dem Schlafe erweckt wurden, und sich zur Gegenwehr setzten, wobey derjenige, welcher ein Thor von innen mit einer Petarde auffsprengen, und denen, die draußen stunden, den Eingang verschaffen sollte, zum Unglücke getödtet wurde. Hierauf wurden diejenigen, welche die Stadt erstiegen hatten, von allen Seiten überfallen, und die meisten suchten zu ihren Leitern zurück zu kommen. Allein sie wurden von den Canonen des Mittelwalls getroffen, und fast alle getödet, oder brachen im Hinabspringen die Hälse. Dreyzehn wurden gefangen, welches fast lauter Edelleute waren, und unter andern Attignac, der dem Philippin, dem Bastart von Savoyen, in seinem Zweykampfe als Gehülfe beygestanden hatte, und ergaben sich auf die ihnen gegebene

Ver-

Versicherung, daß man sie als Kriegsgefangene 1602.
halten würde. Das unsinnige Geschrey des Pöbels aber, welcher die Gefahr eines Blutbads, der Schändungen ihrer Weiber, einer allgemeinen Feuersbrunst und einer ewigen Sklaverey vorstellte; zwang den Rath dieses kleinen Staats, sie, als Räuber, zu dem schmähligen Tode des Galgens zu verdammen. Man steckte ihre Köpfe, nebst vier und funfzig andern Köpfen der Getödteten auf Galgenpfeiler, und warf ihre Körper in die Rhone.

Der Herzog von Savoyen gieng über den unglücklichen Ausgang, und noch mehr über die Vorwürfe, die ihm die ganze Christenheit machte, daß er mitten im Frieden dergleichen unternommen hatte, ganz bestürzt mit der Post über die Gebirge zurück, ließ seine Völker nahe bey Genf stehen, und suchte sich gegen die Schweizer und Franzosen, unter deren Schutze die Stadt stehet, wegen eines solchen Unternehmens zu entschuldigen, und sagte, er hätte dieses nicht gethan, die Ruhe der Bündnisse zu stöhren, sondern nur zu verhindern, daß sich nicht Lesdiguieres derselben Stadt bemächtigen, und sie dem Könige übergeben möchte.

Seit langen Zeiten her haben die Herzoge von Savoyen behauptet, diese Stadt gehörte unter ihre Hoheit, und die Bischöffe, die davon den Namen der Grafen geführt haben, und einige Zeit lang Herren davon gewesen sind, wären

Die Genfer, die aufs äußerste erbittert wa- 1602.
ren, fiengen darauf die Feindseligkeiten an, fielen ihm ins Land, und nahmen ihm einige schlechte Plätze ab, und bildeten sich ein, der König und die Schweizer würden ihrer Rachgier Hülfe leisten, und alle Fürsten von Deutschland hergelaufen kommen, ihnen beyzustehen. Allein der König wollte den Frieden beobachtet wissen, und war zu geschickt, als daß er geschehen lassen sollte, daß sich ein Krieg entzündete, in welchem er die Religion mit der Staatsklugheit und Frankreichs Ehre und Staatsabsicht, seine Bundsgenossen zu vertheidigen, mit dem guten Vernehmen nicht hätte vereinigen können, in welchem er mit dem Pabste stund, der vermöge seiner Pflicht die Hugonotten ganz auszutilgen suchte. Er schickte deswegen den Herrn von Vic ab, sie seines Schutzes zu versichern, und ihnen zugleich vorzustellen, der Friede wäre ihnen so nöthig, als der Krieg schädlich, und sie müßten jenen ergreifen, und diesen fliehen. Sie sahen sich also gezwungen, da ihre Macht nicht so groß war, als ihr Zorn, und sie ohne seinen Beystand nichts vermochten, nachzugeben, und mit dem Savoyer einen Vergleich zu errichten, in welchem ausgemacht wurde, daß Genf in dem Friedensschluße von Vervin mit begriffen seyn, und der Herzog vier Meilen um diese Stadt herum keine Festung anlegen sollte.

1602. Fast zu eben der Zeit geschah es, daß sich die Stadt Metz wider den Sobole, den Gouverneur in der Citadelle, empörte. Dieser war vom Herzoge von Espernon, dem Heinrich III. die Oberstatthalterschaft darüber gegeben hatte, zum Commendanten gemacht worden, hatte sich hernach von diesem Herzoge, ich weis nicht, warum, abgewandt, und vom Könige seine Bestallung bekommen, und sich bey Verwaltung seiner Statthalterschaft seines Bruders bedient.

Währendem letzten Kriege wider die Spanier hatten diese zween Brüder die vornehmsten Einwohner in Metz angeklagt, als wenn sie sich mit einander verschworen gehabt hätten, den Spaniern die Stadt in die Hände zu spielen. Viele davon waren deswegen ins Gefängniß geworfen, und einige peinlich gefragt, keiner aber schuldig befunden worden, also, daß die ganze Bürgerschaft mit Grunde glaubte, dieses wäre nur eine Verleumdung gewesen, auf beyde Brüder einen Haß warf, eine Menge Beschwerden wider sie sammlete, und sie vieler Plackereyen und Grausamkeiten beschuldigte. Der Herzog von Espernon, der sich der Bürger am Hofe ohne Zweifel annahm, wurde vom Könige dahin abgeschickt, um diesen Streit beyzulegen. Allein die Gebrüdere Sobole, die ihn vor den Kopf gestoßen, traueten ihm nicht, und wollten ihn weder in die Citadelle kommen, noch die Besatzung vor ihm ausrücken lassen, worüber er so sehr aufgebracht wur-

wurde, daß er die Wunde, an statt sie zu hei- 1602.
len, vergiftete, und die Einwohner so sehr in Harnisch jagte, daß sie wider sie eine Wagenburg machten. Der König, welcher wußte, daß das geringste Fünklein ein großes Feuer anrichten könnte, ließ es dabey nicht bewenden, daß er den la Varenne dahin schickte, sondern gieng in eigner Person dahin, zumal da er diese Gränzfestung gerne sehen wollte, und vertrauete den Platz, den ihm Sobole übergab, dem Arqvien, dem Oberstlieutenanten von der Garde, mit dem Titel eines königlichen Lieutenanten, um daselbst in Abwesenheit des Gouverneurs, des Herzogs von Espernon, welcher daselbst, so lange als der König lebte, nicht eben viel vermochte, die oberste Aufsicht zu haben.

Der König feirete die Ostern zu Metz, und gab dem Bitten der Jesuiten Gehör, die ihn bey seinem Aufenthalte in dieser Stadt um ihre Zurückkunft baten. Er versprach, ihnen Recht widerfahren zu lassen, wenn er nach Paris zurück kommen würde, und erlaubte dem P. Ignatius Armand, und dem P. Coton, dahin zu kommen, und ihre Sache zu befördern. Diese thaten es, und der P. Coton, der im Umgange ungemein angenehm und höflich, und ein berühmter Prediger war, gewann in kurzer Zeit die Gunst des ganzen Hofs, und gefiel dem Könige so wohl, daß er von Sr. Majestät die Zurückberufung der Gesellschaft nach Frankreich

auswirkte, obgleich einige aus dem königlichen Rathe dawider waren. Er setzte sie durch ein Edict, das er im Parlemente bestätigen ließ, in den vorigen Stand, und ließ darauf die Säule wider niederreißen, die man vor dem königlichen Gerichtshause an dem Platze, wo das Haus des Jean Chastels gestanden, aufgerichtet, und auf welche man wider diese Väter viele beißende Verse und Sprüche geschrieben hatte. Auf diese Weise nun wurde ihre Verbannung auf eine rühmliche Art wider gut gemacht, zumal da der König den P. Coton zu seinem ordentlichen Prediger, Beichtvater und Gewissensrathe bey sich behielt. Dieses aber kam nicht eher, als 1604. völlig zu Stande.

1602. 1603. Bey diesen zweyen Jahren, nämlich 1602. und 1603. haben wir noch drey bis vier wichtige Sachen anzuführen. Die erste war, daß der König bey seiner Abreise von Metz nach Nancy gieng, seine Schwester, die Herzoginn von Bar, zu besuchen, welche das Jahr drauf ohne Kinder starb. Der andere, daß er das Bündniß mit den Schweizern, und einige Monate drauf mit den Graubündern aller Hindernisse ungeachtet, erneuerte, die ihm der Graf von Fuentes, Statthalter in Mayland, dabey zu machen suchte. Der dritte war die Nachricht, die er bey seiner Zurückkunft in Paris von dem Tode der Königinn Elisabeth bekam, welche eine der allerberühmtesten, und heldenmüthig-

sten Prinzeßinnen war, die jemals regieret ha- 1603.
ben, und ihren Staat mit mehrer Klugheit und Herzhaftigkeit regierte, als kein König unter ihren Vorfahren gethan hatte.

Sie war eine Tochter Heinrichs VIII. und der Anna von Boulen, um deren Liebe dieser König die Catharina von Aragonien, die Muhme des Kaisers Carls V. seine erste Gemahlinn, verstoßen hatte. Nichts mangelte ihrer glücklichen Regierung, als die catholische Religion, welche sie aus England verbannte, und man hätte ihr so wohl den Namen der Gütigen, als der Großen geben können, wenn sie sich nicht gegen die Maria Stuart, Königinn von Schottland, die mit ihr leiblich Geschwisterkind war, so unmenschlich aufgeführt hätte, wie sie gethan hat. Denn sie hielt solche achtzehn Jahre lang gefangen, und ließ ihr darauf, wegen einiger von den Dienern und Freunden dieser armen Prinzeßinn wider ihre Person gemachten Zusammenverschwörungen, den Kopf abschlagen.

Der Prinz dieser Maria, mit Namen Jacob VI. König von Schottland, war, als ein Enkel der Margaretha aus England, die eine Tochter des Königs Heinrichs VII. eine Schwester Heinrichs VIII. Jacobs IV. Königs in Schottland Gemahlinn war, der nächste vom englischen Geblüte, und folgte der Elisabeth in der Regierung nach, die seine Mutter hatte hinrichten lassen. Er wollte sich einen König von

1603. Großbritannien nennen lassen, um unter einen Titel die beyden Kronen England und Schottland zu vereinigen, die in der That nur eine Insel ausmachen, und vorzeiten von den Römern Magna Britannia sind genannt worden.

Die Freundschaft eines so mächtigen Königs konnte das Gleichgewicht auf die Seite, auf die sie sich kehrte, entweder auf Frankreichs, oder Spaniens Seite lenken, und deswegen schickte eines, wie das andere prächtige Gesandschaften an ihn ab, um ihn zu gewinnen. Rosny, der von Seiten Heinrichs, des Großen, nach England gieng, bekam in allen Dingen geneigt Gehör, und erhielt die Bestätigung der alten Bündnisse zwischen Frankreich und England. Allein der spanische Gesandte fand bey seinen Unterhandlungen viel Schwierigkeit, indem die Engländer weder wankten, noch wichen, und die Spanier mußten England zum Orte erwählen, wo das Bündniß sollte geschlossen werden, den Engländern einen freyen Handel in allen ihren Ländern, und so gar in Indien verstatten, und ihnen in Spanien die Gewissensfreyheit einräumen, daß sie weder der Inquisition unterworfen seyn, noch vor dem Heil. Sacramente auf den Straßen niederfallen, sondern nur auf die Seite gehen sollten.

Frankreich genoß also, sowohl von außen, wegen der Erneurung seiner Bündnisse mit den Schweizern und mit England, als von innen,

we-

wegen der entdeckten und gänzlich zerstreuten 1603.
Meutereyen, einen ungestörten Frieden, eben wie der König eine Ruhe genoß, die er wegen seiner Bemühungen verdiente, und ihm die ausgestandenen Drangsalen das Vergnügen viel süsser machten. Unterdessen war er dennoch nicht müßig. Man sahe ihn beständig geschäftig, indem er auf die Erhaltung des Frieden, dieses göttlichen und himmlischen Kind[illegible], eben so viel Mühe wandte, als er im Krieg[illegible] Muth und Herzhaftigkeit bewiesen hatte.

Man hat ihn oft sagen hören, daß, wenn er das Haus Frankreich in Europa so mächtig machen, als das Haus der Ottomannen in Asien wäre, und in einem Augenblicke alle Staaten seiner Nachbarn erobern könnte, er es doch nicht thun, und sein gegebenes Wort, den Frieden zu erhalten, brechen, und sich dadurch beschimpfen würde.

Damals war sein ordentlich Vergnügen die Jagd und das Bauen, wie er denn zu einer Zeit die Kirche zum heiligen Kreuze in Orleans, in St. Germain en Laye, in Louvre, und in dem Hauptqvartier der Stadt Paris bauen ließ.

Den französischen Edelleuten war es nicht möglich, währendem Frieden gar nichts zu thun. Einige vertrieben sich die Zeit mit der Jagd, einige bey dem Frauenzimmer, oder mit der Erlernung der schönen Wissenschaften und der Mathematik. Andere reiseten in fremde Länder,

1603. und andere setzten unter dem Prinzen Moritz in Holland das Kriegshandwerk fort. Allein viele, die sich gerne mit andern herumschlugen, und ihre Herzhaftigkeit zu zeigen suchten, ohne aus ihren Häusern zu gehen, wurden Zäncker, und griffen bey dem geringsten Worte, und wenn sie jemand qver ansahe, zu dem Degen. Auf diese Weise machte sich die Raserey zu Zweykämpfen von den Gemüthern der Edelleuten Meister, und diese Zweykämpfe wurden so gemein, daß der Adel durch seine Hände auf dem Kampfplatze beynahe mehr Blut vergoß, als er in den Schlachten wider die Feinde vergossen hatte.

Zu dem Ende ließ der König das andere und sehr scharfe Edict ausgehen, das die Zweykämpfe verbot, und vermöge dessen diejenigen, die sich schlagen würden, Leib und Güter verwirken sollten. Dieses Verbot that anfänglich der Wuth der allerhitzigsten ein wenig Einhalt. Allein da er öfters solchen Verbrechern Gnade widerfahren ließ, indem seine Leutseligkeit Leuten, die ihm in seiner Noth getreulich gedient hatten, diese Gnade nicht abschlagen konnte; so wurde dieses Uebel in kurzer Zeit eben so gemein wider, als es vorher gewesen war.

Aus den vielen Nachrichten, die er von allen Seiten zur Verbesserug und Bereicherung seines Reichs bekam, erfuhr er unter andern, daß es in Frankreich an verschiedenen Orten ziemlich gute Bergwerke gäbe, wo man Gold, Silber,

Ku-

Kupfer und Bley anträfe, und man bey dem 1603.
Anbaue derselben diese Metalle nicht von Fremden kaufen dürfen, und zum wenigsten diesen Vortheil davon haben würde, daß man dazu eine Menge Müßiggänger und solche Missethäter, die den Tod nicht verdienten, brauchen, und diese zur Strafe einige Jahre dahin schicken könnte. Er gab daher einen Befehl heraus, welcher die alten Verordnungen in Ansehung der Beamten, Aufseher und Bergleute erneuerte, und man fieng den Bau auf den pyrenäischen Gebürgen an, wo es gewiß vorzeiten Gold und Silber gegeben hat, und noch heutiges Tags giebt. Es ist auch ganz wahrscheinlich, daß man davon einen merklichen Vortheil gehabt haben würde, wenn man den Bau fortgesetzet hätte. Allein dieser wurde entweder wegen der Nachläßigkeit der Aufseher, und wegen ihrer wenigen Einsicht, oder wegen der Ungedult der Franzosen, die einer Sache bald überdrüßig werden, wenn sie ihnen nicht ohne viele Mühe gleich gelingt, wider unterlassen.

Man nahm noch etwas vor, das für Paris etwas sehr beqvemes ist, nämlich man suchte vermittelst des Canals bey Briare die Loire mit der Seine zu vereinigen. Rosny ließ daran mit großen Kosten arbeiten, und wandte beynahe dreymal hundert tausend Thaler darauf. Das Werk aber wurde, ich weis nicht, warum, unterbrochen, und man fieng es unter der Regie-

1603. rung Ludwigs XIII. wider an, und brachte es völlig zu Stande.

Man schlug ferner vor, und wollte die beyden Flüße Garonne und Aude, deren jener in den Ocean, und dieser unter Narbonne in das mittelländische Meer fällt, vermittelst einiger Canäle und kleinen Flüsse, die zwischen diesen beyden großen Strömen liegen, mit einander vereinigen, darauf man aus dem Ocean gerade in die mittelländische See kommen könnte, welches Unternehmen aber, ungeachtet sich die Provinz Langvedoc erbot, alles dazu beyzutragen, wegen einiger Schwierigkeiten, die sich dabey fanden, verhindert wurde.

Die Schiffahrt wurde auch durch die guten Anstalten des Königs, welcher die Seeküsten bewahren, und die Seeräuber, die man ertappte, hart strafen ließ, empor gebracht, und unsere Schiffer handelten nicht etwa nur an die gewöhnlichen Oerter, sondern faßten den Schluß, in die neue Welt zu schiffen, wohin man den Weg nach dem Admiral von Coligny beynahe wider vergessen hatte. Endlich fieng auch ein gewisser Edelmann aus Xaintonge, mit Namen du Gas, auf Befehl des Königs, die Reisen nach Canada an, wo man hernach den Handel mit Biberhaaren, oder den Häuten eines gewissen Thiers angefangen hat, welches in und außer dem Wasser lebt, und unsern Fischottern fast gleich ist.

Bey

Bey allen diesen Einrichtungen darf man die 1603.
Menge neuer Orden nicht vergessen, die in Paris eingeführt wurden. Man sahe daselbst das erstemal die Franciscanerbarfüßer, die einen Zweig von des H. Franciscus Orden nach der neuen Verbesserung ausmachen, ferner Capucinernonnen, Benedictinernonnen, Carmeliternonnen, die aus Spanien nach Frankreich kamen, Carmeliterbarfüsser, die eben aus diesem Lande kamen, und Allmosenbrüder, die man gemeiniglich unwissende Brüder nennt, die aus Italien kamen, und allen diesen Ordensleuten wurden bald von den Allmosen und Geschenken andächtiger Personen Klöster gebauet.

Mitten in dieser Ruhe, welche der König genoß, und mitten unter allen diesen schönen Beschäftigungen, die seiner würdig waren, hatte er allerhand Verdrüßlichkeiten auszustehen, die ihm sehr empfindlich fielen. Keine aber war ihm empfindlicher und beständiger, als diejenige, die ihm von seiner Gemahlinn, und seinen Maitressen gemacht wurde.

Wir haben gesehen, wie er von der Mademoiselle von Entragues war gefesselt worden, welcher er die bey Senlis gelegene Herrschaft Verneuil geschenkt, und ihr zu Liebe zu einem Marquisat gemacht hatte. Nach seiner Vermählung unterließ er dennoch nicht, ihr ergeben zu bleiben, sie auf seine Reisen mit sich zu nehmen,

und

1603. und ihr in Fontainebleau einige Zimmer einzuräumen.

Die Königinn fand sich durch solche ärgerliche Ausschweifungen auf das äußerste beleidigt, und wurde über dieses durch die Frechheit der Marquisinn auf das heftigste beschimpft. Denn diese redete von der Königinn entweder mit schimpflichen, oder verächtlichen Worten, und sagte so gar einsmals, sie würde, wenn man ihr Recht widerfahren ließe, die Stelle dieser dicken Geldwechslerinn bekleiden.

Im Gegentheile vergieng sich auch die Königinn nicht ohne Grund wider die Marquisinn, als über welche sie sich gegen die ganze Welt beschwerte. Dieses war gar nicht das Mittel, das Herz des Königs zu gewinnen, und es würde besser gewesen seyn, wenn sie ihr Mißvergnügen auf eine kluge Art verborgen, und sich durch ihre Liebkosungen eines Herzen bemeistert hätte, das ihr rechtmäßiger Weise zugehörte, indem der König Schmeicheleyen, einen angenehmen Umgang, und ein gefälliges Wesen liebte, und sich durch Zärtlichkeit und Liebe gewinnen ließ. Der Liebestrank ist die Liebe selbst, und eben diesen hätte sie wider ihn gebrauchen sollen, an statt ihn beständig mürrisch, verächtlich und verdrüßlich zu begegnen, welches zu nichts andern dient, als daß ein Ehegatte seiner Gemahlinn noch überdrüßiger wird, und in den Reizungen einer Maitresse mehr Vergnügen findet, die sich bemü-

bemühet, stets angenehm und gefällig zu seyn. 1603.
Allein die Königinn lebte, an statt diesen Weg zu gehen, mit ihrem Gemahle in beständiger Uneinigkeit, erbitterte ihn mit ihren beständigen Klagen und Vorwürfen, und wenn er bey ihr, um sich wegen seiner großen Gemüthsarbeit wieder etwas zu erqvicken, einiges Vergnügen zu finden dachte, so fand er bey ihr weiter nichts, als Bitterkeit und Galle.

Sie hatte eine Kammerfrau aus Florenz, mit Namen Leonora Galligay, um sich, die eine Tochter ihrer Amme, und außerordentlich häßlich, dabey aber sehr sinnreich war, und sich bey ihr auf eine so geschickte Art einzuschmeicheln, und sich ihrer so sehr zu bemeistern gewußt hatte, daß sie sich von ihr ganz und gar regieren ließ. Man sagt, ich weis nicht, was daran ist, diese Frau hätte die Königinn, aus Furcht, sie möchte von ihr weniger geliebt werden, wenn sie den König, ihren Gemahl, vollkommen liebte, von dem Könige so abwendig gemacht, als sie nur hätte thun können, um sie desto mehr nach ihrem Willen zu besitzen. Diese Frau verheirathete sich endlich, um bey ihren Absichten einen Gehülfen zu haben, an einen Florentiner, einen Bedienten der Königinn, der sich Conchini nannte, und von einem etwas bessern Stande, als sie, und ein Enkel eines gewissen Baptista Conchini war, welcher dem Cosmus, dem Herzoge von Florenz, als Secretair gedient hatte.

Nach

1603. Nach der gemeinen Meynung haben sich diese zween Leute, so lange als der König gelebt hat, mit vereinigten Kräften bemüht, den Haß in dem Gemüthe der Königinn zu unterhalten, und sie beständig gegen den König verdrüßlich und unwillig zu machen, so, daß in einer Zeit von sieben bis acht Jahren gegen einen Tag, da im Hause Ruhe und Vergnügen gewesen ist, wider zehn Tage lang lauter Mißvergnügen und Verdruß daselbst regiert hat. Hieran nun hatte der König in der That die meiste Schuld, weil er zu diesen Unruhen Anlaß gab, und weil ein Mann, wie der H. Apostel Paulus sagt, als das Haupt der Frauen, ihr ein Beyspiel geben, und mit ihr in einer genauen Einigkeit leben muß.

1604. Wir haben dieses einmal für allemal angemerkt. Allein man kann diese Betrachtung nicht oft genug machen, „daß die Sünde die Ursache der Unordnung ist, und für ein kleines „Vergnügen tausendfachen Verdruß, und tausend Uebel anrichtet.„ Der König, welcher gerade funfzig Jahre alt war, empfand damals zum erstenmale einen leichten Anfall vom Podagra, welches vermuthlich die schmerzhafte Wirkung seiner unmäßigen Wollust, und seiner ausgestandnen Beschwerlichkeiten war.

Um auf die Marquisinn wider zu kommen, so geschah es einsmals, daß ihr die Königinn im Zorne über ihre Reden drohete, wie sie ihre unbän-

unbändige Zunge wohl zu bändigen wissen wür- 1604.
de. Die Marqvisinn faßte darauf den Schluß, sich traurig und betrübt zu stellen, den König zu fliehen, und ihm zu verstehen zu geben, daß sie ihn bäte, nichts mehr von ihr zu begehren, weil sie befürchtete, die Dauer seiner Gunst möchte ihr und ihren Kindern gar zu nachtheilig seyn. Ihre Absicht war, durch ihr Weigern die Leidenschaft des Königs noch mehr zu entzünden. Ja sie sann sich noch etwas anders aus, als sie sahe, daß ihre List nicht die Wirkung that, wie sie hofte, über dieses der Zorn der Königinn so sehr zugenommen hatte, daß sie mit ihren Kindern in der That in Gefahr war. Ihr Vater, der Herr von Entragues, bat den König um die Erlaubniß, sie aus dem Reiche zu bringen, damit sie der Rache der Königinn entgehen könnte. Der König gestund diese Bitte viel leichter zu, als sie dachte, wodurch ihr Vater, und der Graf von Auvergne, ihr mütterlicher Bruder, so sehr aufgebracht wurden, daß sie sich mit dem spanischen Gesandten in eine heimliche Unterhandlung einliessen, um in Spanien eine sichere Zuflucht zu finden, und sich mit den Kindern dem Könige von Spanien in die Arme zu werfen.

Der Abgesandte glaubte, sein Herr könnte aus dieser Sache großen Vortheil ziehen, und sich bey einer beqvemen Zeit und Gelegenheit das Versprechen der Ehe, daß der König der

Mar-

1604. Marquisinn gethan hatte, zu Nutze machen, versprach ihnen deswegen gerne, was sie verlangten, und fügte noch lauter schöne Verheißungen dazu, durch welche sich schwache und leichtsinnige Gemüther einschläfern lassen können.

Der König hatte ihnen die Freyheit zugestanden, sich aus Frankreich zu begeben, ohne doch die Kinder mit sich wegzuführen, in der Einbildung, sie würden sich nach England zu dem Herzoge von Lenox, und zu dem Grafen von Aubigny, aus dem Hause Stuart, begeben, welches ihre nächsten Anverwandten waren, und beschloß, als er hörte, daß sie nach Spanien zu flüchten gedächten, sie daran zu verhindern, und brauchte zu dem Ende anfänglich die Güte. Er forderte den Grafen von Auvergne vor sich, der sich damals in Clermont aufhielt, und in der Provinz von jedermann geliebt wurde, und daselbst sicher hätte bleiben können.

Allein dieser weigerte sich zu kommen, ehe und bevor er Brief und Siegel bekommen hätte, daß ihm alles völlig vergeben seyn sollte, was er etwa gethan haben möchte. Dieses nun, nämlich seinem Könige einen Vergleich anzubieten, war gleichsam ein neues Verbrechen, und gleichwohl schickte es ihm der König, doch mit den Bedingungen, daß er eilends zu ihm kommen sollte.

Sein Mißtrauen aber verhinderte ihn, dieser Bedingung eine Gnüge zu thun. Er blieb

in

in der Provinz, und war mit aller möglichen 1604.
Vorsicht auf seine Sicherheit bedacht, ohne so fein seyn zu können, daß ihn nicht der König durch einen ganz gemeinen Kunstgriff ertappet hätte.

Man bat ihn, als Obersten von der französischen Reiterey, die Musterung einer Compagnie des Herzogs von Vendome mit anzusehen, und er ritt dahin, und blieb in der Ferne, um nicht umringt zu werden. Allein ein Herr von Eurre, der Lieutenant von dieser Compagnie, und ein gewisser Merastan, welche auf schlechten Kleppern ritten, um ihn nicht argwöhnisch zu machen, und drey Soldaten, die wie Bediente gekleidet waren, bey sich hatten, näherten sich ihm, um ihn zu grüssen, zogen ihn vom Pferde herunter, und nahmen ihn gefangen, worauf man ihn in die Bastille, wo er sehr zu zittern und zu erschrecken anfieng, als er sich in eben dem Gemache sah, wo der Marschall von Biron, sein guter Freund, gesessen hatte.

Gleich darauf ließ der König auch den Herrn von Entragues und die Marquisinn gefangen nehmen, von denen jener in das Parlementsgefängniß gesetzet, und diese unter der Aufsicht des Ritters du Guet in ihrer Wohnung bewacht wurde. Der König, welcher durch öffentliche Beweise die üble Gesinnung des Spaniers zu erkennen geben wollte, der seine Unterthanen verführte, und in seinem Staate mit Fleiße al-

1604. lerhand Meutereyen stiftete und unterhielt, gab die Gefangenen dem Parlemente in die Hände, welches sie ihres mit dem Spanier eingegangenen Verständnisses überführte, und über sie den ersten Februar ein Urthel fällte. Dieses Urthel gieng dahin, daß dem Grafen von Auvergne, dem Herrn von Entragues, und einem gewissen Engländer, mit Namen Morgan, welcher der Unterhändler bey dieser Sache gewesen war, als Beleidigern der Majestät, der Kopf abgeschlagen, die Marqvisinn unter einer guten Bedeckung in die Abrey der Nonnen in Beaumont, nahe bey Tours gebracht, und auf Anhalten des königlichen Anwalds die Untersuchung wider sie weiter fortgesetzet werden sollte.

Die Königinn hatte keine Mühe gespart, dieses Urthel auszuwirken, und hofte, in der Vollstreckung desselben ihre Rache zu befriedigen; die Gnade des Königs hingegen war größer, als ihre Leidenschaft. Die Liebe, die er gegen die Marqvisinn gehegt hatte, war noch nicht so sehr verschwunden, daß er sich hätte entschlüßen können, diejenige aufzuopfern, die er verehrt hatte. Er wollte nicht, daß man ihnen das Urthel eröfnete, und verwandelte dritthalb Monate drauf, nämlich den funfzehnten April durch ein Schreiben mit dem großen Siegel die Todsstrafe des Grafen von Auvergne, und des Herrn von Entragues in ein ewiges Gefängniß, und die Todsstrafe des Morgans in eine ewige Verweisung.

Einige

Einige Zeit hernach veränderte er auch die 1604.
Gefangenschaft des Herrn von Entragues in so weit, daß er sich beständig in Malles-Herbes in Beausse aufhalten sollte. Er verstattete auch der Marquisinn, daß sie sich nach Verneuil begeben durfte, und ließ sie sieben Monate drauf, binnen denen der königliche Anwald nichts wider sie gefunden hatte, wegen des ihr Schuld gegebenen Verbrechens für ganz unschuldig erklären.

Nur der Graf von Auvergne, der am meisten zu fürchten war, wurde am übelsten gehalten. Denn der König ließ ihn nicht nur in der Bastille ganze zwölf Jahre seufzen, sondern ihm auch das Eigenthum der Grafschaft Auvergne nehmen, von welcher er, vermöge einer Schenkung des Königs Heinrichs III. den Titel führte, und die Einkünfte zog.

Die Königinn Margaretha, die neulich an den Hof zurück gekommen war, behauptete, diese Schenkung könnte nicht gültig seyn, weil der Ehevergleich der Catharina von Medicis, ihrer Mutter, welcher diese Grafschaft gehörte, zugleich die Verordnung eines Erben an des andern Stelle in sich hielte, und sich diese Verordnung, wie sie sagte, in Ermanglung männlicher Erben, auf die Töchter erstreckte, und folglich diese Grafschaft nach dem Tode Heinrichs III. der sie zu ihrem Nachtheile niemanden hätte verschenken können, an sie gefallen wäre.

1604. Das Parlement erklärte, nachdem es ihre Gründe angehört, und ihre Beweise erwogen hatte, die Schenkung Heinrichs III. für ungültig, und sprach ihr die Grafschaft zu, worauf die Königinn zur Vergeltung dieser Verbindlichkeit, und vieler andern, die sie dem König schuldig war, dem Dauphin durch eine Schenkung unter den Lebendigen alle ihre Güter schenkte, so, daß sie sich nur den Nießbrauch davon auf ihre Lebenszeit bedunge.

Der Graf von Auvergne, dem auf diese Weise alles war genommen worden, blieb in der Bastille bis 1616. da ihn die Königinn Maria von Medicis, die seiner bey einigen Streitigkeiten nöthig hatte, befreyete, und ihn freysprechen ließ, und so gar haben wollte, daß man aus den Registern des Parlements, und aus dem Archive das Urthel und die Untersuchung herausnehmen sollte, welche das Andenken seines Verbrechens erhalten hätten. „Hieraus sieht man, „wie die Zeit alles verändert, und den größten „Haß in die größte Liebe verwandelt, eben wie „öfters sie die stärkste Liebe in einen tödtlichen „Haß verändert.„

Bey der Untersuchung des geheimen Verständnisses, welches der Vater der Marquisinn mit den Spaniern gemacht hatte, ihnen seine Tochter nebst ihren Kindern zu überliefern, entdeckte man auch die heimlichen Anschläge des Herzogs von Bouillon, der damals der einzige

war,

war, welcher dem Könige in seinem Reiche Mü- 1604.
he und Verdruß machen konnte. Es ist gewiß, dieser große König hatte ihm sehr ansehnliche Wohlthaten erwiesen, ihn den Marschallsstab gegeben, und seine Heirath mit der Erbinn von Sedan zu Stande gebracht, so wie hingegen der Herzog von Bouillon auch dem Könige in seinen größten Nöthen sehr wichtige Dienste gethan hatte. Allein der Herzog verminderte von der Zeit an, da sich der König zur catholischen Religion wider gewandt hatte, seine Liebe sehr, und faßte theils aus Eifer für seine falsche Religion, theils aus Ehrgeize weit aussehende Anschläge, sich zum Haupte und Beschüßer der Hugonotten aufzuwerfen, und sich unter diesem Vorwande von den jenseit der Loire gelegenen Provinzen Meister zu machen.

Man glaubt, daß er zu dem Ende den Marschall von Biron hat aufbringen helfen, und mit dem Spanier ein Bündniß eingegangen ist, der ihm so viel Geld, als er wünschte, nicht aber Mannschaft geben sollte, aus Furcht, er möchte ihn sonst bey den Protestanten verhaßt machen.

Es war mehr, als zu augenscheinlich, daß er sich nach der Bekehrung des Königs ohne Aufhören Mühe gegeben hatte, das Mißtrauen und Mißvergnügen in den Gemüthern der Hugonotten zu unterhalten, und sie mit einander zu vereinigen und zu verbinden, damit sie einen

1604. besondern Körper ausmachen möchten, indem er sich einbildete, dieser Körper müßte nothwendig ein Haupt haben, und könnte niemanden, als ihn, dazu erwählen.

Eben dieses war die Ursache von so vielen Zusammenkünften, und von den besondern und gemeinen Versammlungen dieser Religionsverwandten, wo man nichts, als Klagen und Murren wider den König hörte, dem sie ohne Unterlaß mit ihren neuen Forderungen und Bittschriften beschwerlich fielen.

Außer diesem wußte man, daß dieser Herzog in Guienne, und besonders in Limousin und Quercy Ausgeschickte und Anhänger hatte, die unter dem Adel Parteyen machten, Geld austheilten, von denenjenigen, die ihnen ihre Dienste versprachen, Eide abnahmen, und wider zehn bis zwölf catholische Städte böse Anschläge gefaßt hatten.

Der König glaubte, er müßte die Wurzel des Uebels ausreißen, ehe sie sich weiter ausbreitete, und beschloß, weil er nicht wußte, wie weit sie sich ausgebreitet hatte, dem Uebel selbst abzuhelfen, und gieng von Fontainebleau ab, nachdem er den Johann Jacob von Mesmes, den Herrn von Roissy voraus geschickt hatte, welcher sich nach Limoges begab, um den Schuldigen den Proceß zu machen.

Durch seine Ankunft verschwand auf einmal diese Zusammenrottung, wie ein Rauch. Die

Klug-

Klügſten kamen dem Könige entgegen, um ſich zu ſeinen Füßen zu werfen, und der Rentmeiſter des Herzogs von Bouillon ſelbſt brachte, auf die Nachricht, daß er gefangen genommen werden ſollte, dem Könige ſeinen Kopf dar, und ſagte alles, was er wußte, und nicht wußte. Andere flüchteten aus dem Reiche, und verbargen ſich, und fünf bis ſechs Unglückliche, die man ergriff, wurden in Limoges enthauptet, ihre Köpfe oben auf die Thore geſteckt, und ihre Körper zu Aſche verbrannt, und in die Luft geſtreut. Drey, oder vier andere litten eben dieſe Strafe in Perigord, und zehne bis zwölfe der Vornehmſten, unter andern la Chapelle-Biron, und Giverſac aus dem Hauſe Cugnac wurden wegen ihres Nichterſcheinens vor Gerichte verdammt, und im Bildniſſe abgeſtraft. Allein bey allen dieſen Unterſuchungen fand ſich kein einziger ſchriftlicher Beweis, und keine deutliche Ausſage wider den Herzog von Bouillon. So fein und liſtig hatte er dieſen ganzen Handel angefangen. 1604.

Ehe dieſe Urthel an den Miſſethätern vollſtreckt wurden, kehrte der König nach Paris wider zurück, nachdem er vorher in Limoges ſeinen Einzug gehalten hatte. Er wünſchte ſehnlichſt, der Herzog von Bouillon möchte in ſich gehen, und ſich demüthigen, weil er ſonſt, wenn er ohne Reue bliebe, das Aeußerſte mit ihm verſuchen, und wenn er dieſes that, den ganzen

1604. großen Körper der Protestanten, die seine getreuen Bundsgenossen waren, vor den Kopf stoßen mußte. Er wandte daher unter der Hand alle Mittel an, die er nur erdenken konnte, um ihn zu vermögen, daß er sich mehr auf seine Gnade, als auf die Fürbitte der Auswärtigen verlassen möchte, weil eine dergleichen Fürbitte für einen Bedienten und Unterthanen einen unumschränkten Herrn nicht gefallen kann. Der Herzog wünschte noch sehnlicher, als er, sich aus dieser Verwirrung heraus zu wickeln, ob er schon glaubte, er würde am Hofe keine Sicherheit finden, weil Rosny ihm feind, und eifersüchtig war, daß der Herzog bey den Hugonotten in einem größern Ansehn stund, als er, und bey dem Könige sehr viel vermochte. Es entschloß sich deswegen der König endlich nach verschiedenen Vermittelungen und Unterhandlungen, ihn mit einem Kriegsheere in Sedan zu besuchen.

Rosny arbeitete mit vielem Eifer an den Zurüstungen zu diesem Feldzuge, und der König verließ sich auf ihn, und suchte durch die Ehre, die er ihm erwies, den Hugonotten zu zeigen, daß es, wenn er dem Herzoge von Bouillon zu Leibe gienge, nicht der Religion, sondern der Empörung gälte. Zu dem Ende machte er die Herrschaft Sully zu einem Herzogthume und einer Pairie, und eben dieses ist Ursache, daß wir den Sully künftig den Herzog von Sully nennen werden. Nach seiner Meynung sollte

der

der König dem Herzoge von Bouillon hart zu 1604.
leibe gehen; Villeroy und andere hingegen waren ganz anderer Meynung. Sie wollten, daß man die Belagerung von Sedan nicht wagen sollte, weil eine langwierige Belagerung in den andern Winkeln des Reichs verschiedene Parteyen erregen, und den Spaniern, die Gränze von der Picardie anzugreifen, und dem mißvergnügten Savoyer, mit der Macht Maylands die unbewafnete Provence zu überfallen, wie den Hugonotten und Protestanten in Deutschland, ihrem Freunde zu Hülfe zu eilen, Zeit und Gelegenheit geben könnte.

Alle diese üblen Folgen sahe der König vorher, und eben deswegen ließ er sich, als er in Abwesenheit des Sully, welcher das Geschütz nachholen sollte, bis nach Donchery gekommen war, mit dem Herzoge von Bouillon in eine Unterhandlung ein, und nahm ihn unter der Bedingung zu Gnaden an, wenn er sich vor ihm demüthigen, ihn in Sedan einnehmen, und ihm das Schloß übergeben würde, daß er vier Jahre hinter einander so viel Besatzung hineinlegen könnte, als ihm gefiele.

Dieses waren die Bedingungen, die öffentlich bekannt wurden; nach den geheimen Artickeln hingegen versprach der König, sich nur wenige Tage in Sedan aufzuhalten, und nicht mehr als fünfzig Mann ins Schloß zu legen, welche so gleich wider ausziehen sollten, so bald

1604. sich nur der Herzog würde gedemüthiget haben. Alle diese Bedingungen wurden von beyden Theilen genau, und ohne das geringste Mißtrauen erfüllt. Denn der Herzog kam zum Könige nach Donchery, und bat fußfällig um Verzeihung, und der König nahm ihn eben so gnädig auf, als wenn er nichts verbrochen gehabt hätte, begab sich fünf, oder sechs Tage darauf nach Sedan, hielt sich nur drey Tage daselbst auf, und gieng wider nach Paris zurück. Der Herzog begleitete ihn bis nach Mouson, ohne weiter zu gehen, bis er einige Tage drauf Nachricht bekam, daß das Parlement seine Begnadigung, in welche seine Freunde, die in Limoges wegen ihres Nichterscheinens waren verdammt worden, eingeschlossen waren, bestätigt hätte, und sich an den Hof begab, wo er mehr Ehre und Höflichkeit genoß, als jemals. „Auf solche Weise verhielt sich dieser große Kö„nig. Er hatte wider die Stolzen und Auf„rührer ein Löwenherz, machte sich aber auch ein „Vergnügen, diejenigen mit einer unvergleichli„chen Gütigkeit wider aufzuheben, die er zu „Boden geworfen hatte, wenn sie sich durch „ihre Unterwerfung seiner Gnade würdig mach„ten.„ Es ermangelte auch der Herzog von Bouillon nicht, als welcher die Gemüthsart des Königs vollkommen wußte, weil sie sehr lange Zeit mit einander gelebt, und viele Feldzüge mit einander gethan hatten, sich bey diesen Umstän-

den

den mit aller Klugheit und Unterthänigkeit auf- 1604.
zuführen, deren ein geschickter Mann, wie er, nur fähig war.

Aller dieser ungemeinen Großmuth und Gütigkeit des Königs ungeachtet, war dennoch sein Reich vielen unglaublichen Verräthereyen und Zusammenverschwörungen ausgesetzt, worunter die Verrätherey des von Oste, das Unternehmen des Merargues wider die Stadt Marseille, und die Anschläge der beyden Luqvissen wider Narbonne und Leucate zu rechnen sind.

Der von Oste war des Villeroy Schreiber und Pathe, und seine Verrichtung bestund darinnen, daß er ihm die eingelaufenen Nachrichten auflösen und erklären mußte. Dieser Unglückliche entdeckte alle Heimlichkeiten des Königs einigen aus dem spanischen Rathe, die ihn mit dem Versprechen eines jährlichen Gehalts von zwölf hundert Thalern gewonnen, und ihm solches damals versprochen hatten, als er mit dem Gesandten Rochepot in Spanien gewesen war. Er nahm die Flucht, als seine Bosheit entdeckt ward, und stürzte sich in die Marne, als ihm die Bannrichter nachsetzten. Man kan selbst urtheilen, ob nicht Villeroy, dessen Treue dadurch dem rechtmäßigen Verdachte des Königs, und den Verleumdungen seiner Feinde ausgesetzet wurde, darüber ein merkliches Mißvergnügen empfunden hat. Er würde ohne Zweifel viele Mühe gebraucht haben, sich wegen dieser Sacher zu

rei-

reinigen, so unschuldig er auch war, wenn nicht der König, der desselben außerordentliche Bekümmerniß merkte, die Gnade gehabt hätte, ihn zu besuchen, ihn zu trösten, und durch diese Ehre wider alle Verleumdungen zu rechtfertigen, die von seinen Neidern wider ihn ausgestreuet wurden.

1605. Merargues war ein Edelmann aus einem sehr guten Hause in der Provence, und hatte, als er das folgende Jahr in Marseille Schulze zu werden hofte, den Spaniern versprochen, ihnen bey seinem Schulzenamte diese Stadt in die Hände zu liefern. Er war so unvorsichtig und närrisch, daß er sein Vorhaben einem Galerensklaven in Marseille entdeckte, der dem Hofe Nachricht davon gab, um seine Freyheit zu erhalten. Auf diese Nachricht gab man auf den Merargues, welcher damals in Paris war, so genau Achtung, daß man ihn ertappte, als er sich mit dem Secretair des spanischen Gesandten besprach, und so laut redete, daß man beynahe alles verstund, was sie mit einander redeten. Man suchte alles bey ihm durch, und fand unter seinem Kniebande eine Nachricht, welche den Abriß seiner Unternehmung enthielt. Er wurde darauf gefangen genommen, und vermöge eines Urthels des Parlements in Paris den neunzehnten December enthauptet, sein Körper geviertelt, und vor den Thoren auf Pfälen, und der Kopf, den man in Marseille, wohin man

ihn

ihn schickte, auf einem Thurme des vornehmsten Thors auf einen Spies gesteckt. Der Secretair des Gesandten wurde auch gefangen genommen, und würde in große Gefahr gerathen seyn, wenn der König so geschwind zugefahren wäre, als ihm diejenigen riethen, welche einen Friedensbruch mit Spanien wünschten. 1605.

Diese Begebenheit gab den Staatsleuten Anlaß, von den Rechten der Gesandten und ihres Gefolgs auf verschiedene Weise zu reden. Allein Heinrich, der Große, entschied selbst die Frage auf folgende Art. „Die Gesandten, sagte er, sind vermöge des Völkerrechts heilig; „sie übertreten es aber zuerst, wenn sie eine Verrätherey wider den Staat, oder wider den Fürsten anspinnen, an den sie ihr Herr geschickt „hat, und folglich kann sie dieses Recht wider „die Untersuchung und Bestrafung nicht sicher „stellen. Ferner ist nicht zu vermuthen, daß sie „Gesandten sind, und den Herrn vorstellen, „der sie schickt, wenn sie Niederträchtigkeiten „und Untreue begehen, die er weder thun, noch „billigen würde. Unterdessen ist es großmüthiger, wenn man sich hierinnen nicht der „äußersten Schärfe bedient, sondern sich den „Vortheil vorbehält, sie strafen zu können, „ohne es zu thun.„ Und hierbey bezog er sich auf das Beyspiel des römischen Raths, wie er denn in den Geschichten sehr erfahren war, welcher entdeckte, daß die Gesandten der Allobroger

1605. ger in die abscheuliche Zusammenverschwörung des Catilina verwickelt waren, und sich damit begnügte, daß er ihnen befahl, sich aus Rom wegzubegeben. Dieses war seine Meynung, und wie er beständig den edelmüthigsten Maasregeln folgte, so verbot er, wider den Secretair des Gesandten, den die Richter peinlich abhören wollten, weiter zu verfahren.

Unterdessen kam der Gesandte, um diese Untreue mit einem lauten Geschrey zu bedecken, zum Könige, sich bey ihm zu beschweren, als wenn man das Völkerrecht, und die Würde der Gesandschaft beleidigt hätte, mit der Betheurung, der König, sein Herr, würde es ahnden, wie ein großer beleidigter König thun müßte. Der König aber antwortete ihm mit einer klugen Kaltsinnigkeit, und stellte ihm dasjenige vor, was sein Secretair mit dem Merargues gethan hätte, und der Gesandte, welcher die That seines Secretairs nicht für die seinige erkennen, noch dieselbe billigen wollte, kehrte die Sache auf eine andere Seite um, und beschwerte sich, der König hätte den Frieden von Vervin zuerst gebrochen, weil er den Holländern mit Gelde und Mannschaft beystünde. Der König aber versetzte, es befänden sich in den Diensten des Erzherzogs eben so wohl Franzosen, als in den Diensten der Holländer, und mit seinem Gelde könnte er machen, was er wollte, solches ausleihen, oder verschenken, ohne daß jemand dawider

wider etwas zu sagen hätte, worüber der Ge- 1605.
sandte sehr hitzig wurde, daß beyde Theile sehr laut redeten. Endlich ließ ihm der König den Secretair zurück geben, wie er vorher beschlossen hatte, ehe er mit ihm davon redete.

Die Luqvissen, zween Brüder aus Genua von vornehmen Stande, hatten mit dem Commendanten in Perpignan einen Handel geschlossen und versprochen, ihm Narbonne und Leucate in die Hände zu spielen. Es ist gewiß, daß es nicht in ihrem Vermögen gestanden hat, dieses Vorhaben auszuführen, und es bey ihnen mehr ein böser Wille, als zu befürchten gewesen ist, daß es ihnen hätte gelingen sollen. Nichts desto weniger wurden sie ergriffen, und nach Tulouse geführt, wo das Parlement einen, wie den andern, henken ließ.

Ja es schien, als wenn sich damals nicht allein die Bosheit der Menschen, sondern auch die Narrheit wider Frankreich verschworen hätte. Denn an eben dem Tage, an welchem Merargues geköpft wurde, stund ein unglücklicher Narr dem Könige nach dem Leben, und überfiel ihn, als er von der Jagd zurück kam, und über die neue Brücke ritt, mit einem Dolche in der Hand. Die Bedienten Sr. Majestät kamen dazu gelaufen, rissen ihn wider weg, und würden ihn den Augenblick niedergehauen haben, wenn es ihnen der König nicht verboten hätte, der ihn ins Gefängniß Fort-l'Eveqve führen ließ.

1605. ließ. Er hieß Jean von Isle, war aus Vineux bey Senlis gebürtig, und wurde alsobald von dem Präsidenten Janin ausgefragt, der gar keine vernünftige Antwort aus ihm bringen konnte, weil er ganz ohne allen Verstand war. Er glaubte König von der ganzen Welt zu seyn, und sagte, Heinrich IV. hätte sich wider ihn Frankreichs mit Unrecht angemaßt, dessen Verwegenheit er bestrafen wollte. Der König war daher der Meynung, er wäre mit seiner Narrheit genug bestraft, und befahl, ihn im Gefängnisse zu behalten, wo er kurze Zeit darauf starb.

Diejenigen, welche den Krieg wünschten, ließen sich die Gelegenheit nicht aus den Händen gehen, den König wegen aller dieser Zusammenrottungen und Unternehmungen der Spanier in Harnisch zu jagen. Sie führten ihm zu Gemüthe, er hätte von seinen ewigen Feinden nichts anders zu gewarten, und sie würden niemals unterlassen, da sie ihm nach ihrem äußersten Vermögen die Krone so lange streitig gemacht hätten, seiner Ruhe und seinem Leben nachzustellen. Ihre Nachstellungen wären mehr im Frieden, als im Kriege zu befürchten, und man müßte mit ihnen brechen, weil sie weniger Gelegenheit hätten, ihm Schaden zu thun, wenn sie nicht mehr mitten in seinem Staate wären, und es vortheilhaftiger seyn würde, öffentlich Gewalt zu gebrauchen, als alle Meutereyen

und

und listige Anschläge zu zernichten, die sie 1605.
unter dem Vorwande des Friedens und der Freundschaft anspännen. Sie stellten ihm über dieses den schlechten Zustand von Spanien vor, welches sich durch die Kriege in den Niederlanden an Gelde ganz erschöpft, und sich genöthigt gesehen hatte, seine Zuflucht zu außerordentlichen Mitteln zu nehmen, um welches zu bekommen. Vornehmlich vergassen sie nicht, ihm die großen und vortheilhaften Eigenschaften vor Augen zu stellen, die er vor dem Könige Philippus III. seinem Feinde, voraus hatte, und dieses um desto mehr, weil man sich viel leichter entschließt, jemanden anzugreifen, den man verachtet, und für sehr schwach hält.

Bey dieser Gelegenheit will ich nicht unberührt lassen, das Philippus III. ob er gleich einen genug aufgeklärten Verstand, und ihn der König Philippus II. sein Vater, als ein sehr großer Staatsmann, alle zur Regierung nöthige Wissenschaften und Künste mit vieler Mühe gelehrt hatte, nichts desto weniger wegen einer gewissen Furchtsamkeit, und eines Mißtrauens gegen sich selbst, das vielen Großen sehr gemein ist, und aus Furcht vor der Arbeit und Mühe, die Regierung den Marqvis von Denia, den er bald darauf zum Herzoge von Lerma machte, gänzlich überlassen hatte. Es würde schwer seyn, mit Worten auszudrücken, wie sehr sich dieser verhaßt machte, und wie wenig der andere

1605. geachtet wurde, so lange dieses währte. Denn endlich erwies Gott diesem jungen Könige die Gnade, ihm die Augen aufzuthun, daß er seine Fessel zerbrach, und derjenige, der sich zu seinem Herrn gemacht hatte, glaubte, sich vor den Widerwärtigkeiten, die ihm begegnen könnten, nicht anders sicher stellen zu können, als wenn er ein Geistlicher und Cardinal würde.

Man kann hier im Vorbeygehen eine Anmerkung über den erbarmenswürdigen Zustand machen, in welchen sich ein Fürst setzet, der sich nicht so aufführt, wie er soll, und sich die Verachtung und den Haß seiner Unterthanen nothwendig zuzieht. „Das größte Unglück, das „einem Fürsten widerfahren kann, ist, wenn er „einem andern unterthänig und unterwürfig zu „seyn scheint, wenn er die Ohren vor allen „Stimmen seines Volks, das von allen Seiten schreyt: Regier uns selbst, verstopft „hält, und sich vielmehr nach fünf oder sechs „niederträchtigen Schmeichlern, die ihn bereden, daß er Herr ist, ob er gleich nichts thut, „was einem Herrn zu kommt, als nach der „Wahrheit und dem Sinne seines ganzen Reichs „richtet. Er darf sich nur, wenn er es mit Wahrheit zu wissen und zu erfahren wünscht, ob er „Herr ist, ohne Schmeicheley betrachten, ob er „es ist, der die Aemter aus eigenem Triebe vergiebt; ob er es ist, der die Personen erwählet; „ob die Hofbedienten, die er um sich hat, von

„sei-

„ſeiner Hand ſind; ob er ſich Freunde macht; 1605.
„ob er jemals bey einer wichtigen Angelegenheit,
„ich will es, geſagt hat; ob er beſtändig die
„Großen um ſich, und in ſeinem Gefolge ſieht;
„ob diejenigen, welche Angelegenheiten haben,
„welche Bedienungen ſuchen, und Gnade und
„Gunſt nöthig haben, in ſeinem Vorzimmer
„ſind; wem man endlich in ſeinem Reiche die
„meiſte Ehrerbietung erweiſet, und die meiſte
„Aufwartung macht; ſo wird er deutlich erken-
„nen, wer eigentlich regiert, und Herr iſt.
„Allein es iſt nicht genug, dieſes zu erkennen;
„man muß nach dem Beyſpiele des Königs Phi-
„lippus III. alle Macht anwenden, um ſich in
„in den Beſitz ſeines Anſehns zu ſetzen. Hier-
„innen beſteht hauptſächlich die Herzhaftigkeit
„eines regierenden Herrn. Denn worinnen
„ſollte er ſeine Standhaftigkeit und Stärke zei-
„gen, als in der Behauptung des Vorrechts und
„der Macht, die ihm Gott verliehen hat?
„Kömmt nicht die Ehre eines Königs vornehm-
„lich darauf an, daß er in ſeiner Perſon di
„Rechte des Reichs behauptet? In Wahrheit,
„es iſt für einen regierenden Herrn viel nieder-
„trächtiger und ſchimpflicher, ſich demjenigen,
„der ſeinem Willen unterthänig ſeyn ſollte, zu
„unterwerfen, als vor den Feinden, und aus
„einer Schlacht zu fliehen. Denn die Allerherz-
„haftesten weichen manchesmal zurück, und die
„Herzhaftigkeit eines Königs beſteht nicht ſo

1605. „wohl darinnen, daß er mit der Hand ficht, als „vielmehr mit seinem Kopfe den Staat regiert. „Was hilft es ihm, ob er gleich seine Feinde „überwindet, wenn er einem seiner Unterthanen „unterwürfig ist, der ihm unter dem Vorwan„de, ihm zu dienen, seinem Staate Fessel an„legt, und sich unterstehet, sich mit dem ganzen „Ruhme und Vortheile der Oberherrschaft zu „schmücken, und ihn beredet, als wenn dieses „geschähe, um ihm die Last zu erleichtern.„

Unser Heinrich war ganz anders gesinnt. Seine Gütigkeit war sehr groß, aber weder träge, noch furchtsam, seine Einsicht und Erkänntniß nicht unnützlich, sondern beständig, arbeitsam und geschäftig. Nichts war über ihn, als Gott; nichts ihm zur Seite, als die Gerechtigkeit und Gnade, seine zwo getreuesten Rathgeberinnen. Der kühnste seiner Minister zitterte, wenn er ihn die Stirne nur ein wenig runzeln sahe. Alle Vertraulichkeiten hörten auf, und jedermann erniedrigte sich, wenn er die Sprache eines Herrn führte.

Da nun dieser große König den Glanz seiner Majestät behauptete; so darf man sich nicht wundern, wenn er sich höher zu seyn dünkte, als den Philippus III. welcher sich damals gänzlich regieren ließ. Man glaubte daher, weil man wußte, daß er den Fehler des Königs von Spanien kannte, er würde sich desto leichter bereden lassen, ihn mit Kriege zu überziehen. Und in der That war er dazu auch ziemlich entschlossen,

und

und seine Rache durfte bey so mannichfaltigen Unrechte, das ihm die Spanier angethan hatten, dazu nicht eben sehr angereizet werden. Unterdessen wollte er doch, ehe er sich in eine so große Unternehmung einließe, alle seine Maasregeln so genau nehmen, so viel Geld, Geschütz und Proviant zusammen bringen, seine Gränzfestungen so wohl befestigen, in den Innersten seines Staats alles so wohl einrichten, sich so vieler Freunde und Bundsgenossen versichern, so mächtige Kriegsheere anwerben, und endlich sich so sehr verstärken, daß an einem glücklichen Ausgange nicht zu zweifeln, und er versichert wäre, diese stolze Macht zu Boden zu werfen, wenn er sie angriffe. Dieses war Ursache, daß er es nicht für gut hielt, gar zu sehr zu eilen. 1605.

Unterdessen versäumte er nicht, sich durch andere Mittel Ansehen zu erwerben, indem er es für eben so rühmlich hielt, seinen Namen durch die Weisheit seiner Rathschläge, als durch die Gewalt seiner Waffen berühmt zu machen. Durch die letztere hatte er die Rebellen, und die Spanier besiegt; durch die erstere machte er sich zum Schiedsrichter der größten Streitigkeiten in der Christenheit, und erwarb sich dadurch eine Oberherrschaft, die um desto edler war, weil man sie ihm ohne Zwang antrug.

Nach des Pabsts Clemens VIII. Tode, welcher 1606. gegen das Ende des Jahrs starb, entschloß er sich, sein ganzes Ansehen anzuwenden, 1606.

1606. um einen von seinen Freunden zum Pabste zu machen. Der Cardinal von Joyeuse, sein Gesandter, arbeitete mit den andern königlichen Bevollmächtigten, mit einem glücklichen Erfolge daran, und verschaften dem Alexander von Medicis, den man damals den Cardinal von Florenz nannte, die meisten Stimmen. Dieser nahm den Namen Leo XI. an, starb aber innerhalb siebzehn Tagen, und also mußte man wider von neuen anfangen. Allein der König wollte nicht haben, daß man sich weiter Mühe geben sollte, einem andern die Wahl auszuwirken, und machte bekannt, Frankreich würde sich in die Wahl nicht mengen, wenn man einen redlichen Mann erwählte, worauf die Cardinäle den Cardinal von Borgheſe erwählten, welchem man den Namen Paul V. beylegte.

In den ersten Jahren seiner päbstlichen Regierung brach der große Streit aus, der sich unter seinen Vorfahren angefangen hatte, und die vier Enden Italiens, und vielleicht der ganzen Christenheit würde in Feuer gesetzet haben, wenn unser Heinrich nicht besorgt gewesen wäre, es auszulöschen. Ich will die Ursache davon kürzlich erzählen.

Die Regierung zu Venedig hatte vor einiger Zeit eine Verordnung heraus gegeben, und darinnen nicht allein den Mönchen verboten, sich im venetianischen Gebiete mehr, als für zwanzig tausend Ducaten, Ländereyen anzukaufen, son-

sondern auch demjenigen der über diese Summe 1606.
Güter gekauft hätte, anbefohlen, das, was drüber wäre, der Regierung abzutreten, die ihm das Kaufgeld wider bezahlen, und die Verbesserungen vergüten würde. Auf diese alte Verordnung bauete die Regierung eine andere, vermöge deren niemand, ohne ihre ausdrückliche Erlaubniß, neue Kirchen und Klöster bey Strafe der Landsverweisung und Einziehung des Grunds und Gebäudes bauen sollte.

Die Bischöffe, deren Pflicht und Schuldigkeit es gewesen wäre, diese große Vermehrung der Klöster zu verhindern, gaben dazu entweder aus Nachläßigkeit, oder aus allzu großer Gelindigkeit, so oft die Erlaubniß, so oft man sie darum bat, daß sich also der Staat wegen der Nachsicht der Prälaten genöthigt sahe, selbst Hand daran zu legen. Denn es würde sonst so weit gekommen seyn, daß die Städte zu lauter Kirchen und Klöstern geworden wären, und ihre Einkünfte, womit der Aufwand des Staats zu bestreiten ist, und die zum Unterhalte der Verehligten, von denen der Staat Soldaten, Kaufleute und Landleute bekömmt, dienen, weiter zu nichts, als zum Unterhalte der Mönche und Nonnen gedient hätten.

Die Regierung machte deswegen noch eine andere Verordnung, in welcher den Geistlichen untersagt wurde, ohne des Raths Einwilligung unbewegliche Güter an sich zu bringen. Und

1606. zu eben der Zeit geschah es, daß ein gewisser Abt, nebst einem Domherrn, die man schwerer Verbrechen beschuldigte, im venetianischen Gebiete auf Befehl der weltlichen Gerichte gefangen genommen wurde, welches drüben über den Alpen für einen großen Eingriff gehalten wird, weil die Geistlichen daselbst im Besitze sind, unter der weltlichen Obrigkeit nicht zu stehen.

Der Pabst Paul V. welcher, wie er sagte, alle diese unternehmungen des weltlichen Staats wider den Geistlichen nicht verbergen konnte, schickte deswegen, so bald er den päbstlichen Thron bestiegen hatte, zu einer Zeit zwey Breve an seinen Nuntius nach Venedig, in denen er erstlich die Verordnungen, welche die Regierung wegen der Erwerbung zeitlicher Güter heraus gegeben hatte, für ungültig und nichtig erklärte, und hernach verlangte, daß der Abt, und der Domherr an die geistlichen Gerichte ausgeliefert werden sollte. Der Nuntius gab der Regierung von diesen beyden Schreiben Nachricht, und bekam von ihr zur Antwort, die oberste Gewalt wäre mit ihr gebohren, und niemanden, als ihr anvertrauet, und sie würde sich wider alle diejenigen wohl zu behaupten wissen, die ihr dabey einen Eingriff zu thun sich erkühnten. Beyde Theile brauchten die besten Federn derselben Zeit, um ihre Rechte zu beschützen, und die Vertheidigungen des Gegentheils zu vernichten. Man sahe überall eine Menge von Manifesten,

recht-

rechtlichen Vertheidigungen, Stellen aus der heiligen Schrift, Kirchenvätern und Kirchenschlüssen, und aus den Geschichten herumgehen. 1606.

Unterdessen that der durch diese Antwort äusserst erzürnte Pabst den Herzog, nebst dem Rathe von Venedig in Bann, wenn sie in vier und zwanzig Tagen ihre Verordnungen nicht widerrufen, und die beyden Gefangenen dem Nuntius ausantworten würden. Die Regierung aber erklärte, an statt darüber zu erschrecken, den Bannbrief für nichtig und widerrechtlich, weswegen es kein Geistlicher im ganzen Gebiete wagen wollte, das Breve bekannt zu machen, das Verbot zu beobachten, und den Gottesdienst einzustellen. Nur die Capuciner und Jesuiten entschlossen sich, aus dem Gebiete wegzugehen, und baten die Regierung um ihren Abschied, welchen die Regierung auch den Capucinern mit der Freyheit, wider zurück zu kommen, wenn sie wollten, den Jesuiten aber mit dem Verbote, das venetianische Gebiet niemals wider zu betreten, zugestund.

Diese Sache ward also von beyden Mächten aufs äußerste getrieben. Die Spanier hatten ein wachsames Auge darauf, um sich diese Uneinigkeit zu Nutze zu machen, und gossen unter der Hand Oel ins Feuer, ob sie sich gleich von außen stellten, als wenn sie es auslöschen wollten. Denn sie jagten auf der einen Seite die Venetianer in Harnisch, und frischten sie an, 1607.

1607. ihre Rechte zu behaupten, und befahlen auf der andern Seite ihren Statthaltern in Neapolis und Mayland, dem heiligen Vater mit allen ihren Kräften beyzustehen. Heinrich, der Große hingegen, der viel redlicher und uneigennütziger war, ergriff diese Gelegenheit, sich auf eine rühmliche und gerechte Weise in Italien mächtig zu machen. Er versicherte den Pabst, daß er allzeit, als der erstgebohrne Sohn der Kirche, beständig desselben Nutzen befördern, und ihm in eigener Person mit vierzig tausend Mann zu Hülfe kommen würde, wenn es zu einem Bruche kommen sollte, bat ihn aber auch, ehe es dazu käme, für genehm zu halten, daß er alle mögliche Mittel versuche, einen Vergleich zu stiften. Er gab auch den venetianischen Gesandten, der ihn um Hülfe ansprach, zur Antwort, er wäre sie dem heiligen Vater wider jedermann schuldig, und vermahnte die Regierung, ihn zu befriedigen, und bot sich zu einem Mittler an, damit sie dieses thun könnte, ohne ihre Ehre und Rechte zu kränken.

Beyde Theile nahmen seine Vermittelung an, worauf er den Cardinal von Joyeuse nach Italien schickte, welcher, die Sache mit zweyen Worten zu sagen, bey dieser Unterhandlung so viel Geschicklichkeit bewies, daß er beyde Theile mit einander verglich. Der Vergleich kam auf folgende vier Stücke an. Erstlich sollte die Regierung die beyden Gefangenen dem Gesandten

von

von Frankreich übergeben, um sie Sr. Heiligkeit 1607.
auszuantworten, zum andern, das Manifest, und die Erläuterung, die sie wider die apostolischen Kirchenstrafen heraus gegeben hatte, widerrufen, zum dritten den Geistlichen alle ihre Güter zurückgeben, und zum vierten sollte sie der Pabst von dem Banne wider lossprechen, und sie hingegen zur Vergeltung eine ansehnliche Gesandschaft nach Rom schicken, dem Pabste dafür Dank abstatten, und ihn ihres kindlichen Gehorsams versichern lassen.

Der Cardinal von Joyeuse fand sich frühmorgens an dem Orte ein, den der Rath angewiesen hatte, und hob bey verschlossenen Thüren in Gegenwart des Herzogs, fünf und zwanzig Rathsherren, und des französischen Gesandten den Bann wider auf, und sprach die Regierung wider los. Alles dieses geschah, ohne daß die Spanier daran einigen Theil hatten, ob sie sich gleich alle mögliche Mühe gaben, sich ungebeten darein zu mengen. Auf diese Weise erhielten beyde Theile durch die Vermittelung Heinrichs, des Großen, ihre Befriedigung.

Nur die Sache mit den Jesuiten verzögerte den Vergleich etliche Monate, und warf ihn beynahe wider über den Haufen, weil der Pabst, in Betrachtung, daß sie um seinetwillen waren vertrieben worden, schlechterdings verlangte, die Regierung sollte ihnen ihre Häuser und Güter wider geben, und sie im Gegentheile lieber alles

wa-

wagen, als darein willigen wollten. Endlich aber gab der Pabst den Vorstellungen eines beredten Cardinals Perron Gehör, der sich damals in Rom aufhielt, und lernte einsehen, daß es besser wäre, in dieser Sache nachzugeben, als die ganze Christenheit dem ungewissen Ausgange eines Streits auszusetzen, daß sie also aus dem venetianischen Staate verbannt blieben, bis ihnen der heutige Pabst, Alexander VII. durch seine Fürbitte ihre Zurückkunft wider auswirkte.

1608. Wenn die Beylegung des zwischen dem Pabste und den Venetianern entstandenen Streits dem Ruhme unsers Heinrichs einen großen Glanz gab, indem er dadurch Frankreichs Ansehen, das über den Alpen ganz untergegangen zu seyn schien, wider herstellte, und das Ansehen der Spanier, die vorher daselbst sehr mächtig waren, sehr verminderte; so erwarb er sich durch den Vergleich, welchen er zwischen dem Könige von Spanien, und dem Staate der vereinigten Provinzen vermittelte, bey den Protestanten und nördlichen Völkern nicht weniger Ruhm und Ansehen. Ich will dieses kürzlich erzählen.

Die vereinigten Provinzen, welche man von Holland, als der ansehnlichsten unter den sieben Provinzen, die diesen Staat ausmachen, gemeiniglich Holland nennt, hatten einige Ursache, sich darüber zu beschweren, daß der König den Frieden von Vervins ohne ihre Einwilligung geschlos-

schlossen, und sich dabey anheischig gemacht hatte, ihnen weder mittelbar, noch unmittelbar beyzustehen. Unterdessen hatte er dennoch nicht unterlassen, ihnen beständig mit Gelde auszuhelfen, und eine große Menge Edelleute und Freywillige in ihre Dienste gehen zu lassen, daß so gar viele ganze französische Regimenter unter ihnen Kriegsdienste thaten. Es geschah daher nicht ohne scheinbare Gründe, daß die Spanier schrien, er brächte augenscheinlich den vervinischen Frieden. Allein diese Vorwürfe waren ungegründet, weil sie ihn selbst durch hundert böse Unternehmungen, deren wir einige vorher erzählet haben, zuerst gebrochen hatten. 1608.

Unterdessen ward der König, der das Geld wohl zu Rathe hielt, immer müder, den Holländern so viel Geld zu geben, und hätte sie gerne in einem solchen Stande gesehen, daß sie ihm nicht weiter so beschwerlich gefallen wären. Hierzu nun war nur ein einziges Mittel vorhanden, nämlich zwischen ihnen und den Spaniern einen Frieden zu vermitteln. Er faßte daher den Schluß, daran zu arbeiten, und erwählte den Präsidenten Janin, einen großen Staatsmann, diesen zu Stande zu bringen.

Beyde Theile willigten gleich anfangs in einen Waffenstillstand von acht Monaten, binnen welchem die vereinigten Niederlande, um mit desto mehr Ansehen und Sicherheit einen Frieden schlüssen zu können, den König baten, mit ihnen

1608. ihnen ein Bündniß wider alle Feinde zu errichten. Der König that dieses gerne, und die vornehmsten Artikel desselben waren folgende.

Er auf seiner Seite versprach, ihnen nicht nur zu helfen, und treulich, und so viel er könnte, beyzustehen, daß sie vom Könige in Spanien einen billigen und sichern Frieden erhielten, sondern auch den Frieden, wenn ihnen Gott solchen verleihen wollte, mit allen seinen Kräften zu behaupten, sie wider alle diejenigen, die ihn brechen wollten, zu beschützen, und ihnen zu diesem Ende auf seine Kosten zehn tausend Mann zu Fuße auf so lange Zeit, als sie es nöthig hätten, zu unterhalten. Im Gegentheile machten sich die Staaten anheischig, wenn er in seinem Reiche von jemanden, wer es auch seyn möchte, angegriffen würde, ihm auf ihre Kosten mit fünf tausend Mann zu Fuße schleunigst zu Hülfe zu kommen, und ihm die Wahl zu lassen, ob er diese Hülfe in Mannschaft, oder Schiffen, die völlig ausgerüstet wären, nehmen wollte.

Ueber dieses Bündniß geriethen die Spanier in große Unruhe. Don Pedro von Toledo, einer der größten Herren in Spanien, welcher damals in die Niederlande gieng, und seinen Weg durch Frankreich nahm, führte deswegen gegen den König große Beschwerden, ob gleich viele der Meynung waren, als wenn das ganze Geräusch, das er machte, nur darauf abzielte, ihn zu vermögen, daß er zwischen ihnen und den

Hol-

Holländern je eher je lieber einen Frieden ver- 1608.
mitteln möchte, weil Spanien aufs höchste müde war, einen so langen, so verdrüßlichen und so blutigen Krieg mit so vielen Kosten und so schlechtem Fortgange länger fortzusetzen.

Dieser Don Pedro besaß, nach der Gemüthsart des rechten spanischen Adels, viel Stolz und Uebermuth, und war in Reden prächtig und hochmüthig, wenn es die Ehre und den Ruhm seiner Nation, und die Macht seines Königs betraf, sonst aber sehr artig und höflich, unterthänig und ehrerbietig, wo er es seyn mußte, manierlich, geschickt und witzig. Es trugen sich zwischen dem Könige und ihm ganz merkwürdige Dinge zu, die ich nicht vergessen darf.

Der König, welcher glaubte, als wenn ihm Don Pedro eine Kriegsbotschaft bringen würde, und wußte, daß die Spanier überall ausstreueten, als wenn ihn das Podagra zum Krüpel gemacht hätte, und er nicht mehr zu Pferde sitzen könnte, nahm sich vor, ihm zu zeigen, daß seine Kräfte noch nicht vermindert wären, und empfieng ihn daher zu Fontainebleau in der großen Gallerie, gieng zwanzig bis dreyßigmale mit ihm schnell auf und nieder, und sagte hernach zu ihn, als er ihn ganz außer Athem gesetzt hatte: **Sehr, mein Herr, wie wohl ich mich befinde.**

Don Pedro, der bey diesem ersten Gehöre seinen Rosenkranz in der Hand trug, führte dem

Kö-

1608. Könige zu Gemüthe, wie viel überhaupt allen catholischen Fürsten an der gänzlichen Ausrottung, oder Bekehrung der Ketzer gelegen wäre, und zählte die großen Kriege her, welche sein Herr zu dem Ende geführt hätte. Nach und nach aber fiel er darauf, der catholische König wünschte, sich aufs genaueste mit ihm zu verbinden, und zwischen ihren Kindern Heirathen zu stiften, wenn der König von dem Bündnisse mit den Niederlanden ablassen, und ihnen nicht mehr beystehen wollte. Allein der König antwortete ihm freymüthig, seine Kinder wären aus einem zu guten Hause, als daß sie keine Männer finden sollten, er verlangte keine gezwungene und bedingte Freundschaften, und könnte seine Freunde nicht im Stiche lassen, und diejenigen, die es nicht seyn wollten, würden es bereuen, daß sie seine Feinde gewesen wären.

Hierauf hob Don Petro die Größe und Macht Spaniens bis in den Himmel, wobey der König ganz gelassen blieb, und ihm zu verstehen gab, es wäre die Säule Nebukadnezars, die aus ganz verschiedenen Dingen zusammen gesetzet wäre, und thönerne Füsse hätte. Dieses brachte den Don Pedro so sehr auf, daß er Vorwürfe und Drohungen ausstieß. Der König bezahlte ihn mit gleicher Münze, und sagte zu ihm, er würde, wenn der König seine widerrechtlichen Unternehmungen fortsetzte, das Feuer bis in das Escurial bringen, und man würde ihn, wenn

er

er sich einmal zu Pferde setzen sollte, in kurzer Zeit in Madrit sehen. Der König Franz, antwortete der Spanier ganz stolz, hat sich daselbst wohl befunden. Und eben deswegen, versetzte der König, will ich dahin gehen, um das Unrecht zu rächen, das man Frankreich und mir angethan hat. 1608.

Nach einigen lauten Reden, die zwischen ihnen vorfielen, fieng der König wider an, leiser zu reden, und zu sagen: Herr Gesandter, ihr seyd ein Spanier, und ich ein Gasconier, warum wollen wir auf einander hitzig werden?

Zu einer andern Zeit wies ihm der König seine Gebäude in Fontainebleau, um von ihm zu hören, was er davon hielte. Der Spanier sagte darauf, es käme ihm vor, daß er Gott eine gar zu enge Wohnung eingeräumt hätte. Denn es gab daselbst um dieselbe Zeit nur zwo Capellen, die noch in dem eyrunden Hofe stehen, und in der That sehr klein sind. Der König aber, der nicht leiden konnte, daß seine Gottesfurcht angeklagt würde, gab ihm eine etwas derbe Antwort: Ihr Spanier, sagte er, ihr könnt Gott keine, als körperliche Tempel einräumen; wir Franzosen hingegen räumen ihm nicht allein Steine, sondern auch unsere Herzen zur Wohnung ein, und ich befürchte, Gott würde in lauter Steinen

1608. wohnen, wenn er in euren Herzen wohnen sollte.

Einige Zeit darauf begaben sie sich von Fontainebleau nach Paris, wo ihm der König seine Gallerie im Louvre zeigte, und ihn um seine Meynung darüber fragte. Das Escurial, antwortete der Spanier, ist ganz etwas anders. Ich glaube es, versetzte der König, aber steht auch am Ende desselben ein Paris, wie an meiner Gallerie?

Eben dieser Don Pedro näherte sich einsmals im Louvre dem Bedienten, in dessen Händen er den Degen des Königs erblickte, kniete mit dem einen Fuße nieder, küßte ihn, und erwies, wie er selbst sagte, diese Ehre dem glorreichsten Degen der Christenheit.

Währendem achtmonatlichen Stillstande nun, dessen wir gedacht haben, arbeitete der Präsident Janin ohne Aufhören an einem Frieden, welchen zwo große Schwierigkeiten etwas verhinderten.

Die eine war, daß sich der König in Spanien mit den vereinigten Niederländern nicht anders, als wie mit seinen Unterthanen in eine Unterhandlung einlassen, und diese für ein freyes und niemanden unterworfenes Volk gehalten seyn wollten; die andere, daß sich der Prinz von Oranien, dessen Macht und Ansehen sich durch den Frieden sehr verminderte, durch tausend Künste einem Frieden widersetzte, und von der

Pro-

Provinz Seeland, als welche beständig Krieg haben will, und von einigen Städten seines Anhangs unterstützet ward. 1608.

Man überstieg endlich beyde Hindernisse. Der Spanier gab in Ansehung des erstern nach, und gestund ein, daß er die Niederlande für freye Provinzen und Staaten hielte. In Ansehung des andern aber redete der König mit dem Prinzen von Oranien so nachdrücklich, daß er es nicht wagte, den Lauf des Friedens länger zu hemmen. Gleichwohl kam kein Friede, wie zu wünschen war, sondern nur ein Stillestand auf zwölf Jahre zu Stande, welcher der Handlung dienlich war, und den Handel beyder Theile in Sicherheit setzte.

Das Gericht von diesem Vergleiche breitete den Ruhm des Königs durch ganz Europa aus, und der Herzog in Venedig sagte im Rathe zu unserm Gesandten: Die Regierung in Venedig bewundere aufs neue das weise Verhalten des Königs, der sich niemals in seinen Absichten betrüge, und niemals etwas vergebens thäte. Er wäre die wahre Stütze von der Ruhe und dem Glücke der Christenheit, und man hätte für die Glückseligkeit seiner Regierung nichts mehr zu wünschen, als daß sie von ewiger Dauer seyn möchte. Diese Lobrede war um desto schöner und rühmlicher, da man mit Wahrheit sagen kann, daß Venedig allezeit der Sitz der

1608. Staatsklugheit gewesen ist, und alle Lobsprüche, die von diesem Rathe herkommen, nichts anders, als Orakelsprüche sind.

Man suchte darauf von allen Seiten die Freundschaft und den Schutz dieses großen Königs, überließ sich ihm, als einem Schiedsrichter, in allen Dingen, und bat ihn um seinen Beystand, und niemand war, da er eben so mächtig und weise war, als er geliebt und gefürchtet wurde, der sich wider seine Aussprüche gesetzet, oder unterstanden hätte, diejenigen anzugreifen, die er beschützte. Allein er war auch so gerecht, daß er andern in ihre Rechte keinen Eingriff that, und niemals die Empörungen der Unterthanen wider ihren rechtmäßigen Fürsten zu unterhalten suchte. Hiervon legte er in Ansehung der Mauren eine schöne Probe ab.

Wir haben gesehen, wie die Mauren, oder Saracenen 725. ganz Spanien überfallen haben. Die Christen hatten es ihnen, mit Hülfe der Franzosen, nach und nach wider abgenommen, daß sie nichts mehr behalten hatten, als das Königreich Granada, welches von einem kleinen Umfange, aber sehr reich und sehr bevölkert war, weil sich der überbliebene Theil von diesem ungläublichen Volke in dieses kleine Reich geflüchtet hatte. Dieses währte bis 1492. da Ferdinand, König von Aragonien, und Isabella, Königinn von Castilien solches Reich vollends eroberten, und also der Herrschaft der Mauren,

und

und der mahometanischen Religion in Spanien ein Ende machten, indem sich die Ungläubigen entweder taufen lassen, oder nach Africa flüchten mußten. 1608.

Es waren aber diejenigen, die sich auf diese Weise zur christlichen Religion bekannt, und solches aus Zwange gethan hatten, im Herzen größtentheils entweder Mahometaner, oder Juden geblieben, dergleichen es unter jenen viele gab, und hatten ihre Kinder in dem Unglauben heimlich erzogen, wozu die Härte der Spanier vieles beytrug, als welche zwischen den neuen, und alten Christen einen großen Unterschied machten. Denn sie ließen die so genannten neuen Christen weder zu Aemtern, noch zu geistlichen Orden, verheiratheten sich nicht mit ihnen, thaten ihnen, welches noch schlimmer ist, allen Schimpf und Spott an, und unterdrückten sie durch übermäßige Abgaben. Diese Unglückliche nun, die sich also unterdrückt sahen, und für sich zu schwach waren, das Joch abzuschütteln, hatten geglaubt, sie müßten sich an eine auswärtige, doch christliche Macht wenden, weil es gar zu verhaßt gewesen wäre, wenn sie sich an den König von Marocco, oder an einen andern africanischen Prinzen hätten wenden wollen. Sie schickten zu dem Ende heimlich einige Abgeordnete an unsern Heinrich ab, als er nur König von Navarra war, und baten ihn nachher 1595. als sie sahen, daß er die Ligve über

1608. den Haufen geworfen, und die Oberhand behalten hätte, aufs neue um seinen Schutz. Er hörte auch ihr Vorbringen geneigt an, schickte einige unbekannte Unterhändler nach Spanien, um von ihren Umständen Nachricht einziehen zu lassen, und ließ ihnen Hofnung machen, daß er ihnen beystehen wollte. Und in der That konnte er dieses thun, indem er damals mit dem Könige in Spanien Krieg führte, und man sich wider seine Feinde mit allen Arten von Waffen vertheidigen kann. Als sie nun 1608. wider kamen, und ihn flehentlich baten, ihr Anerbiethen und ihre Vorschläge anzunehmen, und die Antwort selbst aus seinem Munde zu hören; so ließ er ihnen deutlich zu erkennen geben, daß ihm der Name des allerchristlichsten Königs, den er führe, nicht verstatte, ihre Vertheidigung über sich zu nehmen, so lange der Friede von Vervins bestünde, so wie er hingegen rechtmäßige Ursache haben würde, sie in seinen Schutz zu nehmen, so bald Spanien den Anfang zu einem Friedensbruche machen würde.

Ihre Abgeordnete wandten sich darauf, als sie auf dieser Seite alle Hofnung verlohren hatten, an den König von England, den sie aber noch weniger geneigt fanden, ihnen zu Hülfe zu kommen. Unterdessen bekam man von ihren heimlichen Anschlägen am spanischen Hofe Wind, wo man darüber in Furcht und Schrecken gerieth, weil sie beynahe eine Million Seelen

len ausmachten, und faſt den ganzen Handel, 1608.
und beſonders den Handel mit dem Oele, der in demſelben Lande ſehr viel bedeutet, in Händen hatten.

Der König Pilippus III. fand kein ander ſicher Mittel, die gefährliche Wirkung ihrer Zuſammenverſchwörung zu verhindern, als ſie aus ſeinen Ländern gänzlich zu verbannen. Er gab zu dem Ende den 10. Jenner 1610. einen Befehl heraus, welcher mit vieler Hitze, Unmenſchlichkeit und Untreue vollſtreckt wurde. Denn man warf einige von dieſen Unglücklichen, als man ſie auf ihr Bitten nach Africa bringen ſollte, in die See, und plünderte die andern, alſo, daß diejenigen, die ſich noch wegbegeben ſollten, kaum Nachricht erhielten, wie übel man ihren Brüdern begegnete, als ſie ſich nach Frankreich zu ſchlugen, und einige, an der Zahl hundert und funfzig tauſend, zu Lande nach St. Jean de Lus flüchteten, und ſich die andern auf franzöſiſche Schiffe begaben, um ſich in verſchiedene Häfen dieſes Reichs bringen zu laſſen. Allein denenjenigen, die zu Lande flüchteten, wurde von den Franzoſen nicht beſſer begegnet, als den andern von den Spaniern war begegnet worden. Sie wurden, als ſie durch Landes zogen, beynahe alle rein ausgeplündert, und ihre Weiber und Töchter geſchändet, daß ſie alſo in einem Lande, wo ſie eine Zuflucht zu finden vermeynten, wenig Sicherheit fanden, und ſich mit des

1608. Königs Erlaubniß in den Häfen von Langvedoc zu Schiffe setzten, und nach Africa segelten, wo sie unversöhnliche, und recht grausame Feinde von allen Christen geworden sind. Einige ihrer Familien blieben in den Seestädten dieses Reichs zurück, als in Bourdeaux und Rouen, wo sich noch heutiges Tages, wie man vermuthet, ihre Kinder aufhalten, welche der Halsstarrigkeit ihrer Väter im Verborgenen folgen.

Anstatt nun diese Ungläubige schützen zu wollen, hatte sich der König für die Ehre und Ausbreitung der christlichen Religion auf Seiten der Morgenländer etwas wichtiges vorgenommen, welches er aber nicht eher bekannt machen wollte, bis er die Angelegenheiten der Christenheit in eine so gute Verfassung gesetzet hätte, daß man weiter keine Unruhe und Zwietracht befürchten dürfte, und sie auf einen so mächtigen Feind, als der Sultan ist, mit allen ihren Kräften losgehen könnte. In dieser Absicht hatte er drey bis vier Edelleute nach Orient geschickt, welche unter dem Vorwande, zu reisen, und die heiligen Oerter zu besuchen, von dem Lande, der Gesinnung der Völker, von dem Zustande ihrer Kräfte, Plätze und der türkischen Regierungsart Nachricht einzogen. Denn er versprach sich nach einer genauen Ueberlegung der Sache, wenn er nur vorher das gemeine Beste der christlichen Fürsten eingerichtet, und ihre Vereinigung zu Stande gebracht hätte, diese Macht, welche für

so

so furchtbar gehalten wird, in drey, oder höch- 1608.
stens vier Jahren völlig über den Haufen zu werfen, und dieses mit 35000. Mann zu Fuß, und mit 12000. Mann zu Pferde, da auch Alexander, der große, kein größeres Heer gehabt, und gleichwohl damit das persische Reich über den Haufen geworfen hatte, welches gewißlich weit größer, und mächtiger gewesen ist, als das türkische Reich.

Ich werde hernach erzählen, wie eigentlich sein großes Vorhaben, die Christenheit mit einander zu vereinigen, beschaffen gewesen ist, wenn ich vorher einige wichtige Dinge werde erzählt haben, die in den drey, oder vier letzten Jahren seines Lebens geschehen sind.

Wie er sehr besorgt war, Geld zu sammlen, als ohne welches man nicht gut Krieg führen kann; also hörte er die Vorschläge, die man ihm that, um welches zu bekommen, beständig an, und zwar um desto williger, weil er sich vorgenommen hatte, die Vermögensteuer und Salzsteuer abzuschaffen. Das erste konnte ohne eine große Verminderung seiner Einkünfte nicht geschehen, und also mußte er dafür ein ander Mittel finden. Dieses Mittel nun waren die Kammergüter der Krone, welche er alle wider einlösen, und mit einer Menge neuer Rechte, und unter andern der Gerichtsgebühren vermehren wollte, die ihm in fünf bis sechs Jahren würden heimgefallen seyn, und jährlich funfzehn

1608. Millionen eingebracht haben. Allein nach seinem Tode verpfändete sie die Königinn Maria von Medicis noch mehr, als vorher geschehen war.

Es wäre in der That zu wünschen, daß man dieses geheiligte Erbtheil der Krone wider bekommen könnte, und daß man arbeitete, dieses Vermögen wider zusammen zu bringen, welches durch das Staatsgesetz und durch die Bemühungen so vieler weisen Köpfe, und in so vielen Jahrhunderten ist errichtet und zusammen gebracht worden, unsere Könige mit Glanz und Pracht zu unterhalten, ohne ihrem Reiche anders, als nur in großen und dringenden Nöthen zur Last zu seyn.

Was die Salzsteuer betrift, so hatte unser Heinrich Lust, alle Salzgruben in Poitou und Bretagne von den Besitzern zu kaufen, worauf er, wenn er sie in Händen gehabt hätte, sein Salz an der Stelle selbst um einen Preis, wie er gewollt hätte, an Kaufleute würde verkauft haben, welche es hernach im ganzen Reiche wider verkauft hätten, und zwar ohne einigen Zwang, und ohne einige Abgaben, eben wie man daselbst das Korn verkauft. Auf diese Art würde man nicht so viele Bediente, Salzaufseher, Gegenschreiber, Einnehmer, Ausreiter, und hundert andere Leute nöthig gehabt haben, die, ohne zu lügen, beynahe 20000. Menschen ausmachen, und alle auf Kosten des Königs

und

und Volks erhalten und bezahlt werden, und 1608.
über welche öfters schwere Klagen zu führen sind. Man hätte die armen Bauersleute nicht unterdrückt, welche der Salzsteuer unterworfen sind, und gezwungen werden, jährlich eine gewisse Menge Salz zu nehmen, sie mögen wollen, oder nicht. Es ist gewiß, das Volk würde das Salz viermal wohlfeiler bekommen, und der König daraus weit mehr Geld, als geschieht, ohne Unkosten, ohne Mühe, und ohne sein Volk zu drücken, gelöset haben.

Man muß zugestehen, daß der König, welcher Mittel suchte, seine Kammern anzufüllen, und die Vermögensteuer wider zu ersetzen, viele Abgaben ausschrieb, viele neue Aemter errichtete, und allerhand Dinge veränderte, die vielen Personen Anlaß zu Beschwerden gaben. Er sahe sich aber, um sich seiner alten Schulden zu entledigen, und denenjenigen, die ihm in den Kriegen mit der Ligve gedienet hatten, ihre Belohnungen und Gnadengelder zu zahlen, genöthigt, zu ihrem Nutzen diejenigen Vorschläge anzunehmen, die ihm von vielen Theilen gethan wurden, daß er sich also Haß und Vorwürfe zuzog, welche mit größerm Rechte auf diese Leute selbst, als auf ihn hätten fallen sollen. Allein diejenigen, denen seine Absichten bekannt waren, tadelten ihn nicht, wie die andern thaten, und nannten das eine gute Wirthschaft

und

1608. und Haushaltung, was einige einen Geiz und unersättlichen Durst nannten.

Im übrigen ist nicht zu läugnen, obgleich der Wille dieses Prinzen, in Ansehung der Erleichterung seines Volks, und der Größe seines Staats, sehr gut gewesen ist, daß er sich einigemale in der Wahl der Mittel betrogen hat, und nicht alle diejenigen, die ihm dazu sind vorgeschlagen worden, stets so unschuldig gewesen sind, als seine Absichten. Es waren davon vornehmlich zwey, deren eines vielLärmen machte, und nicht von statten gieng, und das andere von einer gefährlichen Folge war.

Das erste war die Untersuchung, die man wegen der auf dem Rathhause stehenden Renten vornahm, und durch welche man sie denenjenigen, die sie auf eine unrechtmäßige Weise an sich gebracht hatten, wider zu nehmen suchte, welches an und für sich sehr billig war. Allein da der größte Theil solcher Renten in andere Hände gekommen, und getheilt worden waren, und man unzählige Familien hätte beunruhigen müssen; so gerieth ganz Paris darüber in Schrecken, und diejenigen, welche solche Zinsen vom Rathhause zu heben hatten, nahmen zu ihrem Vorgesetzten der Kaufmannschaft ihre Zuflucht. Dieses war damals Miron, der zugleich Polizeyaufseher war, ein Mann, der für den Dienst des Königs großen Eifer blicken ließ, wie er es in vielen Gelegenheiten bewiesen hatte, aber dabey ein solcher Patriot war, den kein Vortheil

in

in der Welt von dem gemeinen Besten des Volks, 1608.
dessen Obrigkeit er war, abziehen konnte. Er vertrat das Volk in der That sehr muthig, redete in den Versammlungen des Stadtraths, ließ gegen den Oberrentmeister gleiche Herzhaftigkeit sehen, und that dem Könige Vorstellungen. Bey diesen Vorstellungen aber ließ er sich in der That die Hitze dahin reißen, einige verhaßte Vergleichungen vorzubringen, welche nicht auf die Person des Königs, sondern auf gewisse Leute seines Raths zielten.

Das Louvre knirschte darüber mit den Zähnen, und die Hofleute schrien, er hätte gelästert. Diejenigen, die er in seiner Rede getroffen, und die an dieser Untersuchung der Renten Antheil hatten, wanden alle ihre Kräfte an, in den Ohren des Königs ein Feuer anzuzünden, und ihn zu bereden, daß er diese Verwegenheit nach der Schärfe bestrafen möchte. Auf der andern Seite hatte das Volk kaum erfahren, daß man seiner Obrigkeit drohete, als es viel geschwinder, als man jemals hätte glauben sollen, Feuer faßte, und die Bürger haufenweise vor Mirons Haus gelaufen kamen, um ihn zu vertheidigen. Miron aber bat sie inständigst, sich wider wegzubegeben, und ihn zu keinem Verbrecher zu machen, und führte ihnen zu Gemüthe, sie hätten nichts zu befürchten, und mit einem Könige zu thun, welcher so groß und weise, als sanftmüthig und billig wäre, und sich durch die Eingebungen

1608. gen böser Rathgeber nicht dahin reißen lassen würde.

Unterdessen brauchten diejenige, die den Miron übel wollten, alle ihre Beredsamkeit und Gründe, den König zu bereden, daß er sich desselben bemächtigen, und sein höchstes Ansehen behaupten möchte. Allein er gab ihnen diese weise Antwort, das Ansehen beständ nicht stets darinnen, daß man eine Sache zu hoch triebe; man müßte auf die Zeit, Personen und Sachen sehen, und er fürchtete sich vor dem kleinsten Funken, da es zehn Jahre Zeit gebraucht hätte, das Feuer des Bürgerkriegs auszulöschen; Paris hätte ihm zu viel gekostet, als daß er sich in Gefahr setzen sollte, solches zu verliehren, welches ohnfehlbar geschehen würde, wenn er ihrem Rathe folgte, weil er sich genöthigt sehen würde, sich schrecklicher und exemplarischer Strafen zu bedienen, welche ihm in wenigen Tagen den Ruhm seiner Gnade, und die Liebe seiner Völker rauben würde, die er so hoch, und noch höher schätzte, als seine Krone; er hätte in hundert andern Gelegenheiten Mirons Treue und Aufrichtigkeit erfahren, welcher keine böse Absicht hätte, und sich vermuthlich wegen der Pflicht seines Amts verbunden hielte, das zu thun, was er thäte; wenn ihm einige unbedachte Worte entfahren wären, so wollte er sie ihm wegen seiner vorigen Dienste verzeihen; er wollte ferner diesem Manne, wenn er sich bestrebte, ein

Mär-

Märtyrer des Staats zu seyn, solche Ehre nicht erweisen, noch sich den Namen eines Verfolgers und Tyrannens zuziehen, und endlich müßte man es bey so vortheilhaften Gelegenheiten mit einem Manne nicht so weit treiben, den man unterdrücken wollte. 1608.

Dieser weise König wußte also auf eine so kluge Art einen kleinen Fehler zu verzeihen, und wollte so gar nicht wissen, was vorgieng, aus Furcht, er möchte sich genöthigt sehen, sein Ansehen zu brauchen, welches üble Folgen hätte nach sich ziehen können. Er nahm daher die Entschuldigung und Demüthigung Mirons sehr gnädig an, und verbot im übrigen die Untersuchung wegen der Renten, die so viel Lärmen verursacht hatte, weiter fortzusetzen.

Das andere Mittel, dessen er sich bediente, um sich zu bereichern, und das sehr gefährliche Folgen hatte, war die Paulette, oder das so genannte jährliche Recht. Um dieses wohl zu verstehen, muß man die Sache von den ältesten Zeiten her erzählen.

Vorzeiten, unter dem ersten und andern Stamme unserer Könige, wurden die Aemter bey den Gerichten, der Polizey und den Rentwesen durch Edelleute verwaltet, als welche die Wissenschaften und Gesetze des Reichs lernen mußten. Man erwählte sie nach der Reife ihres Alters und Verstandes, und setzte sie von Zeit zu Zeit von einer Stelle zur andern. Sie bekamen von den Parteyen

1608. teyen keine Vergeltung, sondern nur einen kleinen Gehalt, den ihnen der Staat zahlte, und der mehr in einer Ehre, als in einer Belohnung bestund. Gegen das Ende des andern Stammes und den Anfang des dritten aber ward der Adel ganz unwissend und faul, also, daß sich gemeine Leute, und Bürger, welche die Rechte lernten, zu diesen Aemtern hinauf schwungen, und ihnen einen Werth zu geben anfiengen, weil sie alle ihre Ehre und Würde davon erhielten, und sonst keine wegen ihrer Geburt hatten, wie etwa die Edelleute. Gleichwohl hatten sie fast gar kein Amt; so lange die Geistlichen die ganze Gerichtsbarkeit in Händen, und ihre Bedienten hatten, welche Recht sprachen.

Unterdessen machte sich das Parlement, welches vorher gleichsam der Staatsrath im Reiche, und ein Inbegriff der Stände war, mit der Erkänntniß der zwischen Unterthanen entstehenden Streitigkeiten zu schaffen, an statt daß es sich vorher nur mit großen Staatsangelegenheiten beschäftigt hatte, worauf ihm Philippus, der Schöne, oder nach einigen andern Ludwig, der Eigensinnige, sein Sohn, in Paris einen beständigen Siz anwies. Wie nun diese Gesellschaft von Richtern sehr angesehen war, weil sich der König daselbst öfters einfand, die Herzoge, Pairs und Prälaten des Reichs einen Theil davon ausmachten, und man die geschicktesten Rechtsgelehrten erwählte, um diese Stellen zu

be-

besetzen; so machte sie sich die andern königlichen 1608.
Richter alle, nämlich die Amtleute und Landrichter, unterwürfig, welche vorher die obersten Richter gewesen waren, und nunmehr unter ihr stehen mußten.

Lange Zeit hernach ordneten unsere Könige noch zu verschiedenenmalen viele Parlementer an, lediglich in der Absicht, die Gerechtigkeit besser, und ohne Geld zu handhaben, und beschwerten folglich ihre Rentkammern mit neuen Besoldungen, die man solchen neuen Bedienten bezahlen mußte.

In denselben Zeiten nun war die Anzahl der Gerichtsbedienten sehr klein, und die Ordnung, welche man bey Besetzung der Stellen in den Parlementern beobachtete, sehr schön. Man hatte daselbst die Gewohnheit, ein Verzeichniß der fähigsten Sachwalter und Rechtsgelehrten zu halten, und erwählte, wenn ein Amt ledig ward, dreye davon, deren Namen man dem Könige überreichte, um einen auszulesen, der ihm gefiele. Allein die Favoriten und Höflinge verderbten diese Ordnung bald, und beredeten die Könige, sich nicht an diejenigen zu binden, die man ihnen vorschlug, sondern einen nach eignem Triebe zu ernennen. Diese Leute thaten solches, um von demjenigen, der auf ihre Empfehlung ernannt wurde, ein Geschenk zu bekommen, und der Mißbrauch war so groß, daß öfters diese Stellen mit unwissenden und schlechten Leuten besetzet

1608. wurden, und Männer von Verdiensten die Stelle eines Sachwalters für weit rühmlicher hielten, als die Stelle eines Raths.

Da nun das Uebel beständig zunahm, und die Reichen aus Gewinnsucht, wie ihre Weiber aus Eitelkeit, nach solchen Aemtern sehr lüstern wurden; so nahmen sich diejenigen vor, die am Ruder saßen, diese Waare gleichsam zu verarbeiten, um sie zu verkaufen, und Geld daraus zu lösen. Man fieng also unter Ludwig XII. an, als seine Kammern wegen der langen Kriege in Italien erschöpft waren, die Rentämter feil auszubieten. Gleichwohl hatte dieser gute König, so bald er nur die üblen Folgen davon eingesehen hatte, den Schluß gefaßt, denenjenigen, die ihr Amt gekauft hatten, ihr Geld wider zurück zu geben, woran er aber durch seinen Tod verhindert wurde. Franz I. der ihm nachfolgte, und von dem er vorher gesagt hatte, daß er alles verderben würde, verkaufte auch die Aemter bey den Gerichten, und erfand vielmals neue Aemter, um Geld daraus zu lösen.

In den folgenden Zeiten ordnete Heinrich II. sein Sohn, die Landgerichte an, und Carl IX. und Heinrich III. häuften Uebel mit Uebel, Schaden mit Schaden, und errichteten eine große Menge anderer Aemter von allen Arten, um genug solche Waaren zu verkaufen zu haben, und giengen so weit, daß sie die Aemter, sie mochten

nun

nun durch den Tod, oder durch Verbrechen ledig 1608.
werden, verkauften.

Bis dahin war das Uebel sehr groß, doch nicht unheilbar. Man hätte nur einen Theil von diesen Aemtern, wenn sie ledig geworden wären, abschaffen, und sie mit fähigen und verdienten Männern besetzen dürfen, und würde auf diese Weise in zwanzig Jahren diesen Schwarm von Bedienten auf eine geringe Zahl von rechtschaffenen Männern vermindert haben.

Allein man stellte die Sache unserm Heinrich nicht auf dieser, sondern auf einer andern Seite vor. Man gab ihm zu verstehen, da er aus ledigen Aemtern nichts zöge, als welche er beständig wider vergeben müßte; so würde er wohl thun, wenn er ein Mittel ausfände, dadurch seine Rentkammer von einem Theile der Besoldungen zu befreyen, welche er an seine Bedienten bezahlte. Dieses Mittel wäre, wenn er den Bedienten ihre Aemter um ein gewisses Geld, das sie alle Jahre bezahlten, für ihre Erben zustünde, ohne doch jemanden dazu zu zwingen, damit es eine Gnade und keine Plackerey seyn möchte. Dieses nun wurde das jährliche Recht, oder nach einen gewissen Paulet, der sie in Vorschlag brachte, und zuerst pachtete, die Paulette genannt. Die Bedienten alle ergriffen diese Gelegenheit, bezahlten dieses Recht, und brachten die Aemter auf ihre Kinder.

Es ist nicht nöthig, die Uebel und schlimmen Folgen anzuführen, welche durch eine so schädliche Erfindung ist verursacht worden, und noch alle Tage verursacht werden. So gar die allerdümmsten wissen sie genug, und sehen wohl ein, daß es ein Uebel ist, dem man ietzo schwerlich helfen kann.

Mein Vorhaben ist nicht, diese Geschichte mit allen Gebräuchen und Lustbarkeiten anzufüllen, die man bey der Geburt und Taufe aller Kinder unsers Heinrichs, und bey verschiedenen Vermählungen der Prinzen und Großen am Hofe, und unter andern des Prinzen von Conde, und des Herzogs von Vendome, die im Monate Julius 1609. für sich giengen, angestellt hat.

1609. Der Prinz von Conde heirathete die Charlotta Margaretha von Montmorency, eine Tochter des Connetabels, welche außerordentlich schön war, und ungemein wohl aussahe, daß auch der König selbst, als er sie einmals betrachtete, von ihr viel lebhafter gerührt wurde, als er jemals von einer andern war gerührt worden. Eben dieses war Ursache, daß der Prinz von Conde bald darauf den Hof verließ, sie mit sich nach Flandern nahm, und von dar nach Mayland flüchtete, und der König das äußerste Mißvergnügen bey sich empfand, als er sahe, daß sich der erste Prinz von seinem Geblüte seinen Feinden in die Arme warf.

Der Herzog von Vendome vermählte sich mit der Mademoiselle von Mercöur, deren Verlobung

der

der König 1597. gestiftet hatte, wie wir schon er- 1609.
zählt haben. Und gleichwohl widersetzte sich ihre Mutter, die sehr hochmüthig und ruhmredig war, der Vollziehung dieses Ehebündnisses, so sehr, daß es niemals würde zu Stande gekommen seyn, wenn sich der König nicht drein gemengt hätte. Dieses war nicht eine von den geringsten Beschwerlichkeiten, die unser Heinrich in seinem Leben hatte, einen solchen eigensinnigen und halsstarrigen Kopf zu beugen. Er brauchte aber beständig keine andern Mittel, als Liebe, Sanftmuth und Gründe, und führte sich bey dieser Sache nur wie ein Vater, der für seinen Sohn freyet, und nicht wie ein König auf, der Gehorsam verlangt.

Ich übergehe auch seine ordentlichen Belustigungen, als Jagen, Bauen, Spielen, Lustbarkeiten und Spatziergehen, und will nur anführen, daß er bey Lustbarkeiten und Turnieren ein so guter Kammerad, und so geschickt seyn wollte, als ein anderer, daß er bey aller seiner Mäßigkeit bey einem Glase Wein lustig war, sein frölliches Wesen und seine sinnreichen Reden den angenehmsten Theil bey der Tafel ausmachten, er in Kampfspielen, Ringelrennen und in allen Galanterien nicht weniger Fertigkeit und Stärke bewies, als die jüngsten Herren, und er so gar das Tanzen liebte, und einigemale tanzte, ob er gleich, die Wahrheit zu sagen, mit mehr Freudigkeit, als Annehmlichkeit tanzte. Einige sagten dagegen, ein so großer Prinz erniedrigte sich durch dergleichen

1609. chen Dinge, und ein grauer Bart fände ein Vergnügen, noch einen Jüngling vorzustellen. Man kann zu seiner Entschuldigung sagen, daß seine großen Gemüthsarbeiten solcher Ergötzungen nöthig gehabt haben. Allein ich weis nicht, was man denenjenigen antworten soll, die ihn tadeln, daß er das Spiel mit Karten und Würfeln, das einem großen Könige gar nicht wohl läßt, zu sehr geliebt hat. Er war über dieses kein guter Spieler, sondern gewinnsüchtig, bey großen Spielen furchtsam, und beym Verluste verdrüßlich, und hier muß man, wie ich glaube, zugestehen, daß dieses bey ihm ein Fehler, und er so wenig, als die Sonne, von Flecken rein gewesen ist.

Es wäre zur Ehre seines Andenkens zu wünschen, daß er nur diesen Fehler an sich gehabt hätte. Allein diese anhaltende Schwachheit, die er gegen schöne Frauen blicken ließ, war bey einem christlichen Prinzen, bey einem Herrn von seinem Alter, der verheirathet war, dem Gott so viel Gnade erwiesen, und der so große Unternehmungen im Kopfe hatte, ein weit tadelswürdigerer Fehler. Manchesmal hatte er vorbeygehende Regungen, die ihn nur eine Nacht fesselten; wenn er aber Schönheiten antraf, die ihn innigst rührten, so liebte er bis zur Narrheit, daß er in dergleichen Entzückungen nichts weniger, als der große Heinrich zu seyn schien.

Nach der Fabel hat Herkules den Spinnrocken genommen, und aus Liebe zu der schönen

Om-

Omphale gesponnen; Heinrich hat seinen Buh- 1609.
lerinnen zu gefallen viel niederträchtigere Dinge gethan. Es verkleidete sich einsmals wie ein Bauer, und trug einen Bund Stroh auf der Achsel, um mit der schönen Gabrielle sprechen zu können, und man sagt, daß ihn die Marquisinn von Verneuil mehr, als einmal, zu ihren Füssen ihre Verweise und Schimpfreden hat anhören sehen.

Man würde von seinen verschiedenen Liebshändeln mit der Gräfinn von Guiche, da er noch König von Navarra war, mit der Jacobine von Bueil, die er zur Gräfinn von Moret machte, und mit der Charlotte des Essards, ohne vieler andern Frauen von allen Ständen zu gedenken, die sich eine Ehre daraus machten, einige Reizungen für einen so großen König zu haben, zwanzig Romanen machen können.

Die große Hochachtung und Liebe, welche die Franzosen gegen ihn hegten, verhinderte, daß man sich an seinen ärgerlichen Ausschweifungen nicht so sehr ärgerte. Die Königinn aber, seine Gemahlinn, empfand den äußersten Verdruß darüber, welcher unter ihnen beständig Stichelreden verursachte, und sie zur Verachtung und Verbitterung verleitete. Der König, welcher daran Schuld war, ertrug ihr mürrisches Wesen geduldig genug, und brauchte seine größten Vertrauten, und manchesmal seinen Beichtvater, um sie wider in Ordnung zu bringen, also, daß man

1609. sie beständig mit einander versöhnen mußte, indem solche Zänkereyen so ordentlich waren, daß der Hof, welcher im Anfange darüber erstaunte, endlich darauf gar nicht mehr achtete.

Die eheliche Pflicht verband ohne Zweifel den König, die seiner rechtmäßigen Gemahlinn schuldige Treue nicht zu brechen, und vornehmlich vor ihren Augen keine Buhlerinnen zu halten. Allein wie er auf dieser Seite ein rechtschaffener Gatte seyn sollte; so hätte er auch auf der andern sein Ansehen behaupten, und seine Gemahlinn anhalten sollen, ihm mit mehr Unterthänigkeit zu gehorchen, und ihn nicht, wie sie alltäglich that, durch Klagen, Vorwürfe und Drohungen verdrüßlich zu machen.

Der Verdruß und das Mißvergnügen, wegen solcher häuslichen Zänkereyen, verhinderte ihn gewißlich, das große Vorhaben auszuführen, welches er für die Wohlfarth und immerwährende Ruhe der Christenheit, und wegen der Zerstörung der ottomannischen Macht bey sich beschlossen hatte.

Viele haben davon auf verschiedene Weise geredet, und ich will dasjenige anführen, was ich in den Nachrichten des Herzogs von Sully davon finde, als welcher wohl etwas davon wissen mußte, da ihn der König eines so großen Vertrauens würdigte. Ich will ihm daher hierinnen folgen.

Der

Der König, sagt Sully, welcher die Anschläge, die er nach dem Frieden von Vervins bey sich gefaßt hatte, in Gang zu bringen wünschte, glaubte, er müßte erstlich in seinem Reiche eine dauerhafte Ruhe herstellen, die Gemüther mit sich, und unter einander aussöhnen, und alle Ursachen zur Verbitterung aus dem Wege räumen. Ferner hielt er für nothwendig, sich fähige und getreue Leute zu erwählen, welche Sorge trügen, sein Vermögen, und seinen Staat zu verbessern, und sich in allen Dingen so wohl zu unterrichten, daß er sich bey ihnen Raths erholen, gute Anschläge von bösen, mögliche Unternehmungen von unmöglichen unterscheiden, und solche annehmen könnte, die seinen Einkünften gemäs wären. „Denn „der Aufwand, welcher die Einkünfte übersteigt, „zieht die Flüche der Völker nach sich, auf welche gemeiniglich die Flüche Gottes zu folgen „pflegen.„ 1609.

Er gestund daher den Hugonotten ein Edict zu, um zwischen beyden Religionen den Frieden zu befördern, gab darauf einen gemessenen und unveränderlichen Befehl, seine und des Reichs Schulden zu bezahlen, die wegen der unruhigen Zeiten, Verschwendung seinen Vorfahren, und dadurch, daß er währender Ligve Menschen und Städte hatte kaufen müßen, waren gemacht worden. Sully legte ihm 1607. einen Aufsatz vor, aus welchem er sahe, daß er 87. Millionen bezahlt hatte, welches den Ruhm und Glauben Frank-

1609. reichs bey den Auswärtigen, bey denen er sehr übel berüchtigt war, wider herstellte.

Hierauf arbeitete er ohne Unterlaß, alle christliche Potentaten in sein großes Vorhaben zu ziehen, indem er sich erbot, ihnen alle Früchte von den Unternehmungen wider die Ungläubigen zu lassen, und nichts für sich zu behalten. Denn er wollte, wie er sagte, keine andern Staaten, als Frankreich haben.

Er nahm sich auch vor, alle Gelegenheiten zu suchen, das Feuer der Zwietracht auszulöschen, und die Streitigkeiten zwischen den christlichen Prinzen beyzulegen, so bald er sie nur entstehen sähe, und verlangte davon keinen andern Vortheil, als den Ruhm eines edelmüthigen, uneigennützigen, weisen und billigen Prinzen.

Der Anfang dazu war, daß er sich die Prinzen und Staaten, die gegen Frankreich am besten gesinnt, und seinen Absichten am wenigsten zuwider zu seyn schienen, als die vereinigten Niederlande, Venetianer, Schweizer und Graubündter zu Freunden und Bundsgenossen machte. Er gieng hierauf weiter, so bald er sich nur mit diesen Staaten in genaue Bündnisse eingelassen hatte, und suchte die drey nordischen Reiche, als England, Dännemark und Schweden, zu gewinnen, ihre Streitigkeiten zu schlichten und beyzulegen, und sie so gar mit dem Pabste auszusöhnen, oder es zum wenigsten dahin zu bringen, daß sie Haß und Feindschaft fahren lassen, und

nach

nach einer gewissen Vorschrift mit einander leben 1609.
möchten, welches für den Pabst in so weit vortheilhaft gewesen wäre, wenn sie ihn in Ansehung des Weltlichen für den ersten Prinzen in der Christenheit erkannt, und ihm deswegen alle Hochachtung erwiesen hätten. Ueber dieses bemühete er sich eben dergleichen zwischen den Churfürsten, Ständen und Städten des Reichs zu thun, indem er, wie er sagte, ins besondere verbunden war, für ein Reich zu sorgen, das von seinen Vorfahren war gestiftet worden. Hierauf ließ er die Stände in Böhmen, Ungarn, Siebenbürgen, und Polen erforschen, um zu wissen, ob sie an seinem Vorhaben Theil nehmen würden, auf einmal alle Gelegenheiten zur Unruhe und Uneinigkeit in der Christenheit aus dem Wege zu räumen. Endlich ließ er sich auch mit dem Pabste in Unterhandlungen ein, welcher das Unternehmen billigte und lobte, und auf seiner Seite alles mögliche beyzutragen wünschte. Dieses nun waren die Anstalten zu seinem wichtigen Vorhaben, wovon ich nunmehr einen kurzen Entwurf machen will.

Er wünschte die ganze Christenheit so genau zu vereinigen, daß sie nur einen Körper ausmachen, und zusammen der christliche Staat genannt werden sollte. Zu dem Ende hatte er beschlossen, sie in funfzehn Staaten einzutheilen, die einander, so viel es seyn könnte, an Macht und Gewalt gleich seyn, und deren Gränzen

mit

1609. mit allgemeiner Uebereinstimmung aller funfzehn Staaten so genau bestimmt werden sollten, daß keiner darüber gehen könnte. Diese funfzehn Herrschaften, oder Staaten nun waren der päbstliche Staat, das deutsche Reich, Frankreich, Spanien, Großbritannien, Ungarn, Böhmen, Polen, Dännemark, Schweden, Savoyen, oder das lombardische Reich, der Staat von Venedig, der Staat von Italien, oder die kleinen Herrschaften und Städte Italiens, die Niederlande, und die Schweiz.

Von diesen Staaten sollten fünfe, nämlich Frankreich, Spanien, Großbritannien, Schweden und die Lombardey Erbreiche, sechse, als der päbstliche Staat, das deutsche Reich, Ungarn, Böhmen, Polen und Dännemark Wahlreiche, und die vier übrigen freye Staaten seyn, zween demokratische, als die Niederlande und die Schweiz, und zween aristokratische, als Venedig, und der Staat der kleinen Fürsten und Städte in Italien.

Der Pabst sollte außer den Ländern, die er besitzt, das Königreich Neapolis, und so wohl über den Staat von Italien, als Sicilien die Lehnsherrlichkeit bekommen.

Der Staat von Venedig sollte auch Sicilien vom heiligen Vater zu Lehn bekommen, und statt der andern Lehnsdienste weiter nichts thun, als ihm alle zwanzig Jahre die Füsse zu küssen, und ein güldnes Crucifix zu überreichen.

Der

Der Staat von Italien sollte aus den Staaten 1609.
von Florenz, Genua, Lucca, Mantua, Parma, Modena, Monaco und andern kleinen Prinzen und Herren bestehen, bey dem heiligen Stuhle die Lehn nehmen, und ihm nur bey jeder Lehnsreichung ein güldnes Crucifix von 10000. Gulden zum Lehngelde überreichen.

Der Herzog von Savoyen sollte außer den Landen, die er besaß, Mayland bekommen, und der Pabst alles dieses zu einem Königreiche, unter dem Namen des lombardischen Reichs, erheben, doch mit der Bedingung, daß das Cremonesische für Montferat davon weggenommen würde, als welches letztere zum lombardischen Reiche geschlagen werden sollte.

Mit der Schweiz würde man die Grafschaft Burgund, Elsas, Tyrol und Trident und was dazu gehört, vereinigt, und sie alle fünf und zwanzig Jahre dem deutschen Reiche nur die Lehnspflicht geleistet haben.

Man würde ferner die siebzehn niederländischen Provinzen, so wohl die catholischen, als die protestantischen, zu einem freyen und unumschränkten Staate, welcher dem Reiche eine gleiche Lehnspflicht leisten sollte, gemacht, und diesen Staat mit Jülich, Cleve, Berg, Mark, Ravenstein und andern kleinen benachbarten Herrschaften vergrößert haben.

Zu Ungarn würde man Siebenbürgen, die Moldau und Wallachey geschlagen haben.

Fer-

1609. Ferner sollte sich der Kaiser anheischig machen, weder sich, noch die Seinigen durch Einziehung, Anmaßung erbloser Güter, und durch die Rückfälle der Mannslehne zu vergrößern, sondern die erledigten Lehne, nach Meynung und Uebereinstimmung der Churfürsten und Stände des Reichs, Personen außer seiner Blutsverwandtschaft zu geben. Man würde sich über dieses verglichen haben, daß die kaiserliche Würde niemals, die Umstände möchten seyn, wie sie wollten, hinter einander zween Prinzen aus einem Hause überlassen würde, damit sie nicht beständig bey einem Hause bleiben möchte, wie sie seit langen bey dem Hause Oesterreich geblieben war.

Die Reiche Ungarn und Böhmen sollten auf gleiche Weise Wahlreiche seyn, und ihre Könige durch sieben Stämme erwählt werden, als 1) von dem Adel, der Geistlichkeit und den Ständen in denselben Ländern, 2) vom Pabste, 3) Kaiser, 4) Könige von Frankreich, 5) Könige von Spanien, 6) Könige von England, 7) den Königen von Schweden, Dännemark und Polen, welche dreye zusammen nur eine Stimme haben sollten.

Um die Streitigkeiten, die etwa unter den Bundsgenossen entstehen möchten, zu schlichten, und in Güte beyzulegen, würde man eine Gerichtsordnung und einen allgemeinen Rath von sechzig Personen angeordnet, nämlich aus jedem Stande viere genommen, ihm eine gewisse Stadt mitten in Europa, als Metz, Nancy, oder Cöln, oder

eine

eine andere zu seinem Sitze angewiesen, und noch drey andere Räthe, jeden von zwanzig Personen, an dreyen unterschiedenen Orten bestellt haben, welche alle dreye mit dem allgemeinen Rathe in einer Verbindung gestanden hätten. 1609.

Ferner würde man, nach dem Gutachten dieses allgemeinen Raths, damit man sich auf den Rath des christlichen Staats hätte berufen können, zwischen den Fürsten und Unterthanen eine gewisse Ordnung und Einrichtung gemacht haben, um auf der einen Seite der Undrückung und Tyranney der Fürsten, wie auf der andern den Beschwerden und Empörungen der Unterthanen zu steuren. Ueber dieses würde man etwas gewisses von Geld und Mannschaft, wozu jeder Staat nach der vom Rathe gemachten Eintheilung seinen Antheil beygetragen hätte, verabredet und ausgemacht haben, um den mit den Ungläubigen gränzenden Staaten wider ihre Angriffe, nämlich Ungarn und Polen wider die Türken, und Schweden und Polen wider die Moscoviter und Tartern beyzustehen.

Wenn nun alle diese funfzehn Staaten mit ihren Rechten, Regierungsarten und Gränzen wohl eingerichtet worden wären, welches er in wenigern, als drey Jahren zu Stande zu bringen hofte; so würden sie zusammen einmüthiglich drey Oberfeldherren, zween zu Lande, und einen zu Wasser erwählt, und diese alle zu gleicher Zeit auf das ottomannische Haus einen Angriff

1609. griff gethan haben, wozu jeder Staat etwas gewisses von Mannschaft, Schiffen, Geschütze und Geld nach der geschehenen Schätzung beygetragen hätte. Alles zusammen, was sie beytragen sollten, belief sich auf 250000. Mann zu Fuß, 50000. Mann zu Pferde, 217. Canonen mit den dazu gehörigen Wagen, Pferden, Feuerwerkern, Kriegsbedürfnissen und Lebensmitteln, und 117. große Schiffe und Galeren, ohne die Schiffe von mittler Größe, Bränder und Lastschiffe zu rechnen.

Dieses Vorhaben war allen christlichen Prinzen und Staaten vortheilhaft, und nur das einzige Haus Oesterreich würde davon Schaden gehabt haben, und einiger Länder beraubt worden seyn, um damit den andern zu statten zu kommen. Man hatte aber den Entwurf gemacht, die Einwilligung dieses Hauses entweder in der Güte, oder mit Gewalt auszuwirken. Erstlich muß man voraus setzen, daß von Seiten Italiens der Pabst, die Venetianer und der Herzog von Savoyen von dem Vorhaben des Königs wohl unterrichtet waren, und sie ihm dabey mit allen ihren Kräften beystehen sollten, von denen der Herzog von Savoyen besonders große Lust dazu bezeigte, als dessen Prinz, Victor Amadäus, die älteste königliche Prinzeßinn zur Gemahlinn bekam. Von Seiten Deutschlands wußten vier Churfürsten, Pfalz, Brandenburg, Cöln und Maynz auch davon, die ihm beyfallen soll-

sollten, und der Herzog von Bayern hatte ihr 1609.
und des Königs Wort, daß sie ihn zum Kayser erwählen wollten. Ferner hatten sich schon viele Reichsstädte an ihn gewandt, und ihn gebeten, sie seines Schutzes zu würdigen, und sie bey ihren Freyheiten zu behaupten, die ihnen von dem österreichischen Hause waren genommen worden.

In Ansehung Böhmens und Ungarns hatte er sich mit den Herren und dem Adel in heimliche Verständnisse eingelassen, zumal da die Unterthanen daselbst unter einem schweren Joche seufzeten, und bereit waren, es abzuschütteln, und sich dem ersten dem besten in die Arme zu werfen.

Endlich trug sich, als ihm alle Zubereitungen glücklich von statten gegangen waren, die Begebenheit mit Cleve zu, die ich gleich erzählen will, und die ihm eine schöne Gelegenheit gab, zu der Vollstreckung seiner Anschläge einen Anfang zu machen. Diese Vollstreckung nun sollte auf folgende Weise geschehen.

Er wollte mit einem Heere von 40000. Mann, das er auf die Beine gebracht hatte, aufbrechen, zu gleicher Zeit an alle Potentaten der Christenheit Abgesandte schicken, um ihnen von seinen gerechten und heiligen Absichten Nachricht geben zu lassen, und sich, unter dem Vorwande nach Cleve zu gehen, aller Zugänge der Maas bemächtigen, und auf einmal auf Charlemont,

1609. Mastricht und Namur, die wenig befestigt waren, losgehen. Zu gleicher Zeit würden alle Städte in den Niederlanden, Freyheit, Freyheit, geschrien, und die Herren sich in eben diesem Vorsatze zum Streite fertig gemacht, und den niederländischen Löwen bey den Lilien aufgestecket haben. Die Holländer würden mit ihren vielen Schiffen alle Küsten besetzet haben, um den spanischen Niederlanden den Handel zur See zu versperren, so wie man ihnen den zu Lande von der Seite Frankreichs versperrt hätte. Man wollte dieses zu dem Ende thun, damit die Völker das spanische Joch so gleich abschütteln, und sich an den König und seine Bundsgenossen wenden möchten, den König in Spanien zu bitten, ihnen die Freyheit zu schenken, und den Frieden zu gönnen, den sie nicht hoffen könnten, so lange sie unter seiner Herrschaft stünden.

Es ist sehr wahrscheinlich, ganz Flandern würde sich bey Annäherung eines so mächtigen Heers, bey den heimlichen Verständnissen der vornehmsten Herren, bey der Erschütterung der Städte, und bey der Liebe, welche diese Völker beständig für die Freyheit gehabt haben, empört haben, vornehmlich, wenn es die bewundernswürdige Ordnung und genaue Kriegszucht seiner Soldaten, welche als Freunde alles würden bezahlt, und bey Lebensstrafe niemanden Leid gethan haben, gesehen und erfahren hätte, daß

es

es ihm nur um die Ruhe und Wohlfahrt der Völker zu thun war, und er von allen Eroberungen nichts für sich behielt, als den Ruhm und das Vergnügen, diesen Provinzen die Freyheit zu verschaffen, ohne sich davon ein einziges Schloß, oder Dorf zuzueignen. 1609.

So bald er nur Flandern zu einem freyen Staate würde gemacht, und die Streitigkeit wegen der cleviſchen Erbfolge beygelegt haben; ſo ſollten ihn alle Prinzen, die an dieſer Sache Antheil hatten, nämlich die oben genannten Churfürſten, und die Abgeordneten von vielen großen Städten kommen, ihm Dank abzuſtatten, und hernach ihn zu bitten, daß er ſein Anſehen und Bitten mit dem ihrigen vereinigen, und den Kaiſer dahin zu vermögen ſuchen möchte, die Stände und Städte des Reichs bey ihren alten Rechten und Freyheiten, und vornehmlich bey der freyen Wahl eines römiſchen Königs zu laſſen, und dabey keine Ränke, Gewaltthätigkeiten, Verheißungen und Drohungen zu brauchen. Es ſollte zu dem Ende ſo gleich beſchloſſen werden, einen römiſchen König aus einem andern, als dem öſterreichiſchen Hauſe, nämlich den Herzog von Bayern, über den man ſich mit einander verglichen hätte, zu erwählen. Der Pabſt würde ihnen bey dieſem Suchen beygetreten ſeyn, und ſie würden es ſo inſtändigſt gethan haben, daß ihnen der Kaiſer,

1609. wenn er nicht bewafnet gewesen wäre, ihre Bitte schwerlich hätte abschlagen können.

Eine gleiche Bitte würden die Völker in Böhmen, Ungarn, Oesterreich, Steiermark und Kärnthen an den König und seine Bundsgenossen gethan haben, vornehmlich in Ansehung des Rechts, das sie hatten, sich selbst ihren Fürsten zu erwählen, und bey sich eine Regierungsart einzuführen, die sie nach dem Gutachten ihrer Freunde und Bundsgenossen für die besten hielten. Der König würde sich herab gelassen, und alle Arten von Höflichkeit, Bitten und Ehrerbietigkeit gebraucht haben, um zu zeigen, daß er sich nicht so sehr seiner Macht, als der Billigkeit und Vernunft zu gebrauchen wüßte.

Hierauf sollte der Herzog von Savoyen den König von Spanien auf eben die Weise mit aller Höflichkeit und im Namen seiner Kinder bitten, daß es ihm gefallen möchte, diesen Kindern wegen ihrer Mutter eine eben so ansehnliche und reiche Mitgift zu geben, als ihre Muhme Isabella bekommen hätte, und der König, bey einer abschläglichen Bitte, dem Lesdiguieres verstatten, ihm mit 15000. Mann zu Fuß, und mit 2000. Mann zu Pferde, und monatlich mit 100000. Thalern beyzustehen, um Mayland, oder die Lombardey zu erobern, wobey ihm der größte Theil der Prinzen in Italien würde behülflich gewesen seyn.

Wenn

Wenn nun dieses geschehen wäre, so sollte er 1609.
mit seinen Bundsgenossen den Pabst und die Venetianer bitten, zwischen ihm und dem Könige von Spanien Schiedsrichter zu werden, um auf eine freundschaftliche Art den Streitigkeiten ein Ende zu machen, die unter ihnen wegen Sicilien, Neapolis, Navarra und Roußillon eben ausbrechen wollten. Und alsdenn sollte sich unser Heinrich, um zu zeigen, daß er sich nicht zu vergrößern gedächte, und keine andere Ruhmbegierde hätte, als die Ruhe der Christenheit zu befestigen, bereit erweisen, Navarra und Roußillon an Spanien zu überlassen, und dieses sollte dagegen Neapolis und Sicilien, nicht ihm, denn er wollte keinen andern Staat haben, als Frankreich, sondern dem Pabst und den Venetianern abtreten, denen unser König sein Recht auf diese Länder überlassen hätte.

Endlich würde er durch einen apostolischen Gesandten, und durch die Vorstellungen aller seiner Bundsgenossen dem Könige von Spanien, und dem Prinzen seines Hauses sein Vorgeben zu erkennen gegeben, und ihn bey dem Blute Jesu Christi beschworen haben, solches, als ein heiliges, gottseliges, liebreiches, rühmliches und der ganzen Christenheit nützliches Vorhaben für genehm zu halten. Man würde ihm über dieses die Vortheile, die er selbst daraus ziehen könnte, vorgestellt, und ihm zu Gemüthe geführt haben, daß er dadurch reicher, weniger be-

1609. unruhigt, und glücklicher, so wie Spanien, welches fast ganz wüste war, in zwanzig Jahren wider bevölkert, und der blühendste Staat in Europa werden würde. Ich glaube wohl, daß es würde sehr schwer gewesen seyn, dem Könige von Spanien dieses zu bereden. Denn eine unordentliche und übel verstandene Ruhmbegierde greift eher nach Schattenbildern, als festen Körpern, und besitzet lieber weite und wüste, als mittelmäßige, wohl angebaute und wohl bevölkerte Länder. Vielleicht aber würden ihn, wenn er sich in der Güte dazu nicht bequemt hätte, die Waffen überzeugt haben.

Im übrigen hatte der König beschlossen, auf alle Ansprüche Verzicht zu thun; nichts von allem zu behalten, daß er erobern würde; nichts zu unternehmen, wozu er nicht die Einwilligung seiner Bundsgenossen erhalten, und sich ihren Beytrag dazu versprochen hätte; nicht an vielen von einander entfernten Oertern auf einmal anzufangen, sondern einen Feldzug neben dem andern vorzunehmen, und beständig mehr den Fortgang der vorigen abzuwarten, als sich in neue einzulassen; sich bey der Eintheilung der Quartiere, Lebensmittel, Beute und Eroberungen weder ruhmbegierig, noch geizig, noch stolz aufzuführen; den schwachen und nothleidenden Staaten beyzustehen; den Hauptleuten und Soldaten, die sich durch herrliche Thaten hervor gethan hätten, von Zeiten zu Zeiten Geschenke

und

und Ehrenzeichen zu schicken; sich niemals in 1609.
die besondern Streitigkeiten, die etwan unter seinen Freunden und Bundsgenossen entstehen könnten, zu mengen, sondern sich beständig gleich, billig und als einen gemeinen Freund zu bezeigen, den Soldaten auf eine geziemende Weise zu begegnen, und sie nach ihren Verdiensten entweder zu loben, oder zu tadeln, über die Kriegszucht genau zu halten, und allen Unordnungen, Verwüstungen, Schändungen der Weibsbilder, und dem Sengen und Brennen vorzubeugen, damit man ihn überall, als einen Befreyer der Völker, und als einen solchen annehmen möchte, welcher Friede und Freyheit, nicht aber Verderben und Verwüstungen mit sich brächte. Er nahm seine Maasregeln, machte Anstalten, und brauchte seine Werkzeuge, um mit aller möglichen Sorgfalt binnen acht, oder neun Jahren diesen Endzweck zu erreichen, erwarb sich von allen Seiten Freunde und Bundsgenossen, unterhielt an allen Orten Unterhändler, hatte die Cardinäle durch große Gnadengelder gewonnen, alle tapfere Hauptleute in Deutschland und in der Schweiz in seine Dienste gezogen, und auch die besten Schriftsteller, die es damals in der ganzen Christenheit gab, auf seine Seite gebracht, weil er die Völker mehr überreden, als zwingen, und sie von seinen Absichten so wohl unterrichten wollte, damit sie seine Waffen für eine ihnen heilsame Hülfe ansehen möchten.

1609. Dieſes nun war der Entwurf ſeines Vorhabens, welches in der That ſo groß war, daß man ſagen kann, es wäre von einem mehr, als menſchlichen Verſtande erdacht worden. So groß es aber auch war; ſo war es doch nicht über ſeine Kräfte, „nach denen Fürſten ihre Un„ternehmungen einrichten müſſen, widrigenfalls „ſtürzen ſie ihren Staat ins Unglück, eben wie „ein Menſch, der mehr Rechtshändel anfan„gen, und mehr kaufen will, als ſein Beutel „leidet, am Ende gezwungen wird, ſeine Güter „zu verkaufen, und ſich in Schulden und ver„drüßliche Umſtände ſetzet.„

Außer ſeinen Heeren, die ſehr zahlreich, und wegen ihrer Tapferkeit noch mehr, als zehnmal ſo zahlreich waren, weil er lauter ausgeſuchte Soldaten, und unter ihnen 4000. Edelleute hatte, die vor den Augen ihres Königs zu allen fähig waren, ſollten der Prinz von Oranien mit 15000. Mann zu Fuß, und mit 2000. Mann zu Pferde ins Feld rücken, der Prinz von Anhalt in Deutſchland mit 10000. Mann zum Vorſcheine kommen, die Churfürſten, und der Herzog von Bayern, die noch zweymal ſo viel Volk in Sold genommen hatten, an verſchiedenen Sammelplätzen beym erſten Trompetenſchalle ſich einfinden, und ſich die Venetianer nebſt dem Herzoge von Savoyen, jeder Theil mit einem anſehnlichen Heere, beym erſten Zeichen, das er ihnen geben würde, erklären. Was die Schweizer betrift,

trift, so sollte er, außer dem auserlesenen Heere 1609.
von 6000. Mann, welches ihm zu Hülfe kam, noch so viel Mannschaft bekommen, als er nur haben wollte. In Ansehung seiner Renten hatte er, außer daß alle seine Truppen auf drey Monate voraus bezahlt, seine Festungen mit allem versehen, seine Vorrathshäuser an der Gränze angefüllt, und seine Hauptleute von ihm mit schönen Geschenken beehrt worden waren, vierzehn Millionen Livres in der Bastille, sieben Millionen bey seinem Rentmeister, welche der Ueberschuß vom vorigen Jahre waren, noch zwo Millionen anderswo, ferner das laufende Einkommen von mehr, als sieben und zwanzig Millionen, und endlich versprach ihm Sully, sein Oberrentmeister, in drey Jahren vierzig Millionen von zufälligen Einkünften, daß er also vier Jahre hätte Krieg führen können, ohne seine Unterthanen mit neuen Abgaben zu drücken. Allein er wollte den Krieg so eifrig führen, daß er das Ende davon in kurzer Zeit sehen könnte. „Denn „er hielt es für eine Grundregel, daß ein weiser „Fürst, wenn er dazu genöthigt wird, den „Krieg eifrig und kurze Zeit führen, und gleich „anfänglich die Welt durch furchtbare Zurüstungen erschrecken müsse, weil auf diese Weise der „große Aufwand die Sparsamkeit nach sich zieht, „und die Eroberungen, welche durch die Furcht „vor den Waffen geschehen, weiter gehen, als „die, welche durch die Waffen selbst geschehen.„

Kaisers Carls V. und Enkel des Herzogs Jo- 1609.
hannes, war den 25. März 1609. ohne Kinder gestorben, und seine Erbschaft setzte alle benachbarte Staaten in Unruhe. Er hatte vier Schwestern, deren die erste an den Markgrafen von Brandenburg, die andere an den Pfalzgrafen von Neuburg, die dritte an den Herzog von Zweybrücken, und die vierte an den Markgrafen von Burgau verheiratet war. Die Kinder, die aus diesen Ehen abstammten, machten auf seine Erbschaft Ansprüche, und die nächsten schlossen die weiten, wie die Söhne die Töchter aus. Der Churfürst von Sachsen, welcher von der ältesten Prinzeßinn des Herzogs Johannes, des Großvaters vom Herzoge Wilhelm, abstammte, sagte, die Erbschaft gehörte ihm vor allen andern, und zwar deswegen, weil in dem Ehevertrage dieser Prinzeßinn wäre ausgemacht worden, daß die Erbschaft ihm und seinen Nachkommen heimfallen sollte, wenn das männliche Geschlechte in dem Hause Jülich aussterben würde, und dieses wäre nun geschehen, und folglich ihm die Erbschaft eröfnet worden. Auf das Herzogthum Cleve machte auch der Herzog von Nevers Anspruch, als welcher vorgab, daß er allein den Namen und das Wappen von Cleve führe. Der Graf von Maulevrier verlangte aus eben dem Grunde die Grafschaft Mark, weil er der älteste aus diesem Hause war, und machte eben deswegen auf das Herzogthum Bouillon, und

auf

1609. auf die Herrschaft Sedan Ansprüche, welche damals der Vicomte von Turenne, der Marschall von Bouillon besaß. Der Kaiser hingegen gab vor, alle Ansprüche dieser Mitwerber wären ungegründet, weil diese Länder, als Mannslehne, auf keine Töchter fallen könnten, und nun in Ermanglung männlicher Erben dem Reiche heimgefallen wären, und es stünde folglich bey ihm, damit zu beleihen, wen er wollte. Er gab auch vermöge dieses Rechts dem Leopold von Oesterreich, dem Bischoffe von Strasburg, heimlich die Beleihung darüber, und schickte ihn mit einem Heere ab, um sich dieser Länder, unter dem Vorwande, die Regierung unterdessen zu verwalten, zu bemächtigen, und ließ darauf den Parteyen andeuten, vor kaiserlicher Majestät zu erscheinen, und Red und Antwort zu geben.

Die Forderungen des Herzogs von Nevers, und des Grafen von Maulevrier wurden nicht sehr eifrig getrieben, weil man ihnen zu verstehen gab, daß die Lehne, welche sie verlangten, mit einander vereinigt wären, und nicht zergliedert werden könnten. Die Rechte des Markgrafen von Brandenburg, und des Pfalzgrafen von Neuburg waren die scheinbarsten, und es kam gleich anfänglich zwischen ihnen zu einem sehr großen Streite. Der Landgraf von Hessen, ihr gemeiner Freund, schlug sich ins Mittel, sie in Güte aus einander zu setzen, und errichtete zwischen ihnen einen Vergleich, ihren Streit freund-

freundschaftlich zu schlichten, ihre Macht nur wider unrechtmäßige Besitznehmer zu gebrauchen, und die Regierung, der Rechte des Kaisers unbeschadet, gemeinschaftlich zu führen. Allein Leopold von Oesterreich kam unterdessen mit Truppen an, und eroberte Jülich. 1609.

Die beyden Fürsten, die entschlossen waren, ihn wider zu verjagen, suchten daher von allen Seiten Hülfe, und baten vornehmlich unsern Heinrich um seinen Beystand, und schickten den Fürsten von Anhalt mit einigen Briefen des Churfürsten von der Pfalz, und des Herzogs von Würtenberg an ihn ab, und ließen ihn versichern, daß ihre Waffen gerecht, mächtig und mit Gottes Gnade siegreich seyn würden. Vermuthlich hat der Fürst von Anhalt mit ihm von andern Dingen mehr geredet, die sein großes Vorhaben betroffen haben. Der König empfieng ihn sehr gnädig, und hörte sein Anbringen mit einer unvergleichlichen Freude an, und antwortete ihm in den höflichsten Ausdrücken, er würde seinen redlichen Bundsgenossen, so bald er sich nur mit einem Gefolge, daß ein König von Frankreich bey sich haben müßte, zu Pferde setzen könnte, in eigener Person zu Hülfe kommen, und unterdessen einige Truppen anrücken lassen, welches er auch 1609. zu Ende des Jahres that. Im übrigen aber bat er ihn, den vereinigten Fürsten zu verstehen zu geben, daß sie ihm groß Unrecht thun würden, wenn sie sich einbildeten,

1609. als wenn er ihnen, zum Nachtheile der catholischen Religion in diesen Ländern, beystehen würde. Denn er verlangte, es sollte vor allen Dingen die Ausübung derselben in eben dem Stande bleiben, in welchem sie bey dem Tode des Herzogs Wilhelms gewesen war, als welcher sich zur catholischen Religion bekannt hatte, da sich hingegen Brandenburg und Neuburg zur protestantischen bekannten.

Der Kaiser schickte auch einen seiner größten Vertrauten, als Gesandten, an ihn ab, ihn bitten zu lassen, der Rebellion und Ungerechtigkeit dieser Fürsten nicht beyzutreten, sondern zu bedenken, daß er ihnen nicht beystehen könnte, ohne der catholischen Religion Gewalt zu thun. Unser Heinrich aber gab zur Antwort, er, als der allerchristlichste König, wüßte die Religion wohl zu behaupten und auszubreiten; es wäre aber nicht auf sie, sondern darauf abgesehen, wie er seinen Freunden zu Hülfe kommen möchte, die er nicht im Stiche lassen würde, so lange er lebte.

Er ließ darauf den ganzen Winter durch zu diesem Feldzuge, unter welchem ein weit größerer verborgen war, Anstalten machen, und hatte, um nach seinem Entschlusse den Fortgang selbst zu verfolgen, bey sich überlegt, ehe er sich aus seinem Reiche begäbe, die Regierung in eine so gute Ordnung zu setzen, daß gar keine Unruhe entstehen könnte, und zu diesem Ende für das

beste

beste gehalten, der Königinn die Regierung zu 1609.
überlassen. Allein er wußte, daß sie sich durch den Conchini, den er gar nicht liebte, regieren ließ, und wollte deswegen, daß sie funfzehn Personen, als einen Rath, auf der Seite haben sollte, nämlich die Cardinäle von Joyeuse und Perron, die Herzoge von Mayenne, von Montmorenci und von Montbazon, die Marschälle von Brissac, Fervaqves, Chasteau-neuf, welcher Siegelverwahrer der Regierung seyn sollte, (denn der König wollte seinen Canzler bey sich haben) den Achilles von Harlay, den ersten Präsidenten im Parlemente, den Nicolai, den ersten Präsidenten im Oberrechnungsrathe, den Grafen von Chasteau-vieux, und den Herrn von Liancourt, zween kluge Edelleute, den Pontcarre, Rath im Parlemente, den Gesvres, den Staatssecretair, und den Maupeou, den Rentrechnungsabnehmer.

Weiter wollte er in jeder von den zwölf Provinzen Frankreichs einen kleinen Rath von fünf Personen, nämlich eine von der Geistlichkeit, eine von dem Adel, eine von den Gerichten, eine von den Renten, und eine aus den Städten bestellen, welche zwölf kleinen Räthe unter dem großen gestanden hätten, von dem die Schlüsse nach den meisten Stimmen, deren die Königinn nur eine einzige gehabt hätte, wären gefaßt worden. Ferner würde eben dieser große Rath keinen Schluß anders, als nach der vom Könige

auf-

1609. aufgesetzten allgemeinen Vorschrift haben fassen können, oder dem Könige davon Nachricht geben müssen, wenn es eine Sache betroffen hätte, die in der Vorschrift nicht deutlich genug wäre vorgeschrieben gewesen. Auf diese Weise behielt er auch abwesend das Ruder in Händen, und band der Königinn die Hände fest, aus Furcht, sie möchte sich eines gar zu großen Ansehens anmaßen, und sich verleiten lassen, ihre Gewalt zu mißbrauchen.

Es setzten aber, als er alle seine Gedanken, auf diese Dinge wandte, einige Personen, unter andern Conchini und seine Frau der Königinn in Kopf, sie müßte sich vor der Abreise des Königs krönen lassen, um sich dadurch in den Augen der Völker noch ansehnlicher und herrlicher zu machen, und ihrer Regierung noch mehr Ansehen zu geben. Dem Könige gefiel dieses aus eben den Ursachen nicht, aus denen die Königinn es verlangte, wozu noch kam, daß diese Krönung nicht ohne große Kosten, und ohne Zeitverlust geschehen konnte, weil sie ihn in Paris zurück hielt, und seine Unternehmungen verzögerte. Denn er brannte vor Ungedult, Paris zu verlassen, und ich weis nicht, was ihn für ein geheimer Trieb zog, sich daraus je eher je lieber zu entfernen. Eben deswegen war er über diese Krönung mißvergnügt, die er aber, als ein Zeichen seiner Liebe, der Königinn, welche sie sehnlichst wünschte, nicht abschlagen konnte.

Sully

Sully erzählt, er hätte ihn öfters sagen hören: 1609.
Mein Freund, diese Krönung prophezeyt mir ein Unglück; sie werden mich tödten. Ich werde niemals aus Paris kommen, sondern hier sterben, weil meine Feinde kein ander Mittel für sich haben, als meinen Tod. Man hat mir gesagt, ich sollte bey dem ersten prächtigen Feste, das ich anstellen würde, getödtet werden, und in einer Kutsche sterben, und eben dieses macht, daß mich öfters, wenn ich darinnen sitze, ein Schauer überfällt, und ich wider meinen Willen laut schreye.

Man rieth ihm deswegen, um diesen üblen 1610.
Weissagungen zu entgehen, gleich den Morgen darauf abzureisen, und die Krönung nicht abzuwarten, welche ohne ihn geschehen könnte. Allein die Königinn fand sich darüber sehr beleidigt, und deswegen blieb er aus Höflichkeit und Liebe gegen sie da, um sie zufrieden zu stellen. Diese Krönung gieng zu St. Denis den 13. May vor sich und die Königinn sollte den 16. eben dieses Monats ihren Einzug in Paris halten, wo man prächtige Anstalten machte, um dieses Fest zu verherrlichen.

Die königlichen Truppen hatten sich unterdessen schon an ihren Sammelplatz, an die Gränze von Champagne begeben; der Adel hatte schon von allen Orten sein Kriegsgeräth dahin geschickt; der Herzog von Rohan gieng schon ab, die 6000

1610. Schweizer zu übernehmen; es waren schon 50. Canonen aus dem Zeughause abgeführt worden, und der König hatte schon an den Erzherzog, und an die Infantinn geschickt, um bey ihnen anfragen zu lassen, ob sie wollten, daß er als Freund, oder als Feind durch ihr Land ziehen sollte. Jede Stunde, die er aufgehalten wurde, schien ihm ein Jahr zu seyn, gleichsam als wenn er sich sein Unglück selbst geweissagt hätte. Himmel und Erde hatten auch durch mehr, als zu viel Zeichen das, was ihm begegnete, vorbedeutet. Eine sehr große und gänzliche Verfinsterung der Sonne, welche sich 1608. zutrug, ein erschrecklicher Comet, der sich im vorhergehenden Jahre sehen ließ, viele Erdbeben, viele Mißgeburten an vielen Oertern Frankreichs, die Blutregen, die in einigen Gegenden fielen, die große Pest, welche 1606. Paris plagte, die Erscheinungen von Gespenstern und viele andere Wunderzeichen erhielten die Menschen in der Furcht vor einer erschrecklichen Begebenheit.

Seine Feinde blieben damals in einer tiefen Stille, wovon vielleicht nicht einzig und allein ihre Bestürzung und Furcht vor dem Fortgange seiner Waffen, sondern die Vermuthung Ursache war, die sie hatten, einen großen Streich gelingen zu sehen, der ihre ganze Hofnung war. Es konnte nicht anders seyn, es mußten sich viele wider diesen löblichen König verschworen haben, weil man ihm von zwanzig Orten her

Nach-

Nachricht davon gab, weil man in Spanien und Mayland das Gerücht von seinem Tode durch eine gedruckte Nachricht ausstreuen ließ, weil acht Tage vorher ein Courier mit der Nachricht von seinem Tode durch Lüttich gieng, und sagte, daß er den deutschen Fürsten die Nachricht von seiner Ermordung überbrächte, weil man in Montargis auf dem Altare einen kleinen Zettel fand, worauf stund, daß er bald durch einen verwegenen Streich sterben würde, weil sich endlich in ganz Frankreich das Gerücht ausbreitete, daß er dieses Jahr nicht überleben, und in seinem 57. Jahre eines traurigen Todes sterben würde. Er selbst glaubte, ob er gleich sonst gar nicht leichtgläubig war, manchesmal solchen Vorbedeutungen, und schien gleichsam zum Tode verdammt zu seyn, so traurig und niedergeschlagen fand man ihn, ihn, der von Natur weder furchtsam noch melancholisch war. 1610.

Es hielt sich damals seit zweyen Jahren in Paris ein gewisser böser Bube auf, mit Namen Franz Ravaillac, welcher aus der Landschaft Angoumois gebürtig, von niedrigen Stande, ein Rothkopf, Träumer, schwermüthig, und ein Mönch gewesen war, hernach aber, ehe er ein Ordensbruder geworden war, die Mönchskutte wider ausgezogen und Schule gehalten, und endlich einen Agenten abgegeben, und sich nach Paris gewandt hatte. Man weis nicht, ob man ihn, in der Absicht, diesen Streich auszu-

1610. führen, dahin gebracht, oder ob er sich in einem andern Vorsatze dahin begeben, und sich zu dieser verfluchten Unternehmung von solchen Leuten hat verführen lassen, denen es bekannt gewesen ist, daß er noch in seinem Herzen einen Sauerteig von der Ligve, und die falsche Einbildung gehabt hat, als wenn der König die catholische Religion in Deutschland ausrotten wollte, und die ihn zu solchem Streiche für geschickt gehalten haben.

Wenn man fragt, welches die bösen Geister und Furien gewesen sind, die ihm so verdammliche Gedanken eingegeben, und ihn angetrieben haben, sein boshaftes Vorhaben ins Werk zu setzen; so antwortet die Geschichte, daß sie nichts davon weis, und es bey einer so wichtigen Begebenheit nicht erlaubt ist, Verdacht und Vermuthungen für sichere Wahrheiten auszugeben. Die Richter selbst, die ihn ausfragten, getraueten sich nicht, den Mund zu öfnen, und redeten davon niemals anders, als mit den Achseln.

Er führte aber seinen unglücklichen Vorsatz auf folgende Weise aus: Den Tag nach der Krönung, nämlich den 14. May, fuhr der König abends um 4 Uhr aus dem Louvre ins Zeughaus, den Sully zu besuchen, welcher damals krank war, und zugleich die Anstalten anzusehen, die man auf der Brücke Notre-Dame, und auf dem Rathhause zur Einholung der Königinn machte. Er saß mitten in seiner Kutsche, hatte den

Her-

Herzog von Espernon zur Seite, und den Her- 1610.
zog von Montbazon, den Marschall von La-
vardin, den Roquelaure, la Force, Mirebeau,
und Liancour, den ersten Stallmeister, vor und
neben sich sitzen. Der Kutscher fuhr aus der
Straße St. Honorius in die Straße Ferronnerie,
und traf zur rechten Hand einen mit Wein, und
zur linken, einen mit Heu beladenen Wagen an,
welche in einander fuhren, und den Kutscher nö-
thigten, stille zu halten, weil diese Straße we-
gen der Buden, die man an die Mauer von des
St. Innocentius Gottesacker angebauet hat,
sehr enge ist. Schon Heinrich II. hatte anbe-
fohlen, diese Buden wegzureißen, und die
Straße freyer zu machen, welches aber noch
nicht geschehen war. Ach! daß die Helfte von
Paris nicht viel eher ist niedergerissen worden,
als daß man das allergrößte Unglück, das je-
mals gesehen worden, und von unzählich andern
Unglücksfällen Ursache gewesen ist, hat ansehen
müssen! Die königlichen Bedienten waren durch
das Beinhaus des St. Innocentius gegangen,
um durch den Lärmen zu kommen, und es war
niemand um die Kutsche herum, als sich der Bö-
sewicht, der dem Könige seit langer Zeit recht
halsstarrig nachfolgte, um seinen Streich aus-
zuführen, zwischen die Buden und Kutschen
hineinschlich, den einen Fuß in eine Speiche des
Rads, und den andern auf einen Eckstein setzte,
und ihm mit einer rasenden Verwegenheit, mit

1610. einem Messer zwischen der ersten und andern Ribbe oben über dem Herzen einen Stich gab, wobey der König laut schrie: Ich bin verwundet. Der Böswicht aber gab ihm, ohne darüber zu erschrecken, noch einen Stich ins Herz, von welchem der König alsobald starb, ohne mehr als einen lauten Seufzer von sich hören zu lassen. Ja der Mörder war so sicher, daß er den dritten Stich that, welcher dem Herzoge von Montbazon in Ermel fuhr, und bemühete sich nicht, zu entfliehen, oder sein Messer zu verstecken, sondern behielt es in der Hand, um es zu zeigen, und sich einer so schönen That zu rühmen.

Er wurde in eben dem Augenblicke ergriffen, von den Verordneten des Parlements verschiedenemale ausgefragt, von allen versammleten Kammern verurtheilt, und vermöge des Urthels an der Gerichtsstätte von vier Pferden zerrissen, und vorher an der Brust, den Händen und Schenkeln mit glüenden Zangen gekneipt, ohne daß er bey so außerordentlichen Martern die geringste Bewegung von Furcht und Schmerzen gegeben hätte. Dieses bestärkte den Verdacht sehr, den man hatte, daß ihn einige Ausgeschickte unter der Larve der Frömmigkeit abgerichtet, und durch falsche Versicherungen bezaubert hätten, daß er, als ein Märterer, sterben würde, wenn er denjenigen umbrächte, den sie ihm, als einen geschwornen Feind der Kirche, beschrieben hatten.

Der

Der Herzog von Espernon ließ, so bald er 1610.
sahe, daß der König ohne Leben und Rede war, umlenken, und den Körper ins Louvre bringen, wo er in Gegenwart von 26 Aerzten und Wundärzten eröfnet wurde, von welchen alle Theile so gesund befunden wurden, daß er nach dem Laufe der Natur noch dreyßig Jahre hätte leben können.

Seine Eingeweide wurden in eben der Stunde nach St. Denis gebracht, und ohne einiges Gepräng begraben, und die Jesuiten brachten das Herz, worum sie baten, in ihre Kirche nach Fleche, wo ihnen dieser große König sein Haus geschenkt hatte, die schöne Schule daselbst zu bauen, die man noch heutiges Tags daselbst antrift. Man setzte darauf den einbalsamirten Körper in einem bleyernen Sarge, und auf einer mit goldnen Brocat behangenen Bahre in das königliche Zimmer unter einen Thronhimmel, an dessen beyden Seiten zween Altäre aufgerichtet wurden, auf welchen man 18. Tage hintereinander Messe hielt, und brachte ihn endlich nach St. Denis, wo man ihn acht Tage hernach, als man Heinrich III. seinen Vorgänger, begraben hatte, mit den gewöhnlichen Gebräuchen begrub. Denn man muß wissen, daß Heinrich III. bis dahin in der Kirche St. Cornille in Compiegne geblieben ist, und ihn der Herzog von Espernon, und Bellegarde, der Großstallmeister, seine Lieblinge, erst damals nach St. Denis gebracht, und ihm das Leichenbegängniß gehalten haben,

1610. indem es der Wohlstand mit sich gebracht hat, daß er vor seinem Nachfolger begraben würde. Man verbarg den Tod dem Volke denselben ganzen und fast folgenden Tag, binnen welcher Zeit es die Königinn bey den Großen und dem Parlemente dahin zu bringen suchte, daß man ihr die Regierung überlassen möchte. Sie erhielt sie auch ohne große Schwierigkeit, da sie den jungen König, ihren Prinzen, ins Parlement mit brachte, und der Prinz von Conde, und der Graf von Soissons abwesend, und die einzigen waren, die sich hätten dawider setzen können. Der erstere war in Mayland, wie wir erzählt haben, und der andere hatte sich wenige Tage vor der Krönung der Königinn ganz mißvergnügt nach Blandy begeben.

Sobald das Gerücht von dieser traurigen Begebenheit in ganz Paris bekannt wurde, und man erfuhr, daß der König, den man anfänglich nur für verwundet hielt, todt wäre; so brach die Vermischung von Hofnung und Furcht, in welcher sich diese große Stadt befunden hatte, auf einmal in ein lautes Geschrey und in entsetzliche Seufzer aus. Einige blieben ganz unbeweglich, und fielen vor Schmerzen in Ohnmacht; viele umarmten ihre Freunde, ohne weiter etwas zu sagen, als diese Worte: **Ach! Was für ein Unglück!** Einige schlossen sich in ihren Häusern ein, andere warfen sich auf die Erde nieder. Man sahe viele Weiber mit zerrauften Haaren

hin

hin und her laufen, welche heulten und weh- 1610.
klagten, und die Väter sagten zu ihren Kindern: **Wie wirds euch gehen, meine Kinder, ihr habt euren Vater verlohren!**

Diejenigen, die sich mehr vor dem Zukünftigen fürchteten, und sich der vergangenen erschrecklichen Kriegsdrangsalen erinnerten, bejammerten Frankreichs Unglück und sagten, dieses traurige Messer, welches dem Könige das Herz durchbohrt hätte, schnitte allen Franzosen die Kehle ab. Nach den Erzählungen sollen sehr viele darüber so empfindlich gerührt worden seyn, daß einige auf der Stelle, andere wenige Tage darauf gestorben sind. Im übrigen schien man nicht über den Tod eines einzigen, sondern der Hälfte aller Menschen zu trauren, und man hätte sagen können, daß ein jeder seine ganze Familie, sein ganzes Vermögen, und alle seine Hofnung durch den Tod dieses großen Königs verlohren hätte.

Er starb, als er sieben und funfzig Jahre und fünf Monate alt war, und acht und dreyßig Jahre in Navarra, und ein und zwanzig Jahre in Frankreich regiert hatte.

Er hatte sich, wie wir erzählt haben, zweymal, das erstemal mit der Margaretha von Frankreich, von welcher er keine Kinder hatte, und das andremal mit der Maria von Medicis vermählt. Margaretha war eine Tochter des Königs Heinrichs II. und eine Schwester der Könige Franz II. Carls IX. und Heinrichs III.

1610. von der er durch die Prälaten, welche der heilige Vater dazu verordnet hatte, geschieden wurde; Maria von Medicis hingegen war eine Tochter des Franciscus, und eine Nichte Ferdinands, Herzoge von Florenz, mit welcher er drey Prinzen und drey Prinzeßinnen zeugte.

Die Prinzen kamen alle in Fontainebleau zur Welt. Der erste, mit Namen Ludwig, ward 1601. den 27. September um eilf Uhr abends gebohren, kam nach ihm zur Regierung, und erhielt den Zunamen des Gerechten. Der andere erblickte den 16. April 1607. die Welt, und bekam den Titel eines Herzogs von Orleans, nicht aber den Namen, weil er 1611. starb, ehe er noch war getauft worden. Der dritte kam 1608. den 25. April, auf die Welt, welcher die Namen Johann Baptista Gaston, und erstlich den Titel eines Herzogs von Anjou, und hernach, als der andere Prinz starb, den Titel eines Herzogs von Orleans erhielt, und ihn bis an seinen Tod führte.

Die älteste von den Prinzeßinnen wurde den 22. November 1602. gebohren, und war also das andere von seinen Kindern. Sie bekam den Namen Elisabeth, oder Isabelle, ward an den Philippus IV. den König in Spanien, vermählt, und ist vor einigen Jahren gestorben. Sie war eine großmüthige Prinzeßinn, und übertraf ihr Geschlecht an Verstand und Lebhaftigkeit. Die Spanier sagten deswegen, daß sie

eine

eine Tochter Heinrichs, des Großen, wäre. 1610.
Die andere kam in Louvre in Paris 1606. den 10. Februar zur Welt, und erhielt den Namen Christina. Sie vermählte sich mit dem Victor Amadäus, dem Prinzen von Piemont, welcher darauf Herzog von Savoyen ward, einem Prinzen, der alle andere in der Welt an Fähigkeit und Tugend übertraf. Die dritte erblickte eben daselbst 1609. den 25. November, als am Feste der heiligen Catharina, das Licht der Welt, und ward Henrietta Maria genannt. Dieses ist die heutige Königinn von England, die Wittbe des unglücklichen Königs Carls Stuarts, dem seine Unterthanen Reich und Leben auf eine grausame Art genommen haben. Allein der Himmel, der Beschützer gekrönter Häupter, hat ihren Sohn, den König Carl II. auf eine glorreiche Weise in sein Reich wider eingesetzet.

Außer diesen rechtmäßigen Kindern hatte er noch acht natürliche mit vier verschiedenen Maitressen gezeugt, ohne diejenigen zu rechnen, die er nicht dafür erkannt hat.

Mit der Gabrielle von Estrees Marquisinn von Monceaux und Herzoginn von Beaufort in Champagne, zeugte den Cäsar, den Herzog von Vendome, welcher noch lebt, und 1594. im Monate Julius gebohren ward, den Alexander, den Großprior von Frankreich, der als ein Staatsgefangener gestorben ist, und die Henriette,

1610. rietté, die Gemahlinn Carls von Lothringen, Herzogs von Elbeuf.

Mit der Henriette Balsac von Entragues, welche er zur Marquisinn von Verneuil machte, zeugte er den Heinrich, Bischoff von Metz, welcher noch lebt, und die Gabrielle, die sich an Bernhard von Nogaret den Herzog von Valette, und heutigen Herzog von Espernon verheirathete, und ihm zwey Kinder, als den neulich gestorbenen Herzog von Candale, und eine Tochter, die ietzo eine Carmeliterinn ist, gebahr, und hernach starb.

Mit der Jacobine von Bueil, der er die Grafschaft Moret gab, zeugte er den Anton, Grafen von Moret, welcher in den Diensten des Herrn Herzogs von Orleans, in der Schlacht bey Castelnaudary, wo der Herzog von Montmorency gefangen geworden ist, sein Leben eingebüßt hat. Dieses war ein junger Prinz, dessen Verstand und Herzhaftigkeit viel versprachen. Der Marquis von Vardes heirathete hernach diese Jacobine von Bueil.

Mit der Charlotte des Essards, welcher er die Landschaft Romorantin gab, zeugte er zwo Töchter, Johanna, welche in Fontevreaut Aebtißinn ist, und Maria Henriette, welche es in Chelles gewesen ist. Er liebte alle seine Kinder, rechtmäßige und natürliche, mit gleicher Liebe, aber mit verschiedener Achtung, und wollte nicht, daß sie ihn mit dem Namen Herr, als welcher die Kinder ihren Vätern fremd macht, und ein

Zei-

Zeichen der Knechtschaft und Unterwürfigkeit ist, 1610.
sondern Vater nennen sollten, welches ein Namen der Zärtlichkeit und Liebe ist. Gott selbst ließ sich in dem alten Testamente einen Herrn, einen starken Gott, einen Gott der Heerschaaren nennen, und sich andere Namen beylegen, die seine Größe und Herrschaft anzeigten; in dem christlichen Gesetze hingegen, welches ein Gesetz der Gnade und Liebe ist, hat er uns geboten, ihn als Kinder mit den süßen Worten: **Vater unser, der du bist im Himmel, anzurufen.**

Nunmehr ist nichts mehr übrig, als daß wir das vornehmste aus dem Leben dieses großen Königs kürzlich widerhohlen, und hernach seinem Ruhme mit Frankreichs Namen ein ewiges Denkmal setzen. Denn Frankreich kann die unsterblichen Verbindlichkeiten, welche es desselben heldenmüthigen Tugend schuldig ist, nicht genug erkennen.

Er ließ die ersten Bewegungen seines Lebens im Lager und unter dem Geräusche der Trompeten merken; seine Mutter brachte ihn mit einer bewundernswürdigen Herzhaftigkeit zur Welt; sein Großvater flößte ihm in dem Augenblicke, als er das Tageslicht sahe, Muth und Herzhaftigkeit ein, und er wurde von der zartesten Kindheit an in der Arbeit erzogen.

Die erste Erkänntniß, die ihm das Alter gab, war, daß er den Tod seines bey der Belagerung von Rouen gebliebenen Vaters bedaurete, und einsahe, daß er von allen Seiten mit lauter Gefahr

1610. fahr umringt, vom Hofe verwiesen seine Freunde in Ungnade gefallen, und seine Diener allen Verfolgungen ausgesetzet waren, und ihm seine Feinde den Untergang geschworen hatten.

Seine Mutter eine sehr edelmüthige und geschickte Königinn, brachte ihm eben so gute Neigungen zur Sittenlehre und Staatskunst, als böse zur Religion bey, daß er mehr aus Zwange, als aus freyer Wahl ein Hugonotte ward. Er betheuerte daher auch beständig, er wäre nicht eingenommen, sondern vielmehr bereit, sich eines bessern belehren zu lassen, und dem richtigern Wege, dem man ihnen zeigen würde, redlich zu folgen; mit Bitte, ihn bis dahin zu dulten, und nicht zu verfolgen.

Er war in seinem funfzehnten Jahre das Haupt der Hugonotten, und gab so kluge Anschläge, daß die größten Kriegsleute Ursache hatten, sie zu bewundern, und es zu bereuen, daß sie ihnen nicht gefolgt waren. Er brachte seine erste Jugend, einen Theil bey den Kriegsheeren, und einen auf seinen Gütern in Gascogne zu, wo er bis in sein neunzehntes Jahr blieb. Damals nun wurde er durch eine eben so unrechtmäßige, als traurige Heirath an den Hof gelockt, bey welcher das Hochzeitgeschenck, so zu reden, der unvermuthete Tod seiner Mutter, das Freudenfest das allgemeine Ermorden seiner Freunde, und der erste Morgen nach seiner Hochzeit seine Gefangenschaft war, welche nach der Willkühr

seiner

seiner grausamsten Feinde, und an einem Hofe, 1601.
welches einer der allerbösesten und verderbtesten von der Welt war, beynahe vier Jahre lang daurete. Sein Muth entkräftete sich unterdessen nicht in dieser Sklaverey, und seine Seele konnte sich bey so vielen Verführungen nicht verderben. Allein die Reizungen des Frauenzimmers, dessen sich die Königinn Catharina bediente, um ihn am Hofe zu behalten, flößte ihm diese Schwachheit und Neigung ein, die ihm die ganze Zeit seines Lebens angeklebt hat, den Begierden, welche die Schönheit in ihm rege machte, nichts zu versagen.

Um sich aus der Sklaverey des Hofs zu befreyen, warf er sich endlich in die Verwirrung seines alten Anhangs, und der hugonottischen Religion zurück. Er empfand allen Kummer und Verdruß, den die Häupter eines bürgerlichen Kriegs zu erfahren pflegen, indem ihn die Würde eines Anführers von den Beschwerlichkeiten und Gefährlichkeiten eines gemeinen Soldaten nicht befreyete. Dreymal nöthigte er den Hof, seinen Anhängern den Frieden, und einige Edicte zuzugestehen, und dreymal handelte man dawider, und er sahe zu verschiedenen Zeiten sieben bis acht königliche Heere wider sich gerüstet.

Seine Tapferkeit, die sich schon bey vielen Gelegenheiten gezeigt hatte, that sich in der Schlacht bey Coutras ganz besonders hervor, welches der erste wichtige Streich war, den er

der

1610. der Ligve auf den Kopf gab. Kurze Zeit darauf ließ die Ligve die Stände in Blois zusammenkommen, um das ganze Reich wider ihn in Waffen zu bringen, und ihn von der Krone Frankreichs auszuschließen, wo die Gvisen selbst, welche man für die Urheber dieses Trauerspiels hielt, den erschrecklichen Ausgang machten, der alles mit Feuer, Blut und Verwirrung anfüllte. Der Herzog von Mayenne wafnete sich, um den Tod seiner Brüder zu rächen; und der König, der fast von jedermann verlassen, und gleichsam in Tours eingeschlossen war, ward gezwungen, ihn zu Hülfe zu rufen. Unser Held übersteigt alle Furcht und Zweifel, die man ihm machen will, sich auf die Seite seines Oberherrn zu schlagen.

Sie rücken mit einander vor Paris, und belagern es. Heinrich III. aber wird, eben als sie hinein dringen wollen, von einem Mönche ermordet. Unser Heinrich, den das Erbrecht auf den Thron ruft, findet den Weg dahin mit tausend fürchterlichen Schwierigkeiten versperrt, die Ligve an der Spitze, die Bedienten des verstorbenen Königs gegen sich übel gesinnt, und die Großen eigennützig. Wider ihn verbindet sich die Religion, von außen der Pabst, die Spanier, der Savoyer, der Lothringer; von innen auf der einen Seite das Volk, und die großen Städte, wie auf der andern die Hugonotten, die ihn mit ihren beständigen Zweifeln

und

und Einwürfen plagen. Er kann keinen Schritt 1610.
thun, ohne Hinderniſſe zu finden; ſo viel Tage, ſo viel Gefechte. Seine Unterthanen bemühen ſich, ihn, als einen öffentlichen Feind, über den Haufen zu werfen, und er giebt ſich alle mögliche Mühe, ſie, als ein gütiger Vater, wider zu gewinnen. In ſeinem Cabinette, in ſeinem Rathe giebt es nichts, als Verdrüßlichkeiten und Verbitterungen, die von einer unzählichen Menge von Mißvergnügten verurſacht werden, Untreue und ſchädliche Anſchläge wider ſeine Perſon und ſeinen Staat, die er von einem Augenblicke zum andern entdeckt. Jeder Tag verdoppelt den Streit, verdoppelt den Sieg, jenen wider ſeine Feinde, dieſen wider ſeine Freunde, wobey er ſich der Klugheit und Liſt bedient, wenn ihm die Edelmüthigkeit nicht helfen kann. Bey Arques läßt er ſehen, daß er nicht kann überwunden werden, und bey Yvry, daß er zu ſiegen weis. Alles weicht ſeinen Waffen, wo er ſich nur ſehen läßt; die Liga verliehrt alle Tage Plätze und Provinzen; ſie wird in der Ferne von ſeinen Feldheeren, und in dem Herzen des Reichs von ihm ſelbſt geſchlagen. Er würde Paris mit Sturm erobert haben, wenn er ſich hätte entſchlüßen können, wider ſolches die äußerſte Schärfe zu gebrauchen, und gewinnt es durch Schonen, da er nicht die Mauern, ſondern die Herzen erobert.

Der Herzog von Parma hemmte den Fortgang ſeiner Waffen ein wenig, ohne den Lauf derſelben

1610. ändern zu können. Die Tugend und das Glück, oder vielmehr die göttliche Vorsehung, hatten sich mit einander verbunden, ihn mit Ruhm und Ehren zu krönen. Gott stund ihm in allen Unternehmungen augenscheinlich bey, und bewahrte ihn wider unzählige Verrätherenen und abscheuliche Anschläge, die man von einer Zeit zur andern wider sein Leben faßte. Er warf endlich das Vorhaben des Bürgerstandes über den Haufen, und kam den Entschließungen der Stände von der Ligve zuvor, da er sich in der catholischen Religion unterrichten ließ, und in den Schoos der heiligen Kirche zurück kehrte.

Die ganze Anhang der Ligve zerstreuete sich, so bald nur der Vorwand der Religion seinen Feinden fehlgeschlagen war; Paris und alle große Städte erkannten ihn; der Herzog von Mayenne sahe sich, ob wohl etwas spät, gezwungen, unterthänig zu werden, und seine Pflicht wider zu beobachten, und alle Häupter der Ligve errichteten für sich besondere Vergleiche. Dieses war ein kluger Staatsstreich, daß sie der König also getheilt hatte, weil ihr Anhang würde in seiner Verbindung geblieben, und nicht gänzlich über den Haufen geworfen, sondern nur beruhigt worden seyn, wenn sie zusammen einen gemeinschaftlichen Vergleich getroffen hätten.

Als er sich nunmehr fest gesetzet, und sich mit dem Pabste, wie seine Unterthanen mit sich wider ausgesöhnt hatte; so verleitete ihn der böse

Rath

Rath der Hugonotten, die ihn in beständiger Ver- 1610.
wirrung zu sehen wünschten, daß er den Spaniern den Krieg ankündigte. Und eben damals wäre es ihm beynahe noch schlimmer gegangen, als jemals. Die Spanier nahmen ihm, nach einem erfochtenen Siege, Dourlens weg, eroberten Calais und Ardres fast beym ersten Angriffe, und überrumpelten Amiens. Die Ueberbleisel der Ligue, die sich unter der Asche verborgen hielten, entzündeten sich wider; das Mißvergnügen der Grossen entdeckte sich; von allen Orten geschahen Zusammenverschwörungen; seine Diener waren bestürzt, und seine Feinde wurden wider kühn und verwegen. Allein seine Herzhaftigkeit, die in dem Glücke einzuschlafen schien, erwachte wider bey diesen Widerwärtigkeiten. Er machte den Seinigen durch sein Beyspiel einen Muth, nahm Amiens wider ein, und zwang den Spanier, in Vervins einen Frieden zu schlüßen.

Der Herzog von Savoyen, welcher die Zurückgabe des Markgrafthums Saluzzo listiglich von sich abzuwenden, und die Parteyen im Reiche zu einen Aufstande zu bewegen suchte, welches den König verhindert hätte, von ihm Red und Antwort zu fordern, erkannte, daß er mit einem Könige zu thun hatte, welcher so wohl seine Ränke zu entwickeln, als seine Truppen zu schlagen wüßte. Er ward daher in seinen Felsen, wo er sich, nach seinem Sagen, vor nichts, als vor den Donner zu fürchten hatte, bezwungen, und mußte auf eine

1610. schimpfliche Weise dasjenige zurückgeben, dessen er sich mit Unrecht angemaßt hatte.

Zu eben der Zeit dachte der König wegen seiner eigenen, und des Reichs Sicherheit und Ruhe darauf, wie er aus einer rechtmäßigen Ehe Kinder zeugen möchte. Der Himmel gab ihm sechse, und mit ihnen eine stille Ruhe von zehn Jahren, die durch die Zusammenverschwörung Birons, und durch die heimlichen Anschläge des Marschalls von Bouillon, und durch einige Bewegungen des Volks wider die Pancarte nur ein wenig gestört wurde.

Währender Ruhe arbeitete er hauptsächlich an zween Sachen. Die eine war sein großes Vorhaben, das wir erzählt haben, und um dessen willen er sich auf allen Seiten Freunde und Bundsgenossen machte, sein Rentwesen aufs genaueste untersuchte, seine Schulden eben so redlich bezahlte, als ein Kaufmann thun würde, Geld sammlete, und alle Streitigkeiten schlichtete, welche unter den Fürsten herrschten, mit denen er sich verbinden wollte. Die andere war, den Schaden und das Unglück, welches der Krieg seit vierzig Jahren in Frankreich angerichtet hatte, wider gut zu machen, die Zwietracht zu verbannen, welche die Gemüther verbitterte und theilte, den Unordnungen abzuhelfen, welche die Gestalt des Staats schändeten, diesem seinen vorigen Flor und Ueberfluß wider zu verschaffen, und ihn reich zu machen, damit seine Unterthanen un-

unter dem Schirme seines Schutzes und seiner Gerechtigkeit glücklich leben möchten. 1610.

Unterdessen war er für seine Person von Unruhen, Kummer und Verdrüßlichkeiten nicht frey. Seine Maitressen machten ihm mitten in seinem Vergnügen tausend Noth; er fand so gar in seinem Hochzeitbette, und in dem mürrischen Sinne seiner Gemahlinn Dornen, und Conchini verursachte ihm vielen Verdruß, wie etwa eine schwärmende und stechende Mücke einen Löwen sehr zu beunruhigen und aufzubringen pflegt.

Er verlohr, als er eben bereit war, sich zu Pferde zu setzen, seinen Bundsgenossen zu Hülfe zu kommen, und sein großes Vorhaben auszuführen, sein Leben durch den abscheulichsten Mord, der jemals ist begangen worden, und derjenige, den so viele Lanzen, Flinten und Canonen, so viele Schwadronen und Schaaren in den Laufgräben, und auf dem Schlachtfelde nicht hatten beschädigen können, wurde von einem niederträchtigen und verrätherischen Buben mitten in seiner Hauptstadt, in seiner Kutsche, und an einem Tage der öffentlichen Freude mit einem Messer erstochen. Unglücklicher Stich, welcher der ganzen Freude Frankreichs ein Ende machte, und eine Wunde eröfnete, die bis diese Stunde geblutet hat!

Heinrich war von mittelmäßiger Länge, behend und geschwind, zur Arbeit und zu Beschwerlichkeiten abgehärtet. Er hatte einen wohlgebil-

1610. deten Körper, ein gutes und starkes Temperament, und eine vollkommene Gesundheit, außer daß er seit seinem funfzigsten Jahre einige leichte Anfälle vom Podagra gehabt hatte, die bald vorüber giengen, und keine Schwächlichkeit zurück ließen. Er hatte eine breite Stirne, Augen voll Feuer und Zuversicht, eine Habichtsnase, ein rothes Angesicht, einen sanftmüthigen und majestätischen Blick, dabey aber eine kriegerische und martialische Mine, und braunes und ziemlich dickes Haar. Er trug den Bart breit, und die Haare kurz, fieng schon in seinem fünf und dreyßigsten Jahre an, grau zu werden, und sagte zu denenjenigen, die sich darüber verwunderten, der Wind seiner Widerwärtigkeiten hätte ihn immer angeweht.

„Man wird in der That, wenn man sein Leben von seiner Geburt an genau betrachtet, „wenig Prinzen finden, die so viel ausgestanden „haben, als er, und es würde schwer zu sagen „seyn, ob er mehr Unglück, oder mehr Glück erfahren hat. Er hatte einen König, aber einen „seines Reichs beraubten König zum Vater, eine „edelmüthige und sehr herzhafte Mutter, die aber „eine Hugonottinn und Feindinn des Hofs war. „Er gewann die Schlacht bey Coutras, und verlohr hingegen bald darauf den Prinzen von „Conde, seinen Vetter und seinen rechten Arm. „Die Ligve weckte seine Tugend auf, und zog ihn „hervor, warf ihn aber auch beynahe über den

„Hau-

„Haufen. Diese war Ursache, daß ihn der Kö- 1610.
„nig um Hülfe bat, und er sich an den Thoren
„von Paris befand, als wenn ihn Gott selbst bey
„der Hand dahin geführt hätte. Allein Paris
„wafnete sich wider ihn, und seine ganze Hof-
„nung verschwand beynahe bey der Zerstreuung
„des Heers, von welchem diese Stadt belagert
„wurde. Es war ohne Zweifel ein seltnes Glück,
„daß ihm die Krone Frankreichs heimfiel, da es
„bey keinem erblichen Staate jemals eine entfern-
„tere Erbfolge gegeben hat, als diese. Denn er
„war mit dem Heinrich III. nur im zehnten bis
„eilften Grade verwandt, und hatte, als er geboh-
„ren ward, neun Prinzen vom Geblüte vor sich,
„nämlich den Heinrich II. und seine fünf Prinzen,
„den Anton von Navarra, seinen Vater, und die
„beyden Söhne dieses Antons, als die zween äl-
„testen Brüder unsers Heinrichs. Alle diese
„Prinzen starben vor ihm, um ihm zur Erbfolge
„Platz zu machen. Diese aber war sehr verwirrt,
„und man kann sagen, daß er unendliche Mühe,
„Beschwerlichkeiten und Gefährlichkeiten zu über-
„winden gehabt, ehe er die schönsten Provinzen
„des Reichs zusammen gebracht hat. Er ver-
„mählte sich, als ein junger Prinz, mit der Schwe-
„ster des Königs Carls, welche Heirath für ihn
„sehr vortheilhaft zu seyn schien, aber eine Schlin-
„ge war, um ihn und seine Freunde ins Garn zu
„locken. Diese Gattinn ward hernach an statt sein
„Trost zu seyn, sein größter Verdruß, indem sie

1610. „ihm mehr Schande, als Ehre machte. Seine „andere Gemahlinn gebahr ihm schöne Kinder, „worüber er seine Freude hatte, ihre Zänkereyen „und Verachtung aber verursachten ihm tausend „Verdrüßlichkeiten. Er triumphirte über alle sei„ne Feinde, und ward Schiedsrichter der ganzen „Christenheit. Je mächtiger er aber ward, desto „verbitterter ward der Haß seiner Feinde, und „desto mehr Mittel brauchten sie, ihn zu stürzen, „also, daß sie sich auf unzählige Weise wider „sein Leben verschworen, bis sie einen Ravaillac „fanden, der endlich ins Werk richtete, was so „vielen mißgelungen war.

„Im übrigen muß man zugeben, daß alle Wi„derwärtigkeiten, die er ausgestanden hat, seinen „Geist und Muth angespornt haben, und er end„lich ein großer König gewesen ist, weil er nicht „anders, als durch viele Schwierigkeiten, und „in einem reifen Alter die Krone erhalten hat.

„Es ist gewißlich sehr schwer und selten, daß „diejenigen, die im Purpur gebohren, und in der „nahen Hofnung, nach ihres Vaters Tode den „Thron zu besteigen, erzogen werden, oder sich „gar zu jung auf denselben erhoben sehen, die „Kunst zu regieren wohl lernen, wenn sie nicht „so glücklich sind, daß sie durch die Sorgfalt ei„ner so tugendhaften und so wohl gesinnten Mut„ter erzogen werden, als diese große Königinn ist, „welche den König Ludwig XIV. ihren Prinzen, „in allen guten Neigungen, und in allen Lehren

„der

„der christlichen Staatskunst so sorgfältig hat er- 1610.
„ziehen lassen, und einen so weisen, und für ihr
„Bestes so besorgten Minister finden, dergleichen
„dieser junge Monarch in der Person des großen
„Cardinals Mazarins gefunden hat.

„Die Ursachen davon sind, weil gemeiniglich
„die Personen, in deren Hände ein junger Prinz
„in seiner zarten Kindheit fällt, ihr Ansehen und
„Regiment zu behalten, und es, anstatt ihn zu ver-
„binden, und so gar zu zwingen, seinen Geist auf
„gründliche und nöthige Dinge zu richten, mit
„List dahin zu bringen suchen, daß er ihn mit
„unanständigen Kleinigkeiten, in denen sie ihn
„mit vielen Ränken zu unterhalten pflegen, be-
„schäftigt, und er es unmöglich erkennen kann.
„Anstatt ihm ohne Unterlaß die wahre Größe der
„Könige, welche in der Ausübung ihres Anse-
„hens bestehet, vor Augen zu stellen, füllen sie
„ihn mit dem Scheine und den Bildern dieser
„Größe, als mit der äußerlichen Pracht und
„Herrlichkeit, mit Stolz und Eitelkeit an. Sie
„unterhalten ihn endlich, anstatt ihn darinnen,
„was er wissen, und was er thun soll, (denn die
„ganze Wissenschaft der Könige besteht im Thun)
„sorgfältig zu unterrichten, in einer tiefen Un-
„wissenheit aller seiner Angelegenheiten, um be-
„ständig seine Herren zu seyn, und sich ihm un-
„entbehrlich zu machen. Eben daher kommt es,
„daß ein Fürst, wenn er groß wird, und seine
„Schwachheit erkennt, sich zum Regieren für

„un-

1610. „ungeschickt hält, und in dem Augenblicke, da „ihm diese Meynung beygebracht wird, kann er „nicht anders, als der Verwaltung seines Staats „entsagen, wenn nicht seine Naturgaben ganz „außerordentlich sind, und er ein wahrhaftig kö„niglich Herz hat. Ueber dieses bemächtigen sich „diese Personen aller Zugänge, und verhindern, „daß sich nicht redliche Leute seinen zärtlichen „Ohren nähern, oder unterlassen nicht, wenn sie „solches nicht verhindern können, sie ihm ver„dächtig zu machen, sie bey ihm, als Ungetreue, „anzuschwärzen, und ihm beyzubringen, als „wenn sie seine Feinde, oder Uebelgesinnte, oder „lächerliche und ungereimte Leute wären. Fer„ner bedienen sie sich gewisser Leute, die von „ihnen dazu bestellt sind, daß sie ihn durch „Schmeicheleyen, und durch übertriebene Lobs„erhebungen und Verehrungen ganz einneh„men, die ihm nichts vorsagen, als was zu „ihren Absichten dient; die seine Fehler durch „beständige Gefälligkeiten unterhalten; die ihm „weis machen, daß er von allem eine vollkom„mene Erkänntniß habe, ob er gleich nichts „weis; die ihm beybringen, daß die königliche „Würde nur ein unumschränkter Müßiggang, „die Arbeit einem Könige unanständig, und die „Regierung beschwerlich, und folglich nieder„trächtig und knechtisch sey. Man macht ihm „also bey guter Zeit vor dem Regieren einen „Eckel; man gewöhnt ihn Herren zu haben,

„weil

„weil es ihm noch an genugsamer Erkänntniß, 1610.
„und Stärke fehlt, selbst Herr zu seyn. Auf die-
„se Weise nun wird ein solcher armer Fürst, da
„man ihm niemals widersprochen, sondern ihn
„beständig angebeten, da er von sich selbst keine
„Erfahrung, und niemals etwas von Noth und
„Kummer erlitten hat, öfters übermüthig, und
„in seinen Einbildungen unumschränkt, und
„glaubt, daß er in Ansehung der Macht mit
„Gott in einem Paare gehe. Man sieht Fürsten,
„die auf nichts sehen, als auf ihre Leidenschaft,
„ihr Vergnügen und ihren Eigensinn, gleichsam
„als wenn das menschliche Geschlecht für sie er-
„schaffen wäre, anstatt daß sie nur geschaffen
„sind, das menschliche Geschlecht weislich zu lei-
„ten und zu regieren; welche das Vermögen und
„Leben ihrer Unterthanen verschwenden lassen,
„und mit einer Unempfindlichkeit, die ihres
„gleichen nicht hat, die Klagen und Seufzer der
„Unterthanen eben so wenig hören, als das Ge-
„schrey eines Ochsen, den man abschlachtet.

„Im Gegentheile sind diejenigen, welche von
„weiten, und in einem reifen Alter zur Krone
„gelangen, fast beständig in ihren Angelegenhei-
„ten mehr unterrichtet. Sie bestreben sich mit
„mehrerm Eifer, ihren Staat zu regieren; sie
„wollen beständig das Ruder selbst führen; sie
„sind gerechter, zärtlicher, barmherziger; sie
„wissen mit ihren Einkünften besser umzugehen;
„sie halten weit sorgfältiger über das Blut und

„Ver-

1610. „Vermögen ihrer Unterthanen; sie hören die „Vorstellungen williger an, und handhaben die „Gerechtigkeit besser; sie bedienen sich nicht mit „so vieler Strenge dieser unumschränkten Macht, „welche öfters die Völker in die Verzweiflung „bringt, und zu außerordentlichen Empörungen Anlaß giebt.

„Wenn man die Ursachen untersucht, warum „sie sich also verhalten; so findet man diese, weil „sie in Umständen gewesen sind, wo sie öfters die „Wahrheit gehört haben; wo sie gelernt haben, „wie schimpflich es ist, wenn ein Fürst nicht „selbst seine Rolle spielt, und sie einem andern „überläßt; wo sie, wenn sie auch mit einigen „Schmeichlern umgeben gewesen sind, auch öf„fentliche Feinde gehabt haben, die sich ihnen „offenbarlich widersetzet, sie wegen ihrer Fehler „getadelt, und ihnen dadurch Anlaß gegeben ha„ben, sie zu verbessern; wo sie die Fehler der Re„gierung, unter welcher sie vorher stunden, ha„ben tadeln hören, oder selbst getadelt, und sich „also eben dadurch verbindlich gemacht haben, „es besser zu machen, und solchen von ihnen „selbst verdammten Spuren nicht zu folgen; wo „sie mit Fleiße gelernt haben, sich weislich auf„zuführen, weil sie vorher unter andern stunden, „und sich vor den Strafen fürchteten; wo sie öf„ters die Klagen der Unterthanen mit anhört, „und das Elend der Völker mit angesehen ha„ben; endlich, wo sie durch Leiden gelernt haben,

„was

„was das heiße, unglücklich seyn, und mit denen- 1610.
„jenigen, denen man Unrecht gethan hat, Er-
„barmen haben, weil sie selbst die Strenge einer
„gar zu harten, und gar zu stolzen Herrschaft
„erfahren haben. Wir haben davon zwey schö-
„ne Beyspiele am Ludwig XII. dem so genannten
„Vater des Volks, und an unserm Heinrich,
„die in den letzten Jahrhunderten den Scepter
„der Lilien geführt haben.„

Derjenige nun, der die heldenmäßigen Tugenden, die schönen Thaten und erhabenen Eigenschaften Heinrichs, des großen, alle zusammen nehmen, und auf eine würdige Weise in eine Ordnung setzen könnte, würde ihm eine kostbarere und herrlichere Krone verfertigen, als diejenige gewesen ist, die man ihm bey seiner Krönung aufs Haupt gesetzet hat. Dieser Vorrath von Freymüthigkeit und Aufrichtigkeit, die von aller Schalkheit, Galle und Bitterkeit rein und frey war, würde dazu ein weit kostbarer Stoff, als das Gold, und sein Name und Ruhm, der ewiglich währen wird, der Ring davon seyn. Seine Siege bey Coutras, Arqves, Yvry, Fontaine-francoise; seine Vermittelung des Friedens in Vervins, des Vergleichs der Venetianer mit dem Pabste, des Stillestands zwischen den Spaniern und Holländern, und dieses großen Bündnisses mit allen Prinzen der Christenheit, um das von uns erzählte Vorhaben auszuführen, würden davon die Bügel ausmachen. Ferner würden

sei-

1610. seine Tapferkeit im Kriege, seine Edelmüthigkeit, Standhaftigkeit, Redlichkeit, Weisheit, Klugheit, Thätigkeit, Wachsamkeit, Sparsamkeit, Gerechtigkeit, und hundert andere Tugenden die Edelsteine seyn, zwischen welche diese väterliche und herzliche Liebe gegen seine Unterthanen, gleich einem Karfunkel, ein schimmerndes und helles Feuer werfen würde; die Standhaftigkeit seines in allen Gefährlichkeiten stets unüberwindlichen Muths würde den Werth und die Schönheit des Demants haben, und seine unvergleichliche Gnade, welche die von seiner Tapferkeit zu Boden geworfenen Feinde wider empor hob, würde darinnen leuchten, wie ein Smaragd, welcher in den Augen aller derjenigen, die ihn betrachten, Freude und Vergnügen ausbreitet.

Um das Gleichniß fortzusetzen, will ich noch hinzu fügen, daß die vielen weisen Verordnungen, welche die Handhabung der Gerechtigkeit, die Polizey und das Rentwesen betreffen, die schönen und nützlichen Einrichtungen von allen Arten von Manufacturen, aus denen Frankreich jährlich viele Millionen zog, die vielen stolzen Gebäude, als die Gallerien im Louvre, die neue Brücke, der königliche Schloßplatz, das königliche Collegium, die Einfassungen der Seine, Fontainebleau, Monceaux, St. Germain, die vielen ausgebesserten öffentlichen Gebäude, Brücken, Dämme, Hauptstraßen, die

vie-

vielen an verschiedenen Orten des Reichs wider 1610.
aufgebauten Kirchen, gleichsam die gestochene Arbeit und Verzierungen seyn würden.

Laßt uns daher das unsterbliche Andenken dieses großen Königs, die Liebe der Franzosen, und das Schrecken der Spanier, die Ehre seines Jahrhunderts, die Bewunderung der Nachwelt mit tausend Lobsprüchen krönen, und ihn, der Raserey der Bösen zum Trotze, die ihm das Leben genommen hat, in unsern Herzen und Gedanken leben.

Laßt uns zu seinem Ruhme wegen der vielen Wohlthaten, die er unserm Vaterlande erwiesen hat, ein Jauchzen und Frölocken nach dem andern erheben. Er war ein Herkules, welcher der lernäischen Schlange die Köpfe abhauete, da er die Ligve zu Boden warf. Er war gröſſer, als Alexander, größer, als Pompejus, weil er eben so tapfer, und dabey gerechter war, weil er eben so viel Siege erfocht, und mehr Herzen gewann. Er eroberte Gallien sowohl, als Julius Cäsar, aber er eroberte es, um ihm die Freyheit wider zu geben, und Cäsar brachte es unters Joch, um sie ihm zu nehmen: er bereicherte, und Cäsar plünderte es. Sein Name sey daher über die Namen eines Herkules, eines Alexanders, eines Pompejus und eines Cäsars erhaben! Seine Regierung sey das Mu-

1610. ster löblicher Regierungen, und seine Beyspiele helle Fackeln, welche andern Fürsten in die Augen leuchten können! Seine Nachkommenschaft sey mit den Lilien ewiglich gekrönt, beständig verherrlicht, beständig triumphirend, und Ludwig, der siegreiche, das Ziel unserer Wünsche, sein Enkel müsse ihm gleichen, und ihn, wenn es möglich ist, so gar übertreffen!

Restauro del Libro
Badia
di
Cava

00566946